

# VOLKSKALENDER

1949



V  
201

## MATVERTRIEBENE

AUS SCHLESISIEN

1949



# Volkskalender

für Heimatvertriebene

aus

Schlesien



---

Herausgeber: Kirchliche Hilfsstelle

V 207



C 38890  
140404 ||

K-00/522/63



15.05

10,-

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

Lizenz Nr. 6 - (Verlag Katholische Kirche in Bayern)

Zusammengestellt von Dr. Rudolf Jökel - Umschlagzeichnung und Kalender-Bignetten: Franz Urban

Druck: Graph. Kunstanstalt Jof. C. Huber, Diefen vor München

## GELEITWORT

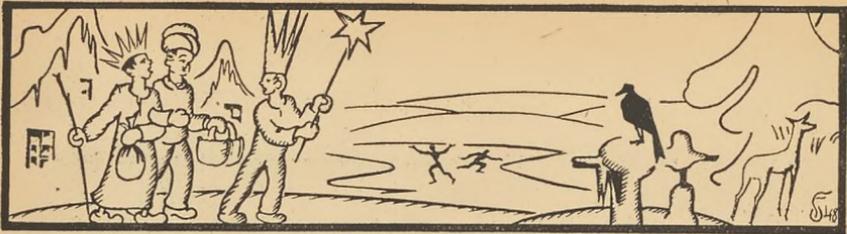
Der Erzbischof von Köln, Kardinal FRINGS, stellte dem Schleierkalender folgendes Geleitwort zur Verfügung:

Nachdem mich der Heilige Vater, Papst Pius XII., dessen väterliche Sorge besonders den Flüchtlingen und Ausgewiesenen gilt, zum „Hohen Protektor für das gesamte Flüchtlingsproblem in Deutschland“ bestellt hat, ist mir die körperliche und seelische Not der Heimatvertriebenen, die mir schon immer am Herzen lag, zu einer besonderen Aufgabe geworden. Ich kenne die Leiden und Schmerzen, unter denen die gewaltsame Vertreibung vor sich ging, ich kann den unerseßlichen Verlust all derer ermessen, die nicht nur Hab und Gut, Gesundheit und Existenz verloren haben, sondern auch all die unwägbaren Werte der Geborgenheit in der seit Jahrhunderten angestammten Heimat preisgeben mußten. Mir sind auch nicht unbekannt die unsagbaren Enttäuschungen und Entbehrungen, die die notdürftige Unterbringung von vielen Millionen in einem zerstörten und aufs Schwerste unter den Folgen des Krieges leidenden Restdeutschland mit sich bringen mußte.

Und doch dürfen wir als Christen nicht verzagen. Das Flüchtlingsproblem ist eine vom Herrgott zugelassene ernste Prüfung für unser Volk. Sowohl für die Einheimischen wie für die Heimatvertriebenen, die nun im Ungewissen sind, ob sie einmal wieder in die alte Heimat zurückkehren dürfen oder sich eine neue Heimat suchen und schaffen müssen, ist es eine Stunde der Bewährung. Nur gemeinsam und nur aus dem Geiste christlicher Geduld und Nächstenliebe können wir die hier gestellte Aufgabe, soweit es überhaupt in unseren Kräften steht, lösen. Der Einheimische muß wissen, daß in dem Notleidenden und Heimatlosen Christus selbst zu ihm spricht, und der Heimatvertriebene darf das Opfer, das er für die Gesamtheit zu tragen gewürdigt wurde und das ihm ein Weg zum Himmel werden kann, nicht durch Ungeduld und Auflehnung gegen Gottes Willen entwerten. Unser heiliger Glaube bietet die Quellen der Kraft und des Trostes, die uns diese schwere Notzeit überwinden helfen. Mögen sie allen im neuen Jahre reichlich fließen!

Köln, den 15. Dezember 1948.

+ Ros. Kard. Frings



## Januar

1. S	Neujahr	
2. S	S. u. Neujahr	
3. M	Genoveva	
4. D	Litus	
5. M	Telesphorus	
6. D	Hl. 3 König	
7. F	Luzianus	①
8. S	Severinus	
9. S	1. S. u. Ep.	
10. M	Paul Eins.	
11. D	Hyginus	
12. M	Ernst	
13. D	Gottfried	
14. F	Felix v. Nola	
15. S	Maurus	②
16. S	2. S. u. Ep.	
17. M	Antonius	
18. D	Petri Stuhl. 3. R.	
19. M	Kanut	
20. D	Fab. u. Sebastian	
21. F	Agnes	
22. S	Vinzentius	③
23. S	3. S. u. Ep.	
24. M	Timotheus	
25. D	Pauli Bef.	
26. M	Polharp	
27. D	Joh. Chrysof.	
28. F	Karl d. Gr.	
29. S	Franz v. S.	
30. S	4. S. u. Ep.	④
31. M	Joh. Bosco	

### Witterung nach Erfahrung :

Eine schöne, anhaltende Witterung pflegt mit Frost zu folgen : wenn der Südwestwind in Nordwestwind umschlägt. Wenn bei Ostwind kleiner Schnee fällt. Wenn im Westen dichter Nebel entsteht. — Schlechte, laue Witterung : wenn der Nordostwind wechfelt, die Senkgruben stinken.

### Bauernregeln :

Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach Futter gucken. Wie das Wetter um Makarius (2.) war, so wird's im September trüb und klar. Sankt Paulus (25.) klar, bringt gutes Jahr, hat er Wind, regnets g'schwind.

### Lostage :

Am 1.  
Morgenrot am ersten Tag, Unwetter bringt und große Plage.

Am 2.  
Wie das Wetter zu Makarius war, so wird's im September trüb und klar.

Am 22.  
Zu Vinzenz Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein.





# Memento mori!

## Februar

1. D	Ignatius	
2. M	Mar. Lichtmess	
3. D	Blasius	
4. F	Veronika	
5. S	Agathe	
6. S	5. S. n. Ep.	
7. M	Richard	☽
8. D	Joh. v. Matha	
9. M	Apollonia	
10. D	Scholastika	
11. F	Euphrosine	
12. S	Eulalia	
13. S	Septuagesimä	
14. M	Valentin	☿
15. D	Siegfried	
16. M	Juliana	
17. D	Donatus	
18. F	Konkordia	
19. S	Mansuet	
20. S	Sexagesimä	
21. M	Eleonore	☾
22. D	Petri Stuhlf. 3. A.	
23. M	Milburgis	
24. D	Matthias	
25. F	Walburga	
26. S	Mechthilde	
27. S	Quinquagesimä	
28. M	Romanus	

### Witterung nach Erfahrung:

Eine schöne, anhaltende Witterung folgt mit Frost; wenn es Südostwinde gibt; wenn der Mond sehr weiß ist; wenn sich die Abendröthe auf den westlichen Himmel sehr hoch ausbehnt; wenn das Siebengestirn rein aufgeht. — Hingegen eine schlechte oder laue Witterung folgt; wenn die Ostwinde herrschen; wenn sich der Sandstein befeuchtet.

### Bauernregeln:

Hestige Nordwinde am Ende Februar vermelden ein fruchtbares Jahr, wenn der Nordwind aber im Februar nicht will, so kommt er sicher im April. Am 24. Mathels bricht Eis, hat er keins, so macht er eins.

### Lostage:

Am 2.

It's an Lichtmess hell und rein, wird ein langer Winter sein; wenn es stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit.

Am 22.

It's an Petri Stuhlfester kalt, so hat der Winter lange halt.

# Februar 1949



Die Sonne tritt am 19. 2. in das Zeichen der

**Sinnspruch:** Keiner, der seine Hand an den Pflug legt und wieder zurückschaut, ist brauchbar für das Reich Gottes. Lukas, 9.

## Notizen:

A series of horizontal dotted lines for taking notes, starting below the 'Notizen:' header and extending to the bottom of the page.



## März

1. D	Fastnacht	①
2. M	Aschermittwoch	
3. D	Kunigunde	
4. F	Kasimir	
5. S	Friedrich	
6. S	Invokavit	
7. M	Thomas v. A.	
8. D	Joh. v. Gott	②
9. M	Franziska	
10. D	40 Märtyrer	
11. F	Rosina	
12. S	Gregor d. Gr.	
13. S	Reminiszere	
14. M	Mathilde	
15. D	Longinus	③
16. M	Heribert	
17. D	Gertrud	
18. F	Eduard	
19. S	Joseph	
20. S	Dkuli	
21. M	Benedikt	
22. D	Nikolaus de Flüe	④
23. M	Viktorian	
24. D	Gabriel	
25. F	Mar. Verk.	
26. S	Emanuel	
27. S	Laetare	
28. M	Guntram	
29. D	Eustachius	⑤
30. M	Quirinus	
31. D	Balbina	

### Witterung nach Erfahrung

So wie die Witterung gegen den 9. März ist, pflegt sie im ganzen Monat zu sein. Wenn der Januar warm gewesen, so ist der März kalt. Ein trockener März prophezeit einen schönen Mai; die Nachtgleiche: Stürme zeigen ein fruchtbares Jahr an: wenn beim Aufgang der Sonne und des Mondes ein außerordentlich großer Regen erfolgt, gleichfalls, wenn man die Glocken weit hört.

### Bauernregeln

Ist's am Josefstag (19.) klar, folgt ein fruchtbares Jahr. Ist an Rupprecht (27.) der Himmel rein, so wird er's auch im Juni sein.

### Fastage

Am 10. Wenn es am Tage der 40 Märtyrer gefriert, so gefriert es 40 Nächte.

Am 19. Ein schöner Josefstag bringt ein gutes Jahr.





## April

1. F	Hugo	
2. S	Franz v. P.	
3. S	Judika	
4. M	Ambrosius	
5. D	Vinzenz F.	
6. M	Sirtus	☽
7. D	Hermann	
8. F	Walter	
9. S	Waltrud	
10. S	Palmsonntag	
11. M	Leo d. Gr.	
12. D	Julius	
13. M	Justinus	
14. D	Gründonnerstag	☿
15. F	Karfreitag	
16. S	Karsamstag	
17. S	Ostersonntag	
18. M	Ostermontag	
19. D	Werner	
20. M	Sulpitius	
21. D	Anselm	♃
22. F	Eoter u. Caj.	
23. S	Adalbert	
24. S	Weißer Sonntag	
25. M	Markus	
26. D	Kletus	
27. M	Petrus Canisius	
28. D	Vitalis	
29. F	Petrus M.	♄
30. S	Kath. v. S.	

### Witterung nach Erfahrung

Wenn im April die Witterung sehr angenehm ist, pflegt ein schlechter Mai darauf zu folgen. Donnerwetter im April zeigt auf ein nasses Jahr. Wenn blaue und gelbe Farben im Regenbogen schön und gut sichtbar sind, kann man auf einige Tage gutes Wetter erwarten. Wenn bei Sonnenaufgang viele grüne Wolken sichtbar werden, folgt ein Regen darauf.

### Bauernregeln

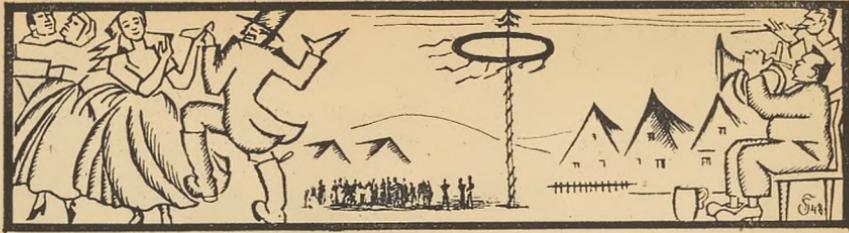
Ist es um Judica feucht, so bleiben die Kornböden leicht. Solange die Frösche im März schreien, so lange müssen sie nach März schweigen.

### Lostage

Am 24.

Ist zu Georg das Korn so hoch, daß sich ein Rabe darin verstecken kann, so gibt es ein gutes Getreidejahr. Sind die Raben um Georg noch blind, so freut sich Mann und Kind.





## Maï

1. C	2. C. n. Dstern	
2. M	Sigmund	
3. D	Hl. Kreuzauff.	
4. M	Florian u. Mon.	
5. D	Irene	
6. F	Joh. v. L.	Ⓞ
7. C	Stanislaus	
8. C	3. C. n. Dstern	
9. M	Gregor v. N.	
10. D	Antonin	
11. M	Namertus	
12. D	Mantradius	
13. F	Servatius	Ⓜ
14. C	Bonifatius	
15. C	4. C. n. Dstern	
16. M	Joh. v. Nep.	
17. D	Rasso	
18. M	Erich	
19. D	Emma	
20. F	Bernhard	
21. C	Anselm	Ⓞ
22. C	5. C. n. Dstern	
23. M	Desiderius	
24. D	Johanna	
25. M	Urban	
26. D	Christi Himmelfahrt	
27. F	Beda	
28. C	Wilhelm	Ⓜ
29. C	6. C. n. Dstern	
30. M	Ferdinand	
31. D	Kreszentia	

### Witterung nach Erfahrung

Schönes Wetter wird: wenn die Abendröte goldsfärbig ist; wenn beim Sonnenuntergang auf Wässern und Feldern dichter Nebel aufsteigt; wenn die Laubfrösche hoch sitzen und quacken. Schlechtes Wetter folgt häufig: nach starkem Abend- oder Morgenrot; wenn Nebel die Bergspitzen umhüllt.

### Bauernregeln

Banktag und Urban ohne Regen, folgt ein großer Weinsagen. Vor Servaz kein Sommer, nach Servaz kein Frost. Regen am Himmelfahrtstag zeigt schlechte Heuernte an.

### Lostage

Am 1.  
Regen an Philipp und Jakob, deutet auf ein fruchtbares Jahr.

Am 25.  
Schönes Wetter am Urbanitag, bringt viel und guten Wein. Regen im Mai, gibt für das ganze Jahr Brot und Heu.

# Mai 1949

Die Sonne tritt am 22. 5. in das Zeichen der



**Sinnspruch:** Das Beste aber, was der Mensch für einen  
anderen tun kann, ist doch immer das,  
was er für ihn ist.

Adalbert Stifter.

**Notizen:**

A series of horizontal dotted lines for writing notes, starting from the 'Notizen:' heading and extending to the bottom of the page.



## Juni

1. M	Juventus	
2. D	Erasmus	
3. F	Klothilde	
4. G	Hildebrand	
5. G	Pfingstsonntag	☉
6. M	Pfingstmontag	
7. D	Robert	
8. M	Medardus	
9. D	Primus	
10. F	Margarete	
11. G	Barnabas	
12. G	1. G. n. Pf.	☽
13. M	Anton v. P.	
14. D	Basilius	
15. M	Veit	
16. D	Fronleichnam	
17. F	Adolf	
18. G	Paulina	
19. G	2. G. n. Pf.	☾
20. M	Silberius	
21. D	Alloisius	
22. M	Eberhard	
23. D	Edeltraud	
24. F	Joh. d. Läufer.	
25. G	Eulogius	
26. G	3. G. n. Pf.	
27. M	Ladislaus	☼
28. D	Leo II.	
29. M	Peter u. Paul	
30. D	Pauli Ged.	

### Witterung nach Erfahrung

Eine gute Witterung folgt: wenn der Johanniskeiser sehr stark glänzt; wenn sich die am Himmel sichtbaren weißen Wolken zerstreuen; wenn sich viele Bienenwolken zeigen; wenn die Brummsiegen abends dicht fliegen. — Schlechtes Wetter mit Regen folgt: wenn sich viele Frösche zeigen; wenn sich die Regen häufig reinigen und besetzen; wenn die Hühner sich im Sande baden.

### Bauernregeln

Wie's Wetter zu Medardi (8.) fällt, es bis zum Mondesichluß anhält. D heil. Veit (15.) regne nicht, daß es uns nicht an Bert' gebricht. Vor Joh'nnitag, keine Gerste man loben mag.

### Lostage

Am 8.  
Regnet's am Medarüstag,  
regnet's noch 40 Tag' danach.

Am 27.  
Regen am Siebenschläfertag,  
regnet's noch 7 Wochen danach.

Am 29.  
St. Paulus hell und klar, bringt  
ein gutes Jahr.





## Juli

1. F	Theobald	
2. G	Maria Heimsf.	
3. G	4. G. n. Pf.	
4. M	Ulrich	③
5. D	Cyrrill u. Method	
6. M	Isaias	
7. D	Willibald	
8. F	Kilian	
9. G	Zyrrillus	
10. G	5. G. n. Pf.	
11. M	Pius I.	④
12. D	Joh. Gualb.	
13. M	Eugen	
14. D	Bonaventura	
15. F	Heinrich	
16. G	Faustus	
17. G	6. G. n. Pf.	
18. M	Arnold	
19. D	Vinzenz v. P.	⑤
20. M	Elias	
21. D	Daniel	
22. F	Mar. Magd.	
23. G	Apollinaris	
24. G	7. G. n. Pf.	
25. M	Jakob	
26. D	Anna	⑥
27. M	Konstantin	
28. D	Innozenz	
29. F	Martha	
30. G	Abdon	
31. G	8. G. n. Pf.	

### Witterung nach Erfahrung

Man kann eine schöne Witterung hoffen: wenn das Wetter bei Sonnenuntergang schön war; wenn die Nachtigallen fleißig singen; wenn der Rauch morgens und abends gerade in die Höhe steigt; wenn sich der Regen in Nebel verwandelt. — Schlechtes Wetter: wenn bei Sonnenaufgang Gewitter eintreten; wenn bei Sonnenuntergang die Gähne krähen; wenn die Hühner traurig sind.

### Bauernregeln

Wie der Juli, so der nächste Januar. Regnet's an unserem Frauentag (Mariä Heimsuchung), so regnet's nacheinander 40 Tage. Am Margarententage ist Regen eine Plage.

### Lostage

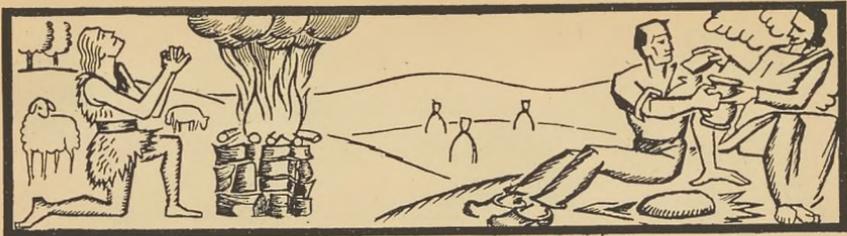
Am 2.

Regen an Mariä Heimsuchung, dauert 40 Tage.

Am 25.

Jakobi ohne Regen, deutet auf strengen Winter; drei Tage vorher Regen, läßt eine schlechte Kornerte befürchten.





## August

1. M	Petri Kettenf.	
2. D	Alfons	ⓓ
3. M	Steph. Auff.	
4. D	Dominikus	
5. F	Mar. Schnee	
6. S	Verkl. Christi	
7. S	9. S. n. Pf.	
8. M	Justinus	
9. D	Roman	
10. M	Lorenz	Ⓜ
11. D	Susanna	
12. F	Klara	
13. S	Hypolit	
14. S	10. S. n. Pf.	
15. M	Mar. Himmelf.	
16. D	Joachim	
17. M	Hyazinth	Ⓢ
18. D	Helene	
19. F	Sebald	
20. S	Stephan	
21. S	11. S. n. Pf.	
22. M	Limotheus	
23. D	Philipp	
24. M	Bartholomäus	
25. D	Ludwig	Ⓛ
26. F	Egbert	
27. S	Gebhard	
28. S	12. S. n. Pf.	
29. M	Joh. Enth.	
30. D	Rosa v. L.	
31. M	Raimund	

### Witterung nach Erfahrung

Es deutet gewöhnlich gutes Wetter an: wenn die Schafe auf dem Felde auch noch abends lustig herumspringen; wenn die Eulen nach längerem Regen bei Nacht zu sehr schreien; wenn sich der Wind mit dem Tagesgange zugleich ändert; wenn der Tau morgens länger auf den Baumblättern anhält.

### Bauernregeln

Wie das Wetter am Kassian (13.), hält es mehrere Tage an. Himmelfahrt Mariä Sonnenschein, bringt guten Wein. Der Tau ist dem August so not, als jedermann sein täglich Brot.

### Lostage

Am 10. und 24.  
Ist es zu Laurenti und Bartholomäi schön und heiter, so wird ein schöner Herbst folgen.

Am 15.  
Mariä Himmelfahrt klarer Sonnenschein, bringt meistens viel und guten Wein.

# August 1949



Die Sonne tritt am 24. 8. in das Zeichen der

**Sinnspruch:** Das einzige Glück, das man auf Erden  
finden kann, ist, hoffen zu können.

Edvós.

## Notizen:

A series of horizontal dotted lines for writing notes.



## September

1. D	Agidius	③
2. F	Stephan	
3. S	Seraphia	
4. S	13. S. n. Pf.	
5. M	Nathanael	
6. D	Magnus	
7. M	Regina	
8. D	Mar. Geburt	②
9. F	Korbinián	
10. S	Ottokar	
11. S	14. S. n. Pf.	
12. M	Mar. Namen	
13. D	Notburga	
14. M	Kreuz-Erh.	
15. D	Nikomedes	
16. F	Ludmilla	④
17. S	Hildegard	
18. S	15. S. n. Pf.	
19. M	Januarius	
20. D	Eustachius	
21. M	Matthäus	
22. D	Moriz	
23. F	Thesla	①
24. S	Rupert	
25. S	16. S. n. Pf.	
26. M	Cyprian	
27. D	Kosm. u. Dam.	
28. M	Wenzeslaus	
29. D	Michael	
30. F	Hieronymus	

### Witterung nach Erfahrung

Gutes Wetter folgt: Wenn am Anfang des Monats viele fliegende Sterne sichtbar sind; wenn kein Tau fällt und wenn auch gefallen, schnell vertrocknet; wenn die Nächte außerordentlich kalt sind; wenn die Sonne sehr rein untergeht. — Ein schlechtes Wetter: wenn die Tauben sich baden, spät nach Hause fliegen.

### Bauernregeln

Ist Agidi (1.) ein heller Tag, ich dir schönen Herbst anlag. Wie sich's Wetter an Mariä Geburt tut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten, So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walpurgis.

### Lostage

Am 1.  
Wie das Wetter am Agiditag, bleibt's den ganzen Monat.

Am 21.  
Wie das Wetter am Matthäus-tag ist, so wird es vier Wochen bleiben.





## Oktober

1. S	Remigius	☽
2. S	17. S. n. Pf.	
3. M	Ewald	
4. D	Franz Ser.	
5. M	Plazidus	
6. D	Bruno	
7. F	Markus	
8. S	Brigitta	☾
9. S	18. S. n. Pf.	
10. M	Franz Borg.	
11. D	German	
12. M	Maximilian	
13. D	Eduard	
14. F	Kalixtus	
15. S	Theresia	☾
16. S	19. S. n. Pf.	
17. M	Hedwig	
18. D	Lukas	
19. M	Petrus	
20. D	Wendelin	
21. F	Ursula	
22. S	Rordula	
23. S	20. S. n. Pf.	☾
24. M	Raphael	
25. D	Krispinus	
26. M	Evaristus	
27. D	Sabina	
28. F	Simon u. Juda	
29. S	Narzissus	
30. S	21. S. n. Pf.	☽
31. M	Wolfgang	

### Witterung nach Erfahrung

Es zeigt frühen Winter an: wenn im Juli die Ameisen ihre Haufen höher zusammentragen als gewöhnlich; wenn die Baumblätter lange nicht herabfallen; wenn die Zugvögel vor Michäli wegziehen. — Eine gelinde Witterung zeigt an: wenn die Bäume im Herbst zum zweiten Mal zu blühen anfangen.

### Bauernregeln

Auf St. Gall bleibt die Kuh im Stall. Regen am Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. Am St. Lukas-Tag (18.) soll das Winterkorn schon in die Stoppeln gefät sein.

### Lostage

Am 16.

Trocken am Sankt-Gallustag, verkündet einen trockenen Sommer.

Am 21.

Wie der Ursulatag anfängt, soll der Winter beschaffen sein. Giebt Sankt Gallus wie ein Foh, ist der nächste Sommer naß.





## November

1. D	Allerheiligen	
2. M	Allerseelen	
3. D	Hubertus	
4. F	Karl Borr.	
5. S	Zach. u. Elis.	
6. S	22. S. n. Pf.	☉
7. M	Engelbert	
8. D	Gottfried	
9. M	Theodor	
10. D	Iustus	
11. F	Martin B.	
12. S	Christin	
13. S	23. S. n. Pf.	
14. M	Josaphat	☾
15. D	Leopold	
16. M	Ditmar	
17. D	Gregor	
18. F	Gottschalk	
19. S	Elisabeth	
20. S	24. S. n. Pf.	
21. M	Mar. Dpfer.	☼
22. D	Cäzilie	
23. M	Klemens	
24. D	Joh. v. Kr.	
25. F	Katharina	
26. S	Konrad	
27. S	I. Adv.-Sonntag	
28. M	Kreuzenz	
29. D	Saturinus	☾
30. M	Andreas	

### Witterung nach Erfahrung

Es folgt ein langer und strenger Winter: wenn Juli wärmer ist als August, Oktober kalt und in dessen anderer Hälfte von Südoften her entstandene Angewitter waren; wenn die Vögel im Herbst fett sind; wenn der November trocken ist und es nicht fröstelt; wenn um Michäli schöne, stille Witterung ist.

### Bauernregeln

Kommt St. Martin mit Winterkälte, ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt, man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich's auch mit Andreas. Am 11. Wolken am Martinitag, der Wind unbeständig werden mag.

### Lostage

Am 1.

Wenn es um Allerheiligen feucht ist, hofft man viel Schnee.

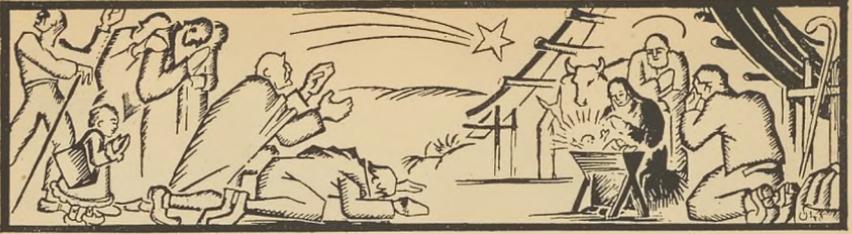
Am 25.

Wie der Tag zu Katharina, wird der nächste Januar sein.

Am 30.

Der Andreaschnee tut dem Korne weh.





## Dezember

- |       |                 |   |
|-------|-----------------|---|
| 1. D  | Eligius         |   |
| 2. F  | Bibiana         |   |
| 3. S  | Franz Xaver     |   |
| 4. S  | 2. Adv.-Sonntag |   |
| 5. M  | Sabbas          |   |
| 6. D  | Nikolaus        | ☾ |
| 7. M  | Ambrosius       |   |
| 8. D  | Mar. Empf.      |   |
| 9. F  | Anastasia       |   |
| 10. S | Melchisedes     |   |
| 11. S | 3. Adv.-Sonntag |   |
| 12. M | Synesius        |   |
| 13. D | Ottilie         | ☾ |
| 14. M | Berthold        |   |
| 15. D | Christiana      |   |
| 16. F | Adelheid        |   |
| 17. S | Lazarus         |   |
| 18. S | 4. Adv.-Sonntag |   |
| 19. M | Nemesius        |   |
| 20. D | Christian       |   |
| 21. M | Thomas          | ☾ |
| 22. D | Beata           |   |
| 23. F | Viktoria        |   |
| 24. S | Adam u. Eva     |   |
| 25. S | Weihnachten     |   |
| 26. M | Stephanus       |   |
| 27. D | Joh. Evangelist |   |
| 28. M | Unsch. Kinder   |   |
| 29. D | Thomas B.       | ☾ |
| 30. F | Lothar          |   |
| 31. S | Silvester       |   |

### Witterung nach Erfahrung

Ist es zu Anfang und Ende Dezember kalt, in dessen Mitte aber und im ganzen Januar gelind, so dauert der Winter bis Ende März. Ist es bis Weihnachten ununterbrochen kalt, so pflegt es um diese Zeit aufzutauen. Ein kalter Dezember weisfagt einen zeitigen Frühling und ein fruchtbares Jahr.

### Bauernregeln

Grünen am Christtag Feld und Wiesen, wird sie zu Ostern der Frost verschließen; hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst du zu Ostern Palmen schneiden.

### Lostage

Am 24.

Wie die Witterung zu Adam und Eva, pflegt sie bis Ende des Monats zu sein.

Am 31.

Sylvesternacht Wind, Früh Sonnenschein, bringt selten guten Wein.





## Die Heimatlosen

Wir sind von einem edlen Stamm genommen,  
Der Schuld vermählt,  
Wir sind auf dunklen Wegen hergekommen,  
Mund und gequält.

Wir hielten einst ein Vaterland umfassen,  
Gott riß uns los -  
Wir sind durch Feuer und durch Blut gegangen,  
Verfolgt und bloß.

Des Abgrunds Engel hat uns überslogen -  
Wer bannt das Heer?  
Wir sind am Rand der Hölle hingezogen,  
Uns graust nicht mehr.

Durch jede Schmach sind wir hindurchgebrochen  
Bis in's Gericht:  
Wir hörten Worte, die ihr nie gesprochen -  
O, redet nicht!

Uns winkt hier niemals Heimat mehr wie andern,  
Uns hält kein Band,  
Gott riß uns los, wir müssen wandern, wandern -  
Wüßt liegt das Land.

Wüßt liegt die Stadt, wüßt liegen Hof und Hallen,  
die Hand war leer,  
Wir sahen eine Welt in Trümmer fallen -  
Uns trifft nichts mehr.

Ziel eines Hasses oder eines Spottes,  
Was liegt daran!  
Wir sind die Heimatlosen unseres Gottes -  
Er nimmt uns an.

Die Schuld ist ausgeweint, wir sind entronnen  
In's letzte Weh:  
Die ew'ge Gnade öffnet ihre Brunnen -  
Blut wird zu Schnee.

Gertrud von le Fort

# Heimat UNTERM KREUZ

Verlorene Heimat! Wer zählt das Leid, das dieses Wort verbirgt? Das Vaterhaus, in dem wir Kinder eine glückliche Jugend hatten; die Arbeitsstätte, an der wir uns das tägliche Brot verdienten; unser Hab und Gut, ererbt und zusammengespart seit Jahrzehnten, die Frucht der Arbeit vieler Generationen; das Land, die Felder, Wälder, Berge und Täler — kein Land der Erde ist so schön wie das Heimatland! Die Gräber unserer Lieben — wer wird sie schmücken am Allerseelentage und dort ein stilles Vaterunser beten?

Wieviele Hände haben sich in den schweren Wochen und Monaten zum Himmel erhoben. Aber der Himmel blieb verschlossen und es schien, als hörte Gott nicht das Rufen seiner Kinder. Eine bange Frage stand in den gequälten Herzen auf: Warum? Wie haben wir das verdient? Andere aber gaben sich der Verzweiflung hin und sprachen: „Wenn Gott solches zulässt, dann kann ich nicht mehr an ihn glauben!“

Dürfen wir Menschen so fragen? Ist Er nicht der große gewaltige und furchtbare Gott? Sieh, wie der Prophet sagt: Die ganze Welt ist im Vergleich zu Ihm ein Tropfen am Eimer, der niederfließt, wie ein Staubkorn an der Waagschale, das nicht ins Gewicht fällt. Unsere Großeltern haben in ihren dicken Gebetbüchern den Namen Gottes mit lauter großen Buchstaben geschrieben und sie haben gewußt, was sie taten. Gott ist mehr als wir Menschen und wir können mit ihm nicht ins Gericht treten. Vor Ihm haben wir kein Recht, sondern stehen alle als Schuldner. Er mag über uns verhängen, was er will — er hat in allem Recht und wir müssen uns beugen.

Wir brauchen aber nicht zu erschrecken. Er ist der große Gott, der furchtbar ist in seinen Gerichten. Er ist aber auch der liebende Gott, der uns nur heimsucht, um uns zu retten. Es ist ein tröstendes Wort, mit dem uns der Apostel mahnt: „Beuget euch in Demut unter Gottes mächtige Hand, damit er euch erhöhe zur Zeit der Heimsuchung. Werfet alle eure Sorge auf Ihn. Ihr liegt Ihm ja im Herzen.“

Gott meint es gut mit uns! Wir Menschen freilich sehen das nur schwer ein, wenn Not und Prüfung über uns kommen. Wo ist da Gottes Fürsorge und Liebe? Aber wir dürfen nicht nur mit unseren menschlichen Maßstäben kommen, um Gottes Wege auszumessen. Was wissen denn wir! Wir überschauen diesen Augenblick. Gott aber sieht heute und morgen und Zeit und Ewigkeit. Hat nicht heute schon mancher gedacht, daß uns Gott vielleicht nur aus der Heimat geführt hat, um uns und unsere Kinder zu retten? Welches Elend wir heute schon ertragen müßten, irgendwo, wenn wir damals daheimgeblieben

wären! Nein, wir dürfen vertrauen, auch wenn unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken sind und seine Wege nicht unsere Wege. Das alte Sprichwort hat Recht: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, auch wenn ichs nicht begreifen kann.“

Aber ich weiß, das Herz gibt keine Ruhe mit dem Fragen. Hat denn wirklich alles so kommen müssen? Ist Gott nicht allmächtig? Hätte er nicht vieles verhindern können, das überschwer war, ja furchtbar und entsetzlich?

Es ist viel Leid in der Welt, aber als Gott die Welt geschaffen hat, war sie ein Garten der Freude. Gott hat das Leid nicht gemacht und nicht den Tod. Da der Mensch sich aber in der Sünde von Gott, dem Quell des Lebens abgewandt hatte, lieferte er sich selbst der Hinfälligkeit aus und Satan gewann Macht über ihn. Gott ist dem verlorenen Menschen nachgegangen, um ihn durch das Kreuz seines Sohnes zu retten. Seit der Stunde von Golgatha ist das Leid der Welt nicht mehr ohne Hoffnung. Es ist aufgenommen in das Kreuz Christi, durch das wir erlöst werden. Warum Gott das Leid zuläßt? Sieh, das Leid kommt aus dem Bösen. Auch das Leid, das die Menschen einander antun, kommt aus der Sünde. Je mehr sich die Menschen von Haß und Habgier leiten lassen, um so mehr schwingt Satan die Geißel. Aber Gott läßt das Böse nicht triumphieren. Das Leid, das aus der Sünde kommt, kann die Sünde überwinden und die Macht des Bösen brechen, wenn es im Glauben an das Kreuz getragen wird.

Leiden ist nicht nur entsetzlich. Es ist auch voller Trost. Wo ein Mensch leiden muß, dort bemüht sich Gott um seine Rettung. Dort wirft das Kreuz von Golgatha seinen dunklen Schatten hin. Dort beginnt aber auch schon die Hoffnung des Ostermorgens aufzuleuchten, in dem Tod und Hölle verschlungen sind im Siege des Auferstandenen.

Verstehest du jetzt, warum auch Unschuldige leiden? Das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt! Die Reinen und Guten, die das Kreuz tragen müssen, sie treten ein für ihre Brüder, um sie zu retten. Je mächtiger das Böse in der Welt, je furchtbarer die Last der Sünde, um so mehr ergeht der Ruf Gottes an jene, die Kinder seiner Gnade sind, das Kreuz des H e r r n auf ihre Schultern zu nehmen, damit die Welt wieder Ostern feiern kann.

Wir stehen an einem Karfreitag in der Menschheitsgeschichte und wissen noch nicht, wie lange es noch währen wird. Das Kreuz ist aufgerichtet. Auch du mußt seine Last tragen. Gott will, daß du die Last in Segen umwandelst. Vergiß es nicht.

Gott hat alle Tränen gezählt, alle Blutstropfen, die vergossen wurden. Das Geißelte, mit Dornen gekrönte Antlitz der Heimat schaut dich an. Christus schaut dich an. Es ist nichts umsonst. Schon ist die Saat ausgestreut, schon eine Mauer gegen die Flut aufgerichtet. Wie lange noch? Der H e r r weiß es. Wir glauben an die Auferstehung und an das Leben.

P. Dr. Paulus Gladek, O. S. Aug.

# WIR haben das Gesicht Deutschlands geändert!

In einem alten Volksliede sangen wir zu Hanse oft: „Nur die alten Eichen rauschen immer noch das gleiche Lied, sonst ist alles fremd geworden, seit ich aus der Heimat schied.“

Ja, im alten Zuhause hat sich alles geändert. Mit blutendem Herzen denken wir daran. Aber auch in Deutschland, d. h. in dem Rumpfdeutschland, das vorläufig übrig geblieben ist, hat sich gar viel geändert. Hier soll davon gesprochen werden, was in diesem Deutschland durch uns, die Heimatvertriebenen, anders geworden ist.

## I. Die Zahl der Menschen.

### 1. Wieviele sollten kommen?

Durch die verhängnisvollen Potsdamer Beschlüsse unterliegen folgende Bevölkerungsteile der „geordneten und humanen Ausfiedlung“, die sich in Wirklichkeit durch nichts von einer Deportation unterscheidet:

Ostpreußen	2,3	Millionen
Danzig	0,6	„
Niederschlesien	3,1	„
Oberschlesien	3,4	„
Brandenburg	0,9	„
Pommern	1,0	„
Westpreußen	0,3	„
Posen	1,0	„
Warthegau	1,0	„
	<hr/>	
	13,6	Millionen Menschen

Dazu kommen 3 Millionen Sudetendeutsche und 1,5 Millionen Deutsche aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien. Das ergibt 18,1 Millionen Menschen. Dänemark, Schweden und Norwegen haben zusammen eine Bevölkerungszahl von 10 Millionen Menschen. Die Schweiz hat 4,2 Millionen Einwohner. Frankreich zählt rund 40 Millionen an Bevölkerung. Man vergleiche diese Zahlen mit den 18 Millionen, die dem grausamen Schicksal der Vertreibung anheimgefallen sind. Ein Kommentar erübrigt sich ...

## 2. Wieviele kamen?

Bis zur Stunde sind rund 11 Millionen in den vier Zonen Deutschlands und in Osterreich angekommen.

In der amerikanischen Zone rund	3 100 000
„ „ französischen Zone	50 000
„ „ britischen Zone	3 200 000
„ „ russischen Zone	4 000 000
	<hr/>
ergibt:	10 350 000
Dazu kommen Heimatvertriebene in Osterreich	400 000
Ostdeutsche in Dänemark	180 000
	<hr/>
	10 930 000

Die 7 Millionen Menschen, die uns fehlen, d. s. fast doppelt so viele wie die Schweiz Einwohner hat, und zwei Drittel der Bewohner der drei nordischen Staaten, oder mehr als ein Sechstel der Bewohner Frankreichs, sind, abgesehen von den wenigen Hunderttausend, die noch in der alten Heimat zurückgehalten werden, unbekanntem Aufenthalts oder tot. Es gibt kaum eine Flüchtlingsfamilie, die nicht um einen nahen Verwandten in quälender Sorge lebt. Wer vermag diesen Schmerz zu ermessen und zu verstehen? Heimatvertriebene sind hundertfach gequälte Menschen...

## II. Was sind das für Menschen?

Wir meinen die Menschen, die da kamen oder die da nicht kamen. Vielerlei äußere und innere Lebensbedingungen prägen das Gesicht einer Bevölkerung. Die Landschaft, der Beruf, die Religion, das Klima und noch manches andere dazu. Die da kamen, waren Grenzland- und Inseldeutsche. In vielen Jahrhunderten waren sie Volk neben und zwischen anderen Völkern. Sie haben empfangen und haben gegeben. Sie haben überreich gegeben. Mit den Kräften ihrer Hände und ihres Herzens, mit den Kräften ihres Geistes und ihrer Seele. Die Dome und Burgen im Osten und im Südosten Europas, im böhmischen Raum und überall, wo sie lebten, sind steinerne Zeugen ihres selbstlosen Schaffens. Landwirtschaft, Handwerk und Industrie wurden durch diese deutschen Volksgruppen bis zur höchsten Vollendung geschaffen, erhalten und vervollkommenet. Architektur, Dichtung und alle anderen kulturellen Lebensäußerungen hatten in diesen Menschen überragende Träger. Der Kirche Gottes aber schenken sie einen Kranz von Heiligen und Seligen. So waren sie, die 18 Millionen Menschen, die man vertrieb. Sie hatten und haben auch ihre Fehler, weil sie Brüder und Schwestern aller anderen Menschenbrüder und Menschenschwestern sind, die die Schuld Adams zu tragen haben. All dies kann an dieser Stelle nur angedeutet werden. Es wird einmal notwendig sein, auch das systematisch zu ordnen und zusammenzutragen. Hier aber wollen wir nur an ein paar äußeren Maßstäben die Struktur der Heimatvertriebenen zeigen.

### 1. Die berufliche Zusammensetzung:

Die berufliche Zusammensetzung der Flüchtlinge aus dem Deutschland östlich der Oder und Neiße, der Deutschen in Polen, der Sudetendeutschen und der Deutschen in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien ist:

aus Land- und Forstwirtschaft kommen	29,5	v. Hundert
aus Industrie und Handwerk	24,2	"
aus Handel und Verkehr	12,5	"
aus öffentlichen Diensten und freien Berufen	18,5	"
aus häuslichen Diensten und übrigen Berufen	5,6	"

### 2. Alter und Geschlecht:

Wir führen hier die Zahlen an, wie sich die Heimatvertriebenen jetzt nach Alter und Geschlecht in der amerikanischen und der britischen Zone zusammensetzen. Von der russischen und französischen Zone fehlt uns die Aufgliederung. Weil wir Hundertsatzzahlen anführen, kann aber von diesen Zahlen ohne Schwierigkeiten auch auf die anderen Zonen geschlossen werden.

#### Amerikanische Zone

	0—15	15—20	20—30	30—49	50—65	üb. 65 Jhr.
Flüchtlinge	24,0	8,6	16,8	29,7	14,1	6,8 v. H.
männl.	26,6	9,1	15,3	28,8	13,4	6,7 "
weibl.	21,8	8,1	18,0	30,4	14,7	7,0 "
Einheimische	24,0	8,1	12,2	29,5	16,4	9,7 "
männl.	27,6	9,0	9,7	27,5	16,1	10,1 "
weibl.	21,1	7,2	14,3	31,2	16,7	9,3 "

#### Britische Zone

Flüchtlinge	27,3	8,1	15,5	29,7	14,1	6,0 "
männl.	31,1	9,1	13,1	28,3	12,7	5,7 "
weibl.	24,3	7,5	17,4	30,7	13,8	6,3 "
Einheimische	24,9	7,4	12,0	30,6	16,5	9,2 "
männl.	27,7	8,1	9,8	29,0	16,4	9,5 "
weibl.	22,0	6,9	13,8	31,7	16,6	9,0 "

### 3. Konfession:

Während in der amerikanischen Zone rund zwei Drittel der Heimatvertriebenen katholisch sind, gehören in der britischen Zone rund drei Viertel zur evangelischen Kirche. In der russischen Zone ist die Hälfte der Heimatvertriebenen katholisch, die andere Hälfte evangelisch oder, zu einem Bruchteil, freireligiös.

### III. Das geänderte Gesicht Deutschlands.

#### 1. Die Bevölkerungsdichte:

Am 1. 1. 1947 ergibt sich folgendes Bild der Bevölkerungsdichte in Deutschland. Auf 1 qkm kamen

	1939		1946	
Britische Zone	203,0	228,0		+25
Nordrhein	351	347		-4
Niedersachsen	96	136		+40
Schleswig-Holstein	102	169		+67
Hamburg	2293	1882		-411
Amerikanische Zone	133,0	160,0		+27
Bayern	100	128		+28
Wttbg.-Baden	202	232		+30
Hessen	165	192		+27
Bremen	1393	1217		-176
Französische Zone:	145,0	139,0		-6
Baden	124	120		-4
Wttbg.-Hohenz.	103	108		+5
Saargebiet	438	459		+21
Rheinpfalz-Hess.	215	191		-24
Rheinld.-Hessen	116	104		-12
Russische Zone:	141,0	161,0		+20
Brandenburg	89	93		+4
Meklb.-Vorpomm.	63	91		+28
Sachsen-Anhalt	140	170		+30
Thüringen	155	187		+32
Sachsen	321	325		+4
In Deutschland	168,0	185,0		+17

## 2. Die Bevölkerungsbewegung:

In der amerikanischen und britischen Zone ergibt die Bevölkerungsbewegung folgendes Bild:

a) die Gesamtzahl der Bevölkerung der beiden Zonen:

Länder	Bevölkerung am		Einwohner pro qkm		Gebürtlinge am 1. 7. 48		Gebürtlings- in % der Bevölkerung am 1. 7. 48
	17. 5. 39	Mai 48	1939	1948	a) Ausid.-öfif. Ober-Teife	b) ruff. Zone/Berlin	
Bayern	7037592	9108400	100	130	a 1864479	b 162353	22,2 %
Bremen	562925	525100	1383	1300	a 22154	b 9155	5,9 %
Hessen	3479081	4184300	165	198	a 621734	b 85107	16,9 %
Witbg.-Bd.	3178564	3783400	202	241	a 652747	b 18048	17,7 %
Hamburg	1711877	1495300	2293	2002	a 71698	b 48188	8,0 %
N.-Sachsen	4539520	6706300	96	142	a 1678014	b 296997	29,4 %
Nordrh.-Wf.	11945097	12574900	351	369	a 965515	b 94007	8,4 %
Schlesw.-H.	1588994	2715800	102	174	a 910097	b 123982	38,1 %

b) Die Bevölkerungszunahme in beiden Zonen:

Länder	Bevölkerungszunahme		Bevölkerung am 29. 10. 46		Bevölkerung am 29. 10. 46	
	17. 5. 39	1. 7. 48	Einw. Männer	Frauen	Gebürtl. Männer	Frauen
Bayern	100	129,0	3119000	3917000	767000	895000
Bremen	100	93,3			11000	11000
Hessen	100	120,3	1500600	1856000	278800	324100
Witbg.-Bd.	100	119,0	1326200	1690000	259400	290700
Hamburg	100	87,3	611130	722385	45171	42215
N.-Sachsen	100	147,7	2085600	2468200	785136	961025
Nordrh.-Wf.	100	105,3	4953700	5952400	383725	458606
Schlesw.-H.	100	170,9	754000	834100	419762	536844

## 3. Die Veränderung konfessioneller Anteile:

a) In der amerikanischen Zone:

	Evang.		Kath.	
	1939	1945	1939	1945
Bayern	24,8	27,0	73,2	71,0 v. H.
Hessen	68,9	63,0	25,8	33,0 v. H.
Witbg.-Baden	63,7	58,0	31,4	38,8 v. H.

b) In der brit. Zone: (die Verhältniszahlen stehen uns nicht zur Verfügung)

Evangelische	= 74%
Katholische	= 22%
Sonstige Christen	= 1%
Juden	= 1%
Dissidenten	= 2%

#### 4. Die Beschäftigung der Heimatvertriebenen: (30. 9. 47):

Berufsgruppen	Bayern				Hessen				Württemberg-Baden			
	Gesamt- Beschäft.	davon Heimat- ver- triebene	in %	in % aller Heimat- vertr.	Gesamt- Beschäft.	davon Heimat- ver- triebene	in %	in % aller Heimat- vertr.	Gesamt- Beschäft.	davon Heimat- ver- triebene	in %	in % aller Heimat- vertr.
1. Landw. Berufe	310 887	113 763	36,6	22,5	94 120	32 815	34,9	20,9	83 287	38 741	46,5	20,2
2. Forstberufe	31 248	6 877	22,0	1,7	14 865	2 408	16,2	1,6	10 594	3 603	34,0	1,9
3. Bergleute	11 094	2 212	19,9	0,4	8 030	1 035	12,9	0,6	1 117	171	15,3	—
4. Steinarbeiter	40 104	8 932	22,2	1,7	12 455	2 266	18,2	1,3	5 642	1 475	26,1	0,7
5. Metallarbeiter	285 189	46 969	16,5	9,3	179 362	16 392	9,1	10,5	173 626	16 103	9,2	8,7
6. Musikinstrumenten	3 455	1 383	40,0	0,3	563	343	60,9	6,4	645	108	16,6	—
7. Chemiarbeiter	8 853	1 227	13,9	0,2	13 103	712	5,4	0,5	3 842	176	4,6	0,1
8. Gummiarbeiter	1 214	213	17,5	—	3 856	535	13,9	0,3	1 121	65	5,8	—
9. Textilarbeiter	51 036	15 766	30,9	3,1	11 226	3 537	31,5	2,3	16 700	5 064	30,3	2,6
10. Papierarbeiter	10 122	1 465	14,5	0,3	5 126	627	12,2	0,4	4 300	408	9,5	0,2
11. Lederarbeiter	14 006	2 713	19,3	0,5	18 800	1 248	6,6	0,8	8 273	764	9,2	0,4
12. Holzarbeiter	88 344	17 645	20,0	3,4	43 865	6 284	14,3	4,0	36 145	5 286	14,6	2,7
13. Nahrung- u. Genussm.	71 230	15 314	21,5	3,0	32 763	5 667	17,3	3,6	34 699	4 022	11,6	2,2
14. Bekleidungsarbeiter	99 708	22 482	22,5	4,4	43 236	7 198	16,6	4,7	47 607	8 994	18,9	5,0
15. Friseur etc.	21 361	4 671	21,9	0,9	10 164	1 598	15,7	1,0	8 921	1 429	16,0	0,7
16. Bauarbeiter	116 399	26 019	22,4	5,2	66 908	8 961	13,4	5,8	47 521	11 199	23,6	5,8
17. Graphische Berufe	16 241	2 132	13,1	0,4	8 560	687	8,0	0,4	7 875	591	7,5	0,3
18. Reinigung etc.	10 336	1 211	11,7	0,2	4 973	518	10,4	0,3	3 831	379	9,9	0,2
19. Bühnen und Film	182	10	5,5	—	10	6	60,0	—	24	2	8,5	—
20. Gaststättengewerbe	50 718	11 186	22,1	2,2	19 659	2 482	12,3	1,6	16 560	2 448	14,8	1,2
21. Verkehrsarbeiter	167 796	22 257	13,2	4,4	89 416	7 021	7,8	4,6	76 682	6 459	8,4	3,4
22. Hausgehilfen	172 936	36 408	21,1	7,2	67 665	12 906	19,1	8,2	69 268	13 392	19,3	7,0
23. Hilfsarbeiter	188 005	52 001	27,6	10,2	58 596	14 725	25,0	9,4	143 895	45 102	31,3	23,5
24. Maschinisten	16 430	2 001	12,2	0,7	8 987	807	9,0	0,5	7 494	532	7,1	0,3
25. Kaufm. Büro etc.	384 802	62 544	16,3	12,3	234 237	18 615	7,9	11,9	216 354	16 985	7,9	8,9
26. Ingenieure etc.	47 634	8 375	17,6	1,6	32 962	2 283	6,9	1,3	29 964	2 151	7,2	1,1
27. Sonstige Berufe	89 451	19 018	21,2	3,7	52 386	4 999	9,5	3,2	51 300	5 431	10,6	2,8
28. Ohne Beruf	16 388	4 309	26,3	0,8	3 108	118	3,8	0,1	3 210	380	11,7	0,2
29. Beamte	68 889	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	2 394 058	509 103	21,3	100,0	1 139 006	156 793	13,8	100,0	1 110 387	191 458	17,2	100,0

Wir bringen diesen Beschäftigungsspiegel von der amerikanischen Zone, obwohl uns von den anderen Zonen — auch nicht von der britischen — eine solche Zusammenfassung bis zur Stunde nicht zur Verfügung steht. Man kann von hier aus ohne Schwierigkeiten im Groben auch auf die britische Zone schließen. Es geht daraus hervor, daß die Heimatvertriebenen sich, soweit ihnen dazu die Möglichkeit geboten wurde, aktiv in den Dienst des deutschen Wiederaufbaues und der Güterherstellung gestellt haben. Die Vergleichszahlen von der berufsfremden Beschäftigung täuschen allerdings. Man muß bedenken, daß die Heimatvertriebenen zwar zu drei Viertel bis vier Fünftel in ihrem Beruf, nicht aber in der sozialen Schichtung ihres Berufes, eingereiht sind. Wer früher z. B. in der Landwirtschaft ein selbständiger Bauer war, ist heute zwar auch in der Landwirtschaft, aber nur als Hilfsarbeiter oder als Knecht beschäftigt. Das gilt auch in den anderen Berufsgruppen.

## 5 .Der Wohnraum.

In Deutschland gab es 1939 rund 20 Millionen Wohnungen, nämlich:

Französische Zone	1 593 446
Britische Zone	5 538 564
Amerikanische Zone / Bremen	3 749 894
Russische Zone	4 664 469
Berlin	<u>1 573 554</u>
	17 119 927
Gebiete östlich der Oder und Neiße	<u>2 473 359</u>
	19 593 286

Bedenkt man, daß mindestens ein Drittel der Wohnungen zerstört sind, 11 Millionen Menschen mehr wie 1939 in den erhalten gebliebenen Wohnungen Obdach suchen, so ergibt sich daraus das drückendste Problem in diesem Zusammenhang, nämlich das der Wohnraumenge, des Lagerdaseins und einer ganzen Serie anderer schmerzlicher Begleitumstände.

## IV. Zusammenfassung:

Wir haben das Gesicht Deutschlands geändert. Das Deutschland von heute hat ein Drittel seiner Äcker im Osten verloren, die Hälfte seiner Maschinen, Werkzeuge und Betriebseinrichtungen sind zerstört oder demontiert. Die Frucht eines halben Jahrhunderts erfinderischer Arbeit ist durch den Verlust der Patente dahin. Es ist ein entsetzlich armes Deutschland geworden. Was uns blieb, das sind die Menschen. Der Rest der erhalten gebliebenen Betriebseinrichtungen und Produktionsmittel muß den Ausgangspunkt bilden, um, gepaart mit dem Fleiß und den Talenten der erwachsenen Bevölkerung, deren Bedarf zu decken und neue Produktionsmittel und Betriebseinrichtungen herzustellen. Es wird eine Aufgabe des Lastenausgleichs sein, nicht die einzige, diese Entwicklung zu ermöglichen.

Aber nicht vom Brote allein lebt der Mensch, auch nicht im 20. Jahrhundert. Das Wort Gottes aber wird durch die Kirchen verkündet. Das historisch gewachsene, konfessionelle Gesicht Deutschlands hat sich ebenfalls von Grund auf geändert. Von den 5 200 000 katholischen Flüchtlingen, die zur Zeit in den vier Zonen Deutschlands leben, siedeln 3 800 000 in der Diaspora. Welche überragenden Aufgaben der Kirche hieraus erwachsen, kann durch Worte nicht ausgedrückt werden. Nur die alten Sichen rauschen immer noch das alte Lied, sonst ist alles fremd geworden, dabei und in Deutschland.

Hans Schütz.

# Freunde und Sprecher

## DER HEIMATVERTRIEBENEN

Die Heimatvertriebenen müssen ihre seelische und leibliche Not zunächst selbst vertretend. Sie müssen das Weltgewissen aufrütteln, damit es wach wird und sich darauf besinnt, daß die Vertreibung schuldloser Menschen aus ihrer angestammten Heimat eine Sünde wider das Naturrecht ist. Sie müssen aber auch von der krassen Not des gegenwärtigen Alltags sprechen, damit jene, die verantwortlich an der Spitze der Gemeinschaften stehen, sich unablässig auf ihre Pflicht besinnen, damit jene, deren Herzen in echter Nächstenliebe für den Bruder schlagen, nicht ermatten und damit auch die Satten und Selbstzufriedenen aus ihrer Ruhe aufgeschreckt werden. So müssen Männer und Frauen aus den Reihen der Heimatvertriebenen selbst zum mahnenden Gewissen des In- und Auslandes werden, denn sie wissen am besten, wo sie der Schuh drückt, und wer sollte sich sonst um ihre Anliegen kümmern, wenn nicht in allererster Linie sie selbst? Wer aber fremd ist, bedarf meist des Zeugen, des Fürsprechers, des Bürgen, der seine Behauptungen unterstreicht und seine Bitten befürwortet. Auch wir haben in der alten Heimat nicht jedem, der uns als Fremder begegnete, auf das erste Wort hin geglaubt. Deshalb ist es notwendig, daß die Heimatvertriebenen neben den Sprechern aus ihren eigenen Reihen auch Freunde aus den Kreisen der einheimischen Bevölkerung besitzen, die sich in aller Öffentlichkeit zu ihnen bekennen und ihre Sache zu der eigenen machen. Die Heimatvertriebenen haben ihre Sprecher und sie haben auch Freunde, deren Treue sich gerade in der Stunde der Not bewährt hat. Von einigen dieser beiden Gruppen soll im folgenden die Rede sein.

### Kardinal Josef Frings

Als das deutsche Volk nach dem zweiten Weltkrieg den Tiefstand seines Ansehens in der Welt erreicht hatte, erhöhte Papst Pius XII. Ende 1945 die Zahl der deutschen Kardinalen auf vier. Das war eine Geste be-

sonderen väterlichen Wohlwollens, die ihren Eindruck in der gesamten Christenheit und weit darüber hinaus nicht verfehlte. Unter den neuen Purpurträgern befand sich auch der Erzbischof von Köln, Dr. Josef Frings, der den erzbischöflichen Stuhl erst 1942 bestiegen hatte. Seit Kriegsende steht Kardinal Frings als Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz auch an der Spitze des deutschen Episkopates. Kardinal Frings' Äußeres wird unverkennbar von einem gewissen professoralen Ernst geprägt. Die scharf geschnittenen Züge verraten sichtlich die ununterbrochene Denkarbeit, die sich hinter der hohen Gelehrtenstirn vollzieht. Klar sind seine Formulierungen, apodiktisch seine Sentenzen.

Man kann zum Flüchtlingsproblem kaum eine unmißverständlichere Stellung einnehmen, als es Kardinal Frings z. B. in seinem Hirtenwort zum Jahreschluß 1946 getan hat: „Solange dieses Unrecht an Millionen von Frauen und Kindern, die wahrhaftig unschuldig sind, nicht irgendwie gutgemacht wird, sehe ich keinen Weg zu einer wirklichen Befriedung Europas“. Ein andermal spricht der Kardinal in einem Erlass von der durch das Einströmen der Flüchtlingsmassen ins ungeheure gesteigerten Seelsorgenot der Diaspora. „Priester in die Diaspora! Priester auch vor allem in die russische Zone! Dieser Notruf darf von uns nicht überhört werden. Umso zahlreicher müssen sich opferbereite Geistliche für die Diaspora zur Verfügung stellen, als die jetzt dort tätigen Geistlichen vielfach am Ende ihrer Kraft sind und unbedingt für einige Zeit abgelöst werden müssen.“ Und wieder ein andermal charakterisiert er die Millionenausweisung mit drei Worten als eine „Zwangsverfrachtung von Menschen“. Zur 700-Jahresfeier des Kölner Doms stellt Kardinal Frings seiner Erzdiözese eine doppelte Aufgabe: Beitrag zum Wiederaufbau des Doms, aber auch Schaffung von Wohnungen für die Heimatvertriebenen. Zu wiederholten Malen erhob der Kölner Kardinal seine Stimme für sein deutsches Volk und warb bei jeder Gelegenheit auch im Ausland um Verständnis für die Lage und die seinen Landsleuten drohenden Gefahren. Mit einem Schreiben vom 12. 4. 1948 hat Papst Pius XII. den Kardinal von Köln zum „Hohen Protektor für das gesamte Flüchtlingsproblem in Deutschland“ bestellt und ihn damit betraut, in geeigneter Weise für das sittliche und materielle Wohl der Flüchtlinge zu sorgen.

### Bischof Wilhelm Berning

Es ist ein altes Wort, daß jede Landschaft ihre Menschen prägt. Das gilt im engeren wie auch im weiteren Wortsinne. So ist es sehr natürlich, daß ein Kirchenfürst, dessen Wirkungsbereich die großen Hafenstädte Deutschlands und unter allen deutschen Diözesen das größte Diasporagebiet umschließt, sich gedrängt fühlen muß, in besonderer Weise für jene zu sorgen, die fern von Heimat und Volk mit den verschiedensten geistigen und leiblichen Nöten ringen. — Bischof Wilhelm Berning von Osnabrück wurde am 26. 3. 1877 in Lingen a. d. Ems in Niedersachsen geboren. Sein Stundium in Rom weitete seinen Blick und er war zeitlebens bestrebt, diesen Horizont unab-

lässig auszurweiten. So bereiste er Skandinavien, Dänemark, Österreich, Ungarn, Italien, Spanien, Ägypten, Syrien, Palästina, Nordamerika, Ostasien und Australien. Bischof Berning betrat also alle fünf Erdteile, und er folgte dabei nicht nur den breiten Touristenstraßen, sondern sorgte sich auch um die verstreuten Siedlungen deutscher Katholiken in aller Welt. Am 3. 5. 1900 wird Wilhelm Berning zum Priester geweiht und schon 14 Jahre später steht er an der Spitze der Diözese Osnabrück, die er nun bereits 34 Jahre als Bischof verwaltet. Neben einer besonderen Fürsorge für die weiten Diasporagebiete macht der Bischof von Osnabrück die Betreuung der Auswanderer zu einem seiner besonderen Anliegen, bekümmert sich um die Schiffsseelsorge, schafft deutsche Seelsorgestationen in Rio de Janeiro und Buenos Aires, wird Präsident des Raphaelvereins, und 1927 bestellt ihn die Bischofskonferenz in Fulda zu ihrem Referenten für auslandsdeutsche Fragen. Die Volksdeutschen haben schon immer darüber geklagt, daß im Reich für auslandsdeutsche Fragen nur geringes Verständnis anzutreffen sei. Bischof Berning konnte dieser Vorwurf nicht treffen, denn er hatte sich durch Studium und Reisen die Lage und Bedrängnisse der volksdeutschen Gruppen ganz zu eigen gemacht, und es war daher in gewissem Sinne eine Selbstverständlichkeit, daß ihm Papst Pius XI. am 2. 12. 1930 offiziell die kirchliche Fürsorge für die deutschen Katholiken in Osteuropa und in Übersee übertrug, und daß Bischof Berning im Jahre 1937 die Schirmherrschaft des Reichsverbandes für das katholische Deutschum im Ausland (KKL) übernahm. Er hat diese Funktion nie als ein bloßes Ehrenamt betrachtet, er besuchte die Volksdeutschen im Rahmen seiner häufigen Reisen in ihrer Heimat, und gerade die Deutschen des Südoftens blickten zu dem westfälischen Hünen wie zu einem Vater auf. Über seine Anregung hin wurde alljährlich in allen katholischen Kirchen Deutschlands eine Kollekte für die auslandsdeutsche Arbeit des KKL durchgeführt. So gehörte Bischof Berning zu den Bahnbrechern der Fürsorge für die Volksdeutschen im katholischen Volk des deutschen Mutterlandes. — Was Flüchtlingselend ist, lernte der Bischof von Osnabrück wenigstens in einzelnen Fällen verhältnismäßig bald mit eigenen Augen erkennen, wenn auch die Flucht der deutschen Bevölkerung aus den nach dem ersten Weltkrieg an Dänemark abgetretenen Gemeinden seiner Diözese kaum eine Ahnung des millionenfachen Elends der größten Völkerwanderung der Geschichte vermitteln konnte, die mit dem Ende des zweiten Weltkrieges einsetzen sollte. Als Bischof Berning im Mai 1925 sein 25jähriges Priesterjubiläum feierte, erklärte der damalige Päpstliche Nuntius Pacelli, der jetzige Hl. Vater Pius XII., in seiner Festrede: „Bis heute war es dem Hochw. Oberhirten nie vergönnt, sein Wirkungsfeld im ungetrübten Sonnenschein des Glücks zu sehen.“ Das war nicht bloß eine Feststellung von Tatsachen, sondern auch ein unheimlich prophetisches Wort, denn alles Elend der Vergangenheit mußte noch verblaffen vor dem, was da kommen sollte: Auch über die Menschen der Diözese Osnabrück raste das Inferno des Bombenhagels dahin, auch sie wurden vom Krieg überrollt, und gerade ihr Land wurde zum Ziel eines ungeheuren

Flüchtlingsstromes. Das alles rief geradezu unfaßbare Aufgaben caritativer und seelsorglicher Betreuung nach: In Schleswig-Holstein, wo es bisher nur einzelne katholische Familien gegeben hatte, war die Zahl der Katholiken durch die einströmenden Flüchtlingsmassen beinahe über Nacht auf rund 300 000 angewachsen. Zu allem aber waren des Bischofs besondere Sorgenkinder, die Volksdeutschen, zu Millionen nach Deutschland gekommen, aus der Heimat vertrieben und bettelarm. Es war wieder eine logische Folgerung aus seinem bisherigen Wirken, daß er die besondere Fürsorge seines bischöflichen Amtes jetzt diesen Heimatlosen zuwandte. Das väterliche Wohlwollen, das er in früheren Jahren der Arbeit des RKV gewidmet hatte, übertrug er nun in erster Linie auf die Heimatvertriebenen aus dem Südoften, die ja durch die Vertreibung aus der Heimat in mancher Hinsicht am schwersten betroffen worden sind.

### † Bischof Maximilian Kaller

Am 7. Juli 1947 ist der Sonderbeauftragte des Hl. Vaters für die deutschen Heimatvertriebenen, der Flüchtlingsbischof Maximilian Kaller, in Frankfurt/Main in die ewige Heimat eingegangen.

Bischof Kaller ist seiner Herkunft nach Oberschlesier. Seine Wiege stand in der Industriestadt Beuthen, also im östlichsten Zipfel jenes Gebietes, das man später das „Land unterm Kreuz“ genannt hat. Hier wurde Bischof Kaller am 10. Oktober 1880 geboren. Nach verschiedenen Wirkungsstätten, u. a. auch in Berlin und Schneidemühl, wurde Maximilian Kaller zu seinem 50-jährigen Geburtstag zum Bischof von Ermland geweiht. Dort verblieb er bis zum Ende des letzten Weltkrieges. Bischof Kaller war also nicht bloß Bischof der Flüchtlinge, er war auch selbst Evakuiertes und Ausgewiesener, hatte seine Heimat und Diözese verloren, hatte Gefahren, Strapazen und Entbehrungen zu überstehen — kurz ein richtiges Flüchtlingschicksal erlebt. Der Bischof selbst sprach nicht viel davon; eine abwehrende Handbewegung: „Es ist Millionenchicksal!“

Seine Stellung als Päpstlicher Sonderbeauftragter für die deutschen Heimatvertriebenen faßte Bischof Kaller zunächst als eine weitreichende Vermittlertätigkeit auf. Es ging um eine Vermittlung zwischen den Flüchtlingen und Ausgewiesenen auf der einen und dem Hlg. Vater, den Bischöfen, den Priestern, den deutschen und alliierten Behörden, der einheimischen Bevölkerung auf der anderen Seite. Caritative Maßnahmen waren notwendig, soziale Aufgaben mußten gelöst werden, Wohnungsbau, Binnen- und Übersiedlung wurden vorbereitet. Alle diese Werke konnte der Flüchtlingsbischof anregen.

Seit der Erteilung des päpstlichen Sonderauftrages hatte Bischof Kaller wenig Ruhe gefunden. „Ich muß Fühlung mit den Flüchtlingen selbst haben, denn nur so kann ich wissen, wie sie denken und was sie wünschen!“ So durcheilte er Restdeutschland, war einmal in Schleswig-Holstein, predigte

das andere Mal in einem fränkischen Wallfahrtsort, war da und dort und sah die Lage der Flüchtlinge und ihre Not in allen Zonen mit eigenen Augen.

In Rom nahm Bischof Kaller Gelegenheit, durch den Vatikan-Rundfunk vor das Forum der Öffentlichkeit zu treten. Seine Ausführungen waren ein Ruf nach Gerechtigkeit für die deutschen Heimatlosen: „Die Tatsachen, Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten der Ernährung, der Wohnung und Beschäftigung schreien nach Abhilfe! Es müssen Wege und Lösungen gefunden werden, sonst geht ein großer Teil unseres Volkes zwangsläufig zugrunde!“ Am Neujahrstag 1947 sandte der deutsche Flüchtlingsbischof abermals sein Wort über die Aethertwellen: „Ein Volk kann und darf auf längere Sicht hin nicht von Almosen leben, es muß selbst arbeiten und Geld verdienen, will es nicht untergehen. Deshalb bitten wir: Gebt uns wieder die Möglichkeit zu ausreichender, produktiver Arbeit, macht unser umhergeheftes Volk wieder festhaft, gebt uns Heimat!“

Als Trost in der schweren Heimsuchung der Vertriebenen wies Bischof Kaller auf den letzten Sinn unseres Lebens, auf Gott hin und rief seinen Schutzbefohlenen immer wieder zu: „Nicht Verfluchte, Entrechtete, Gottverlassene seid Ihr; sondern Auserwählte und Gesandte des Reiches Gottes. In Armut, Not und Fremde seid Ihr berufen, das Kreuz Christi zu tragen, zu sühnen für eigene und fremde Schuld und mit unverschuldetem und freiwillig aufgenommenem Leid die Auferstehung auch unseres darniederliegenden Volkes vorzubereiten.“

### Bischof Ferdinand Dirichs

Als im Vorjahr der Bischofsstuhl von Limburg in Hessen nach dem Tode des Bischofs Anton Hilfrich neu besetzt werden mußte, fiel die Wahl des Hl. Vaters im Rahmen der Vorschläge des Limburger Domkapitels auf Ferdinand Dirichs, den Pfarrer von Winkel. Bischof Ferdinand Dirichs wurde am 24. 11. 1894 in Frankfurt/Main als Sohn einer schlichten Handwerkerfamilie geboren. Drei Jahre machte er als Soldat und Offizier den ersten Weltkrieg mit und wurde selbst schwer verwundet. Er weiß also aus eigener Erfahrung um die Leiden und Schmerzen unserer durch zwei Weltkriege gepeinigten Generation! Nach Beendigung seiner theologischen Studien wurde er am 23. 11. 1922 zum Priester geweiht. Seither sind fast 26 Jahre verflossen, in denen Ferdinand Dirichs recht Gelegenheit hatte, seinen Priesterberuf in engster Verbindung mit dem Volk auszuüben. Er war Kaplan in der Klein- und Großstadt, Subregens im Priesterseminar und schließlich Pfarrer in Winkel am Rhein. In allen seinen Wirkungsbereichen aber arbeitete er führend in der katholischen Jugendorganisation, vor 1933 und auch noch unter all den Schwierigkeiten, die es gerade für die katholische Jugendarbeit im Dritten Reich gab. Daß Bischof Dirichs auch für die übrigen Zweige moderner Seelsorge wie Caritas, Fürsorge für die junge Familie usw. aufgeschlossen war, ist nach dem bisher Gesagten eigentlich

selbstverständlich. Ganz tief fühlte er stets mit dem Volk, und das führte ihn u. a. auch zu einer intensiven Pflege des Volkstums, wie es sich in Volksbräuchen und anderen Eigenarten äußert. Am 29. 9. 1947 verkündete der Vatikansender die Ernennung Ferdinand Dirichs zum Bischof von Limburg und zwei Monate später fand im Limburger Dom die feierliche Konsekration des neuen Bischofs statt. Seither hat Bischof Dirichs sich mit all seiner Kraft bemüht, die Anliegen und Erfordernisse seiner Diözese und ihrer Katholiken recht rasch und gründlich kennenzulernen. Er hat dabei schon an vielen Orten vom ersten Augenblick an das Vertrauen der Gläubigen gewonnen.

Im Frühjahr 1948 hat Papst Pius XII. Bischof Dirichs in besonderer Weise mit der seelsorglichen Betreuung der Heimatvertriebenen betraut und ihm gegenüber den Flüchtlingspriestern auch eine letzte Jurisdiktion eingeräumt. Bischof Dirichs ist unverweilt daran gegangen, für eine entsprechende Berücksichtigung der Bedürfnisse der Heimatvertriebenen im kirchlichen Leben zu sorgen. Er berief eine Arbeitsgemeinschaft jener kirchlichen Verbände, die sich in besonderer Weise mit dem Flüchtlingsproblem befassen (Bonifatiusverein, Kirchliche Hilfsstelle, Caritas, Raphaelsverein usw.), und er gründete einen „Katholischen Flüchtlingsrat“, der vorläufig aus 15 Mitgliedern besteht und vor allem ein Sprachrohr der Heimatvertriebenen zum deutschen Episkopat sein soll. Die Mitglieder dieses Rates (in ihrer überwiegenden Zahl Laien) stammen aus allen Volksgruppen und Berufsständen der Flüchtlinge und sind überdies Männer und Frauen, deren Namen schon in der alten Heimat einen guten Klang hatten.

Als Ferdinand Dirichs den Limburger Bischofsstuhl bestieg, erwählte er zu seinem Wahlspruch das Wort der Schrift „ut vitam habeant — Auf daß sie das Leben haben“. Das Wort ist geeignet, gerade den Heimatvertriebenen, die um das Leben in jeder (auch in der primitivsten) Form gerungen haben, besonders ins Herz zu dringen. Und das Kreuz über den Wellen, das Wappen Bischof Dirichs — ist wie kein anderes Symbol dazu angetan, ihrem Drängen und Hoffen, ihrem Wirken und Schaffen ein festes Ziel und unerschütterliches Vertrauen zu geben.

### **Msr. Albert Büttner**

Als im Winter 1944/45 die ersten Glendstreckt der Flüchtlinge aus dem Osten hereinbrachen, und als dann nach Kriegsende die eigentlichen Vertreibungen und Ausweisungen begannen, geriet auch das feste Gefüge der katholischen Seelsorge ins Wanken. Millionen verelendeter Menschen wurden in das zertrümmerte Deutschland hineingetrieben, die mit ihrem leiblichen Elend auch eine ungeheure Last seelischer Not mit sich schleppten. Um neben aller caritativen Fürsorge auch dieser seelischen Not zu steuern, machte die Fuldaer Bischofskonferenz des Jahres 1945 der Kirchlichen Hilfsstelle u. a. auch die seelsorglich-kulturelle Betreuung der Heimatvertriebenen zur besonderen Aufgabe. Leiter der Kirchlichen Hilfsstelle war der Leiter des RKV, Msr. Albert Büttner. Selbst noch jung an Jahren, hatte er während seines

ganzen Wirkens immer mit lebendiger Entwicklung — und dazu gehört in erster Reihe die Jugend — in engster Verbindung gestanden. Geboren am 3. 9. 1900 zu Frankfurt/Main, absolvierte er seine Studien in Frankfurt, Würzburg, Fulda und Limburg, wurde am 18. 11. 1923 zum Priester geweiht, war Kaplan in Höhr bei Koblenz und Lorch am Rhein. Bald stand er auch mitten in der Arbeit des Kolpingwerkes, und es lag ganz in der Linie seiner Entwicklung, daß er 1933 zum Jugendpfarrer von Groß-Frankfurt und 1935 zum Generalsekretär des deutschen Kolpingwerkes mit dem Sitz in Köln bestellt wurde. Schon 1937 wurde Albert Büttner als Generalsekretär des RKV nach Berlin berufen und trat bald als Leiter an die Spitze dieses wichtigen Verbandes. In 8jähriger Arbeit war er nicht nur Hauptträger der Aufgaben des RKV, er schuf auch zahllose persönliche Verbindungen zu den volksdeutschen Gruppen im Ausland, lernte ihre Verhältnisse, Sorgen und Besonderheiten durch zahlreiche Reisen kennen, und es gab im Reich wohl wenig Persönlichkeiten im Organisationsleben überhaupt, die sich an Kenntnis der volksdeutschen Fragen mit Msgr. Albert Büttner messen konnten. Mit Kriegsende aber waren jene, denen bisher seine Fürsorge gegolten hatte, nach Deutschland gekommen; allerdings — es kamen andere Menschen in ein anderes Deutschland, Heimatvertriebene in das Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg. Nach ersten Improvisationen, wie sie die Not der Stunde erheischte, nahm Msgr. Büttner von Frankfurt am Main aus das neue Werk planmäßig in Angriff. Es galt zunächst die Erfassung der heimatvertriebenen Priester, damit sie wieder der Seelsorge für ihre Landsleute zugeführt werden konnten. Es ging um die Bereitstellung von allem, was für die Seelsorge unerlässlich ist, angefangen von gottesdienstlichen Geräten bis zu Büchern, Schriften und Kleidern. Durch nachdrücklichen Anruf der Bruderliebe im Ausland wurde das „Opus fraternitatis“ geschaffen, und die Spenden, die auf diesem Wege eingingen, ermöglichten erst die Erfüllung der Aufgaben. Mit besonderer Unterstützung des Papstes wurde in Königstein/Launus ein theologisch-philosophisches Studium und ein Konvik mit Gymnasium für heimatvertriebene junge Menschen geschaffen. Heute ist dieses „St.-Albertus-Kolleg“ für mehr als 400 Vertriebene zur Heimstätte geworden, die dort als Erzieher, Lehrer, Schwestern, Angestellte, Hilfskräfte, Studenten oder Schüler einen neuen Lebensinhalt gefunden haben. Die Aufgaben der seelsorglich-kulturellen Betreuung wurden später weitgehend vom Amt des Päpstlichen Sonderbeauftragten († Bischof Maximilian Kaller) übernommen, das St.-Albertus-Kolleg konnte sich zur selbständigen Rechtspersönlichkeit entwickeln. Der Kirchlichen Hilfsstelle mit ihrem Leiter Albert Büttner wurde nunmehr neben der wissenschaftlichen Bearbeitung des gesamten Flüchtlingsproblems die besondere Betreuung der vertriebenen volksdeutschen Gruppen zur Aufgabe gemacht. Die ungarndeutsche Weinbauernsiedlung „St. Stephan“ bei Darmstadt ist vielleicht der stärkste sichtbare Beweis für die Intensität der in dieser Richtung bereits geleisteten Arbeit. Die in München erscheinende Zeitschrift „Christ unterwegs“ zeichnet sich durch ein besonders hohes Niveau aus. Die Seele

des Wirkens der Kirchlichen Hilfsstelle ist während der ganzen Zeit Albert Büttner geblieben. Selbst äußerst initiativ begabt, hat er einen stets offenen Sinn für jede Anregung, die aus dem Kreis der Mitarbeiter oder auch der Heimatvertriebenen und ihrer Freunde an ihn herangebracht wird. Tiefes soziales Verständnis hat es ihm immer ermöglicht, sich die Sorgen anderer zu eigen zu machen, und wenn es sich um die Hilfe für Heimatvertriebene handelte, hat Msgr. Büttner nie nach Formalitäten gefragt, sondern aus mitfühlendem Menschenherzen durch die Tat oder durch wirkungsvolle Fürsprache geholfen. Auch die unbedingte Ablehnung jeglichen Personenkults darf nicht daran hindern, der Wahrheit die Ehre zu geben: In Albert Büttner besitzen die Heimatvertriebenen einen ihrer verlässlichsten Freunde in ganz Deutschland.

### Hans Schütz

Als Hans Schütz am 24. 2. 1926 seinen 25. Geburtstag feierte, hatte er bereits den sudetendeutschen Verband christlicher Textilarbeiter, dessen Vorsitzender er mit 21 Jahren geworden war, vor dem Zusammenbruch geleitet. Hans Schütz stammt aus dem nördlichen Zipfel Böhmens, dem sogenannten „Niederland“, wo ein fleißiges, sparsames Bäcklein als Hauswebber oder Textilarbeiter durch Erzeugung von Kunstblumen oder Spanschachteln oder durch andere Arbeit sein karges Brot verdiente und dazu bei dem ererbten Häuschen noch ein bißchen Feldwirtschaft trieb. So wurde es durch Generationen gehalten, bis nach dem zweiten Weltkrieg auch dieser ruhige Menschenstamm aus der angestammten Heimat vertrieben wurde. Aus dem Volke stammend, wurde Hans Schütz zunächst Tischler und war daneben eifrig in der katholischen Jugendorganisation tätig. Das sollte für seinen Lebensweg bestimmend sein, denn in dieser Jugendorganisation wurde man auf den geweckten Burschen, der es an Klarheit der Ideen bald mit gereiften Männern aufnehmen konnte, sehr rasch aufmerksam. Jugendorganisation, Volksbund und Gewerkschaften wußten die in Kopf und Herz schlummernden Anlagen des jungen Mannes zu wecken und zu fördern. Da sein Sinn vor allem der sozialen Frage zugewandt war, sandte man ihn zum Studium der Volkswirtschaft nach München. Vereift an Wissen und Umsicht kehrte er zurück und widmete nun fast zwei Jahrzehnte seiner besten Kraft jenen, denen stets seine besondere Liebe gegolten hatte: den Arbeitern. Er wurde Vorsitzender des Verbandes christlicher Textilarbeiter und bald auch des Gesamtverbandes der sudetendeutschen christlichen Gewerkschaften. Durch ihn erhielten diese Gewerkschaften ein ganz besonderes Format. Er hob sie heraus aus der Sphäre bloßer Lohnkämpfe, er führte sie zu einer Gesamtschau der Zusammenhänge, trieb die Schulung der Vertrauensmänner und vor allem der Gewerkschaftsjugend unermüdlich voran und machte seine Arbeiterbewegung zu einem hochgeachteten und äußerst wertvollen Faktor der sudetendeutschen Volksbewegung überhaupt. Auch in der Führung anderer Organisationen wurde sein kluger Rat nicht weniger gern gehört als sein abgewogenes und doch so volksnahes Wort in der Massensamm-

lung. Über aller Organisation aber stand für Hans Schütz immer der Mensch mit seinen Sorgen und Streben, seinen Kämpfen und Leiden. So wurde er im Laufe der Jahre immer mehr zum Mittelpunkt einer großen Freundeschar, die sich aus Angehörigen aller Organisationen, Parteien und sonstigen Schichtungen zusammensetzte und einen großen Kreis ehrlicher, aufgeschlossener Menschen bildete, in dessen Mittelpunkt eben Hans Schütz stand. Und mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er jedem seine individuelle Meinungsfreiheit beließ, beugten sich letzten Endes alle — ob Arbeiter oder Studierende, ob Städter oder Bauern — der Einsicht von Hans Schütz, nicht etwa, weil er diktatorisch einen Führungsanspruch geltend gemacht hätte, sondern weil er durch die Güte seiner Argumente zu überzeugen wußte. Es ist einleuchtend, daß ein Mann wie Schütz bald eine bedeutende Rolle im öffentlichen Leben seiner Heimat spielen mußte. Er wurde in verschiedene Körperschaften berufen und gehörte auch von 1935 bis 1938 als Vertreter seines heimatlichen Wahlkreises dem tschechoslowakischen Abgeordnetenhaus an. Mit Wenzel Jaksch und Gustav Hacker begründete er damals die Bewegung der „Jungaktivisten“. Dr. Robert Mayer-Harting hat Hans Schütz einmal seinen „jüngsten und erfolgreichsten Schüler“ genannt. — Das Dritte Reich hatte für seine Arbeitskraft und Fähigkeiten keine Verwendung; er wurde 1941 Soldat und lernte den Krieg mit allen seinen Auswirkungen im Osten und Südosten kennen. Der furchtbare Zusammenbruch stellte ihm die zweite große Aufgabe seines Lebens: Seine besonderen Fähigkeiten und Eigenschaften ließen ihn zu einem jener Männer werden, denen es vergönnt war, in der Stunde des tiefsten sozialen Absturzes der eigenen Volksgruppe und den übrigen Schicksalsgenossen Wege zu weisen, die in zähem Aufstieg wieder emporführen sollen. Seit rund zwei Jahren ist Hans Schütz Vorsitzender des „Hauptausschusses der Flüchtlinge und Ausgewiesenen“ in München, dazu Vorsitzender der „Union der Ausgewiesenen“ in Bayern, Mitglied des Frankfurter Wirtschaftsrates sowie Vorsitzender des Flüchtlingsausschusses dieser Körperschaft. Daß er nicht allen, die sich in ihrer Not an ihn wandten, unmittelbar und sofort helfen konnte, hat niemanden mehr bedrückt als ihn selbst. Tatsache ist aber, daß zahllose Schicksalsgenossen, deren Weg trotz aller Schwierigkeiten wieder aufwärts führt, es gar nicht wissen, daß sie ihre Möglichkeiten letzten Endes der unermüdlischen Kleinarbeit und der Initiative von Hans Schütz und etlichen Gleichgesinnten verdanken. — Es gab im Leben dieses Mannes Zeiten, da seine Fremde ernstlich um seine Gesundheit bangten. Er hat diese Krisen mit der gleichen Festigkeit überstanden, die ihn später (1938) das Ende seiner Gewerkschaften — dem großen Werke seines bisherigen Lebens — und später den Krieg und den Verlust der Heimat ertragen ließ. Er hat damit selbst das Beispiel gegeben, wie sich ein Mann in den Stürmen des Lebens zu verhalten hat. Das berechtigt ihn auch, Forderungen an die Ausdauer und Geduld jener zu stellen, die ihm heute wieder in Dankbarkeit und Vertrauen auf dem dornigen Weg des Ringens um den Wiederaufstieg folgen wollen.

H. Rußl.

# St. Severin, Patron der Flüchtlinge

Neben den Königen, den gekrönten und gesalbten Hirten der Völker, erscheinen in alten Zeiten prophetische Gestalten, Seher und charismatisch begabte Weise als Retter aus verzweifeltsten Notlagen, als Führer und Erneuerer. Ihre Berufung erfolgte nicht durch Menschen, sondern durch Gott unmittelbar. Auf ihn beriefen sie sich, wenn sie gefragt wurden, kraft welches Namens sie sich das Recht zuschrieben; mit Weisungen und Befehlen vor das Volk zu treten und Gehorsam zu fordern. Gottgesandter unmittelbar — das gab ihnen ihr Ansehen und ihre Macht. Aber Macht zu haben bedeutet für jeden Menschen Versuchung. Als Gottesgesandte unmittelbar, als Wirkende im Zeichen des Guten Hirten mußten sie die Religion in die Mitte ihrer Tätigkeit stellen und ohne Wanken, ohne Abirrung aus dieser Mitte her verkünden und handeln. Oftmals waren sie geübt, in politische Verhältnisse einzugreifen, weltliche Händel und Wirrungen zu schlichten, aber ein Schritt hinein in die Praktiken der Welt, und sie stürzten in den Abgrund. Immer aus der Mitte des Religiösen zu denken und zu handeln, nie mit Religion ihr Vorgehen nur zu verbrämen und das Religiöse mit bloßen Schlagworten zu mißbrauchen, das war über alle Zeichen und Wunder hinaus das Zeichen ihrer echten Gottesunmittelbarkeit, und das gab ihnen den Erfolg über ihr Ziel hinaus, auch wenn ihre Wirksamkeit mit dem persönlichen Martyrium endete. Sie selber durften für sich nichts wollen, als Stimme Gottes zu bleiben; sie durften nicht um Menschengunst buhlen oder einem Machtdünkel verfallen. Oftmals mußten sie sich gegen den hartnäckigen Unverstand ihrer Herde stellen und als gute Hirten bereit sein, ihr Leben oder doch ihren Ruf für ihre Schafe hinzugeben. Nur so blieb Gott ihr Hirte und segnete ihre menschliche Kraft. Ein loderndes, für Gott begeistertes Herz und reine Hände gaben den Machtlosen ihre unbegreifliche Macht und Autorität.

Ein solcher Hirte der Völker, Seher und Prophet war der heilige Severin, von dem der berühmte Verfasser der „weltgeschichtlichen Betrachtungen“, Jakob Burckhardt, sagt, für ihn sei er einer der größten Männer der Geschichte. Severin ist gerade in unsrer Zeit wieder ins Licht gestellt worden, und er kann ihr nochmals zum Segen werden, eben darum, weil heute so wenig an die Macht der Gottesendung und

des Erfolges reiner Handwerker Gottes geglaubt wird. Auch darum, weil es uns so sehr an bedeutenden Persönlichkeiten mangelt. Severin zeigt uns, aus welchem Holze echte Persönlichkeit wächst, und wie sie nur dadurch vor Schwachheit und Verderbnis bewahrt wird, wenn sie ganz dem allein großen Gott offen bleibt. Es schadet gar nichts, daß Severin eine Gestalt des Altertums ist und vor anderthalb tausend Jahren gelebt hat († 482). Denn seine Tage waren den unseren so erstaunlich ähnlich, daß man damals wie heute mit dem baldigen Untergang der Welt gerechnet hat.

St. Severin entstammte, wie ich wahrscheinlich machen konnte, einer Flüchtlingsfamilie, die in Favianis, also in der Nähe des heutigen Klosterneuburg an der Donau, beheimatet war und durch das räuberische Vandalenvolk bis nach Nordafrika verschleppt wurde. Mönch geworden, erschien er plötzlich in der Heimat seiner Väter — nach dem Tode des Hunnenkönigs Attila, der Geißel Gottes, um 452 — in der damaligen Provinz Norikum und gründete dort klösterliche Zellen, das Hauptkloster in Favianis. Keinem auch noch so angesehenen Trager gab er Auskunft über Familie und Abstammung. Nichts verriet er, als daß er durch Gottes Weisung in diesen abgelegenen und allseits gefährdeten Winkel des römischen Reiches gekommen sei. Wenn er auf dieser Welt eine Heimstätte hatte, so war es das Kloster, noch mehr: die völlige Einsamkeit; denn nach Anachoretenweise hielt er sich häufig in einer abseits gelegenen Hütte auf. Und wenn er etwas für sich wollte, so war es die Stille in Gott, das unablässige Gebet und die Entselbstung durch strenges Fasten und harte Abtötung; trug er doch selbst im strengen Winter nicht einmal Sandalen und ging barfuß über Schnee und Eis. Diese harte asketische Schule der Selbstheiligung war für ihn notwendig, um nicht den Versuchungen und Gefahren seines Berufes zu erliegen, ein geschäftiger Politiker zu werden, der sich auf die Torheit und Unerfahrenheit der anderen und auf Vorteile, die den Zweck heiligen sollten, verließ. Dieser fremde Mönch, dessen heilige Sehnsucht es war, sich von aller Welt abzuschließen und so dem Himmel entgegen zu pilgern, wurde zu seinem eigenen Bestreben der tätigste und geplagteste Mann in Norikum, er wurde der Helfer, Heiler und Retter, an den man sich in jeder Not wandte. Er wurde der Führer der Völker der Donaugrenze. Aber immer blieb er der arme Mönch. Er lehnte es ab, Priester und — was ihm angeboten wurde — Bischof zu werden. Ohne jeden Titel als den eines Mannes Gottes, den ihm das Volk gegen seinen Willen, gab, nur getrieben von reinster Gottes- und Nächstenliebe, war er bis zu seinem Ende sozial und politisch der von Freund und Feind anerkannte Führer.

\* Als er ins Land kam, war das Hunnenreich Attilas durch die Kraft der germanischen Stämme zertrümmert und das Abendland von einer der größten Heimtuchungen befreit. Aber in die leer gewordenen

Räume um Norikum fluteten nun die Germanen herein: Sueben, Skiren, Heruler, Rugier, Gepiden, Goten. All diese Stämme, einstmal sesshafte Bauern, waren durch das lange Hin- und Herschweifen nach der Art der Reiter- und Hirtenvölker ruhiger Arbeit entwöhnt und ganz auf Eroberungen und räuberische Beutezüge gestellt. Die nächsten Nachbarn der Ufernoriker waren die Rugier, die jenseits der Donau saßen und sich bald auch als die Herren der Provinz aufspielten. Donauabwärts schweiften noch eine Zeitlang die Goten, die stets zu Beutezügen bereit waren. Auch die junge Mannschaft der Skiren brandschatzte gelegentlich das Land. Gefürchtet vor allem waren die wilden Heruler, ein reines Raubvolk. Außerdem hatten sich aus Desperados, gewesenen Soldaten und verarmten Landbewohnern, Räuberbanden gebildet, die Skamarer, die plötzlich irgendwo einfielen und Sklaven machten. Donauanwärts, an den Grenzen Rätiens, also aufwärts und abwärts vom heutigen Passau und am Inn entlang, erschienen auf einmal, zumal im Winter, wenn die Flüsse zugefroren waren, Alamannen und Thuringer und überfielen das freie Land und auch ungeschützte Städte. Wohl gab es zu Anfang der Wirksamkeit Severins noch weströmische Kaiser. Aber diese waren schwach und hatten andere Sorgen, als sich um eine so entlegene Provinz zu kümmern. Noch war der römische Grenzwall, der bedeutende Limes, entlang dem Donau-Ufer einigermaßen intakt, und in den Kastellen hielten sich geringe Mannschaften. Aber allmählich kam es soweit, daß Rom den Gold schuldig bleiben mußte, und die Soldaten verließen sich. Die einheimische Bevölkerung, seit Jahrhunderten ganz entwöhnt, an eigenen Schutz zu denken, und auch immer noch gezwungen, ihre wehrfähige Jugend an das Reich abzugeben, das die ausgehobene Mannschaft in fernen Provinzen verwendete, konnte den Räubern nichts entgegenstellen. Erst allmählich scheinen sich in den Städten schwache Bürgerwehren gebildet zu haben. Es gab noch eine Zivilverwaltung und eine kirchliche Organisation, Bischofs- und Erzbischofs-sitze. Der kirchliche und staatliche Apparat funktionierte noch, wenn auch da und dort angeschlagen, und er wurde auch von braven Männern verwaltet. Aber es fehlte durchaus eine Umstellung auf die ungemainen Anforderungen und Nöte der Zeit. Unter der Bevölkerung machte sich die allgemeine Unsicherheit demoralisierend bemerkbar. Es gab reiche Leute, die sogar durch Hortung von Vorräten Nutzen aus der Teuerung zu schöpfen suchten. Das Gefühl der Volks- und Notverbundenheit war gelockert. Das Bewußtsein, in äußersten Zeitverhältnissen auch Außerstes leisten zu müssen, moralisch und christlichsozial, wackelte keine tatkräftige Initiative mehr.

Severin war noch nicht lange im Lande, ein fremder, ganz auf sich gestellter Eremit, ohne alle Verbindung, da wurde er mit einem Schlag zu dem Mann der Zuflucht in allen Nöten, zu dem geheimnisvollen Gottesmann, dem sich auch die germanischen Fürsten, zuletzt sogar der

heidnische Alleanne, beugten. Es ist töricht und eine Fälschung der Quelle, wenn man es so hinstellen wollte, — wie es geschehen ist — als hätte Severin, ehe er hervortrat, auf eine Genfation gelauert, und als wäre sie ihm durch eine Verbindung mit den gefesselten Sklavaren möglich geworden. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß es Severin überhaupt ferne lag, eine Rolle in der Welt zu spielen. Wie andere große Propheten handelte er stets vom Geiste Gottes getrieben. Und dieser Geist Gottes, dem er als ein wahrhafter Heiliger näher und offener stand als andere Menschen, offenbarte ihm Zukünftiges und ferne Geschehenes in Gesichtern. Das bezeugte der wahrhaftige und demütige Mann, obwohl er sonst den Ruhm, ein Wundermann zu sein, unter Tränen von sich wies. Sein Gesicht offenbarte ihm, daß eine Stadt in der kommenden Nacht von einer gotischen Schar überfallen und mit allen Bewohnern vernichtet werden würde. Er versammelte die Leute in der Kirche und verkündete, daß sie nur durch Wachsamkeit, durch öffentliche Betstunden und ein strenges Fasten das Verderben abwenden könnten. Er wurde nicht gehört und verließ die verstockte Stadt. Die Ereignisse gaben ihm furchtbar recht.

Weithin durch die Provinz wiederholte sich das biblische Stamen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden. In Favianis herrschte eine große Leuerung. Eine reiche Kaufmannswitwe hielt in gewinn-süchtiger Absicht, des Hungers der Armen nicht achtend, Getreidevorräte verborgen. Der Seher stellte sie öffentlich zur Rede und zwang die hartnäckig Leugnende durch Androhung göttlicher Strafen zur Einkehr. So begann er das Gewissen der Verstockten und Verhärteten zu werden. Immer wieder glaubten Kurzsichtige und Bequeme, seinen Weisungen trocken zu dürfen, denn er verlangte von seinen Schützlingen oft Schweres und, wie ihnen im Augenblick dünkte, Unnötiges. Der Erfolg gab dem Seher jedesmal recht, und die Ungehorsamen büßten ihren Unglauben mit schweren Strafen, sogar mit dem Untergang. Er handelte stets nach dem Evangelisten: Diese Geister werden nur durch Fasten und Gebet ausgetrieben, überzeugt, daß auch dämonische Gewalten das Dunkel dieser Tage verursachten. Immer setzte er eine religiöse Einkehr, die Gemeinschaft aller im Fasten und Gebet, als die erste Bedingung, um göttlicher Hilfe würdig zu werden. Aber nicht wie eine magische Bezwingung Gottes empfahl er seinem Volke Fasten- und Gebetsstürme, sondern um es vor Gott zu führen und es bereit zu machen, auch das Unheil in Demut und Vertrauen auf sich zu nehmen. Stellt doch kein echter Heiliger und Wundertäter, Christus selbst nicht, seinem Volke das Paradies znrück. Immer verlangen sie Bereitschaft zum Wüstenwege, der nun einmal diese Weltzeit ist. Severin beseuerte den christlichen Geist der Noriker, nicht nur, um sie für Gottes Hilfe würdiger zu machen, sondern auch bereiter, durch eigene Liebestätigkeit zu helfen und der Not zu steuern. Er verkündete ihnen, daß die christliche Frömmigkeit sich erst in opferbereiter Brüder-

lichkeit bewähre. Das wurde wohl auch sonst gepredigt. Aber mit der Spende gelegentlicher Almosen war keine Abhilfe für die dringendsten Zeitbedürfnisse geschafft. Zum guten Willen mußte ein verpflichtendes Gebot treten. Noch immer wußte man vom altchristlichen Armenzehnten. Aber er war mehr und mehr in Vergessenheit geraten, wohl auch, weil das fruchtbare Land in ruhigen Zeiten wenig Armut kannte. Aber jetzt — wer lebte noch in gesicherter Existenz? Es war notwendig, die Zehntenabgabe zu erneuern, und Severin zauderte nicht, sie mit allem Nachdruck und mit seiner ganzen Autorität von den noch geschonten Städten und Bezirken zu fordern.

Die bei den fortwährenden Überfällen geflüchteten und ihrer Habe beraubten Leute mußten versorgt und neu angesiedelt, die in Sklaverei Verschleppten losgekauft, das gesammelte Gut auf beschwerlichen und gefährlichen Pfaden in die Notstandsgebiete geschafft werden. Severin war ein unnachsichtiger Mahner, und es konnte geschehen, daß Säuglinge durch sichtliche Strafen Gottes heimgesucht wurden.

Doch größere Dinge standen noch bevor. Den Seher in seiner Klause bedrängten furchtbare Gesichte. Er sah und wußte, daß die flutenden Stämme daran waren, den Grenzwall der Kastelle zu brechen und also auch die festen Städte zu nehmen. Er warnte und wurde nicht gehört — ein befreundeter Priester mußte sein Zaudern am Galgenstrick der Feinde büßen. Er beschwor eine Stadt zur Wachsamkeit: gehängt wolle er sein, wenn seine Voraussage sich als falsch erwies. So rettete er diese Stadt. Aber er wußte, andere donauaufwärts waren nicht mehr zu halten. Quintanis (Künzig a. Donau) mußte evakuiert, die Bewohner auf Schiffen und Floßen samt ihrer Habe in Sicherheit gebracht werden. Das feste Batavis (Passau) war nicht mehr zu halten. Alamannen, Thüringer, Heruler rüsteten sich, das Bollwerk zu nehmen. Die Bataver erwarteten von ihm ganz andere Dinge als die Mahnung zu evakuieren. Sie baten um seine Fürsprache bei dem ihm gewogenen Rugierkönig, um bei ihm Handelsmonopole zu gewinnen. Sie waren gegen ihn erbittert, als er statt dessen ihnen allen den Untergang voraussagte, wenn sie hartnäckig in der Stadt verblieben. Endlich setzte er seinen Willen bei einem Teil der Bevölkerung durch. Als sie donauabwärts fahrend in der Nacht vor Anker lagen, konnten sie die Brandröte der Stadt am Himmel sehen; sie war genommen worden. Lorch, donauabwärts, war zugleich von den Alamannen und Rugiern bedroht. Severin ging dem König entgegen und vermochte ihn, die Stadt friedlich in seinen Schutz zu nehmen, die ungeschützte Bevölkerung in seinem Einflußgebiet anzusiedeln zu lassen. Aber wohin mit all den Flüchtlingen und Evakuierten? Die Mauern der unteren Kastelle waren bald zu eng, um sie aufzunehmen. Es fehlte an Lebensmitteln. Der Seher soll nicht nur durch die Gaben aus dem Zehnten und durch seine machtvolle Zu-

sprache, sondern einmal sogar durch eine wunderbare Vermehrung des Eis geholfen haben.

Eine Weile wurden die Stöße der Feinde durch die Macht der Rugier noch aufgehalten. Aber diese selbst, echte Ostgermanen, waren voll Unruhe, lüftern nach kriegerischen Abenteuern und Landbesitz im reichen Italien. Vergeblich warnte der Seher und kündete ihnen den Untergang voraus, wenn sie sich nicht in ihren Grenzen hielten. Er sah die Nacht über den Provinzen zwischen Donau und Alpen hereinbrechen. Noch konnte er in seinem Kloster friedlich sterben. Aber kann hatte er die Augen geschlossen, da wagte es ein Großer aus dem königlichen Hause der Rugier, Favianis zu überfallen und die im Kloster gelagerten Vorräte aus dem Zehnten und alles, was nicht niet- und nagelfest war, wegzuschleppen. Es kam dann alles, wie Severin es vorausgesehen hatte: Das Verderben über die Rugier und der Befehl zur Räumung der Provinzen: eine Evakuierung großen Stiles, wie wir es kennen, wem auch mit der Möglichkeit, alle fahrbare Habe mitzunehmen. Eines Tages setzten sich endlose Trecks in Bewegung gegen die Alpen und über die Alpen. Odoakar, der König von Italien, der Freund Severins, hatte den Lateinern drüben reichste Wohnsitze versprochen, und die Noriker konnten ihm trauen. Auch die Mönche mit den Gebeinen ihres Heiligen waren unter den Evakuierten. Sie fanden endlich tief unten in Italien zu Caprum Lucullam bei Neapel ihre Ruh:.

Man möchte fragen, was hat der Seher erreicht, der Kämpfer ohne Schwert, der nie dachte, den Frieden durch Krieg zu erzwingen? Aber was ist dauernd auf dieser Erde? Was war dauernd von dem, was die zeitgenössischen germanischen Heldenkönige Odoakar, Theodorich der Große und andere durch ihre blutigen Kämpfe erzwangen? Zwar die Bevölkerung, die er beschützte, wurde weggeschwemmt wie eine Insel, die der Strom mitnimmt. Aber wie viele Tränen hat er getrocknet, wie viele Verzweifelte gerettet, und sie vor Gewalt und roher Macht beschützt. Und vor allem, er hat vor seiner Zeit und in alle Zeiten hinein das Bild eines wahren Gottesgesandten aufgerichtet. Nie verirrt durch die Wirren der Zeit und seines Auftrages, ist er frei in sich geblieben und verfiel nie einer Geschäftigkeit, die seiner Würde als Mönch und Sachwalter Gottes widersprach, und nie hat er sich verleiten lassen, schlangenklug sein zu wollen, weil er wohl fürchtete, die Landbeneinsalt zu verlieren. „Er aber hat hingehalten“, pflegte Jakob Burckhardt von ihm zu sagen, und meinte damit nicht nur die Treue zu seinem Werk aus christlichem Geist, sondern auch seinen Mut und seine Unererschütterlichkeit in einer durchaus hoffnungslosen Lage. Weil er nichts für sich wollte, nicht Ehre und Namen, nicht irdischen Gewinn, sondern sich stets gewiß lieb, als Beauftragter Gottes aus seiner Klause hervorzutreten, darum hatte schon

seine Erscheinung jene geradezu schreckliche Würde, von der ein waffenstarrer Mann wie der alamannische Fürst erbebt und sogar ein Weib wie die rugische Königin die Krallen einzog. Giso hieß sie und verdient in die Reihen jener leidenschaftlich herrschsüchtigen und rachsüchtigen Franen eingereiht zu werden, von denen die germanische Frühzeit erzählt. Wenn Giso Sklaven auf ihren Gütern brauchte, so schickte sie Sklavenjäger über die Donau in das föderierte Gebiet und ließ sie verschleppen. Ihr trat Severin entgegen und verwies ihr ihre Gesetzlosigkeit. Ehrfurcht kannte sie nicht. Sie bedrohte den Geher. Aber auch sie mußte erkennen, daß Gott mit ihm war. Ihr Götzchen wurde von gefangenen Goldschmieden ergriffen und nur unter der Bedingung losgelassen, daß sie in Freiheit gesetzt würden. Entsetzt sah sie in der angstgequälten Gestalt die von Severin angekündigte Strafe und stellte ihre Raubzüge ein.

Der Geher von Norikum ist eines jener leuchtenden Beispiele der christlichen Geschichte, daß ein armer Mann berufen war, der Armut der Welt zu helfen; ein Geistträger ohne jedes offizielle Amt ist er ein Zeuge von der überwältigenden Macht des Geistes, der sich rein erhält vom Geist dieser Welt. Es war nicht seine Aufgabe, wie Franz von Assisi das Angesicht der Christenheit zu wandeln, aber er war ein Retter und Notwender für den engen Winkel des römischen Reiches, in den er gesandt wurde. Es war auch nicht seine Aufgabe und sein Ziel, eine dauernde Ordnung und einen gesicherten Wohlstand in jene Provinz zu bringen. Er vermochte die ungeheuren Stürme der hereinkommenden Völkerwanderung nicht aufzuhalten, aber er hob die ganze Bevölkerung aus ihrem schlaffen und verzagten Zustand zu einer tatkräftigen Selbsthilfe und zu einem hochherzigen Gemeinsinn im Geiste Christi. Er brachte sie dazu, auch in den Wüsteneien der Zeit sich immer noch als Gotteskinder zu fühlen, die eine ewig gesicherte Heimat vor sich haben.

Peter Dörfler.



Der Pilger

Dein Wille, Herr, geschehe!  
 Verdunkelt schweigt das Land,  
 Im Zug der Wetter sehe  
 Ich schauernd deine Hand.  
 O mit uns Sündern gehe  
 Erbarmeud ins Gericht!  
 Ich beug' im tiefsten Wehe  
 Zum Staub mein Angesicht,  
 Dein Wille, Herr, geschehe!

Erinnerung

Lindes Rauschen in den Wipfeln,  
 Vöglein, die ihr fernab fliegt,  
 Bronnen von den stillen Gipfeln,  
 Sagt, wo meine Heimat liegt?

Heut im Traum sah ich sie wieder,  
 Und von allen Bergen ging  
 Solches Grüßen zu mir nieder,  
 Daß ich an zu weinen fing.

Ah, hier auf den fremden Gipfeln:  
 Menschen, Quellen, Fels und Baum,  
 Wirres Rauschen in den Wipfeln, —  
 Alles ist mir wie ein Traum.

Spruch

Laß nur die Wetter wogen!  
 Wohl übers dunkle Land  
 Zieht einen Regenbogen  
 Barmherzig Gottes Hand.  
 Auf dieser schönen Brücke,  
 Wenn alles wüßt und bleich,  
 Gehn über Not und Glücke  
 Wir in das Himmelreich.



Der Dom zu Breslau

Nachdem er 1945 bei der Belagerung der Stadt zérstört wurde und völlig  
ausbrannte, ist man jetzt dabei, ihn wieder aufzurichten.

## Der hohe Dom von Breslau als Ruine

Dem größten Menschen, den das Weib geboren.  
War dieser deutsche hohe Dom geweiht.  
Des Läufers Segen geht uns nicht verloren,  
So dachten wir auch noch in schwerer Zeit.

Dann aber fiel der Wolf auch diese Herde  
Blutgierig an, es sollte also sein,  
Daß Breslaus Kern, die alte heilige Erde,  
Erkoren ward zu namenloser Pein.

Zerfallen sind die hohen Kirchenschiffe,  
Der Fenster Maßwerk und der Bögen Schwung,  
Und Überreste ragen jetzt wie Risse,  
Verlochen ist die helle Dämmerung.

Versteckt, vergraben unterm Trümmerberge,  
Der einmal Pfeiler, Joch und Wölbung war,  
Ruhn noch wie seit Jahrhunderten die Särge  
Uralter Hirten, einer stummen Schar.

Die Lürme stehn, verbrannten Stummeln gleichend,  
Nur des Portales altes Bogenfeld  
Hebt sich, erschrocken der Verwüstung weichend,  
Dahinter liegt das Heiligtum zerschellt.

Der Orgel glänzende unzähl'ge Pfeifen,  
Der tausend Töne große Harmonie, —  
Zerborsten liegt das All's —, wer kanns begreifen?  
Hier hob das Herz sich, beugte sich das Knie.

Gemach! Hier hinterm Steingebirge waltet  
Ein Wunder. Kommt! Hier links am Grau entlaug!  
Geht langsam weiter und die Hände faltet!  
Und lauscht erbaut dem lauten Lobgesaug!

Da steht Madonna lächelnd mit dem Kinde,  
Und über sie wölbt sich ein heiles Joch,  
Und hier verstummen fromm die rauhen Winde,  
Denn dieses Haus ist Gottes Wohnung noch.

Und hinter einer leisen stummen Schwelle  
Liegt plötzlich prangend wie ein Kleinodschrein  
Die herrliche kurfürstliche Kapelle,  
Wo Gott sich still verbirgt in Brot und Wein.

September 1945

Gerhard Ruckhof

# Die Religiosität des Schlesiens +

VON JOSEPH KÜHNEL.

Das Thema liegt mir seit Jahren als ungelöste Aufgabe in der Seele. Ich liebe mein Schlesien. Denn ich habe das Gefühl, daß dem Schlesiervolk eine große Mission obliegt. Wenn man vom Deutschen sagt, daß er die Aufgabe habe, der synthetische Mensch zu werden, da er von allen Anlagen etwas habe, das tiefe Gemüt des Slawen, die Gedankenschärfe des Romanen und den praktischen Sinn des Engländer, daß er darin der unglücklichste Sohn der Erde, — und wenn er mit seiner polyphonen Anlage fertig wird, wenn er ihr nicht erliegt, sondern synthetisch schöpferisch gestaltet, eben darin sein Unglück zum Glück wendet und sich zum glücklichsten Sohn der Erde macht, so scheint mir, gilt diese Schilderung des Deutschen in ganz besonderer Weise vom Schlesier. Freilich ist die Gefahr des Erliegens ganz stark. Wir Schlesier sind noch Kinder. Nicht mehr naive Kinder, sondern schüchterne Kinder, soweit wir noch ursprünglich sind, soweit wir noch nicht zivilisiert sind. Das „Schüchternsein“ ist unser Vorzug. Das schützt uns, weisfähig zu werden. Verräter an der wahrhaftigen Volksseele zu werden. Wir sind dem Zivilisierten, dem Gewandten gegenüber ungeschickt, verlegen. Und nun tritt an den Einzelnen die Entscheidung heran: geben wir unsere Wahrhaftigkeit und Einfach unsere schlesische Volksseele preis für das Linsenmus der Gewandtheit, erdrücken wir die Seele, das Gemüt in uns und gebärden wir uns wie Zivilisierte. Oder behaupten wir unser Volksgut, unsere Echtheit und überwinden wir unsere Schüchternheit dadurch, daß wir unsere Innerlichkeit so stark und mächtig machen, daß wir dann wie gottgefüllt, innerlich legitimiert der Unnatur, auch wenn sie als quantitative Macht uns entgegentritt, das starke Ja unserer gestählten, unüberwindlichen Eigenart gegenüberstellen, wie ein gottgegründetes heiliges Müssen, wie ein „Nicht-anders-können“.

Nur durch ganz starke Innerlichkeit, durch egopetale (nach innen gerichtete) Aktivität, zu deutsch, durch Beten aus tiefster Tiefe, durch den Jakobskampf „ich lasse dich nicht, du mußt mich segnen“, erfüllt der Schlesier seine Kulturmission, seine religiöse Gegenwartsmission, zu der er mir mehr als fast jeder andere deutsche Volksstamm berufen scheint. Darum mehr berufen, weil er bis tief hinein in seiner Seele gespalten ist durch sein weiches Gemüt. Darum kann und soll er der Menschheitsmensch werden. Das (Menschheitsmensch-werden) kann ja nur der Gemütsstiefe, der Belastete, der mit der Aufgabe Beschwerte, Himmel und Erde in seiner eigenen Seele versöhnen, vereinen, vermählen zu sollen. Nur der Belastete fühlt diese Aufgabe, die weder der Verstandesmensch noch der Willensmensch sieht, als Aufgabe sieht. Der Gemütsmensch erlebt das „Wehe“, das über dem Ver-

sagenden hängt. Aber nur wenn der Gemütsmensch auch Eisen in seinem Blute hat, wenn er zugleich Verstandes- und Willensanlagen hat, wird er nicht erdrückt, wird er nicht Skrupulant und nicht verbittert, wird er monumental gestaltend und monumental schöpferisch. Und das kann und soll der Schlesier. Das ist seine gottgegebene Aufgabe und Gnade.

Die Gefahr ist groß, daß er sich verfälschen läßt, daß er dem Zeitgeist der quantitativen Wertung, dem Organisationsfieber erliegt und seine Begnadigung verrät. Aus Trägheit und Feigheit. Daß er das Selten dem Sein vorzieht. Das Sammeln der Werke Vergangener dem Schaffen. Das Registrieren der treuen Knechtshingabe. Das ist ja der tiefste, der einzige Grund des Versagens unserer Gegenwart im Schaffen: Wir sind zu feig, die treue Hingabe zu leisten. Zu feig, uns in uns, uns in Gott zu versenken. Zu feig zum Beten. Wir lügen. Und wenn einer nicht mitmachen will im Lügen, dann mögen wir ihn nicht. Wir wollen solche, die uns etwas vormachen, aber nicht solche, die von uns fordern. Wir wollen Ersatz für unser Lun. Wollen Sensation und Organisation.

Schlesier, du Bodenständiger, du Unverbildeter, du Wahrhaftiger, du erkennst diese Surrogate als Selbstbetrug, als Raufmittel. Dir graut nach jedem Genuß davor, und graut nach jedem Genuß vor deiner Lüge.

Bring den Mut auf, mal nicht mitzumachen. Mal langsamer, mühevoller zum Erfolg zu kommen. Deutschland dankt dirs einmal. Die Welt dankt dirs einmal.

Und wenn sie es dir einmal nicht danken können, werden sie dir fluchen, daß du dich von ihnen fälschen ließeest. Sie sind schuldlos. Denn sie wußten es nicht anders. Aber du schaust es in deinen Liefen. Schau fest und mutig hin und gesteh dir ein. Deine schwere Aufgabe ist deine größte Gnade.

Ob ich recht sah? Ob ich rein Persönliches zu stark verallgemeinere? Ob es nicht mancherorts außerhalb Schlesiens auch den geschilderten Menschen gibt?

Ich fand ihn anderswo ähnlich auch. Und ich fand ihn in Schlesien selten. Und doch, wenn ich in des Schlesiens Volksseele hineinhörte, schien es mir so, wie ich es sagte.

Wie weit in dem gezeichneten Bilde der Schlesier nicht getroffen ist, wie weit in dem gezeichneten Bilde eine überörtliche Menschenart getroffen ist, das können nur die Leser entscheiden, die sich in diesem Bilde wiederfinden oder nicht wiederfinden.

\*

Obiges hatte Joseph Kühnel, der Herausgeber des „Heliand“, in Heft 3/4 des Jahrgangs 1926/27 zunächst als Antwort auf einen Brief geschrieben. Er bemerkte anschließend: Unterdessen hat Schlesiens Religiosität schon weiterhin Beachtung gefunden. Im Deutschen Kunstverlag, Berlin, ist ein Werk erschienen: Die Kunst in Schlesien. Mit 200 Textbildern, 10.— Mk. Die Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau hat ein Werk über Breslauer Kirchen herausgebracht mit 125 Bildern, das einer der besten Kunstkennner Schlesiens, Pfarrer Hadelt, erläutert, 15.— Mk.

Diese Veröffentlichungen werden der deutschen Welt zeigen: man muß nicht bloß nach dem Rheinland und nach Bayern und nach Italien und Spanien reisen, um große Kunst und wertvolle alte Kultur sehen. Man kann zu diesem Ziele auch nach Schlesien fahren, nach Neiße, Heinrichau, Grüssau, Leubus, Liegnitz, Schweidnitz, Blogau und vor allem nach Breslau. Auch Schlesien hat monumental gebaut, in fürstlichem Barock und in flammender, stürmender, wuchtiger Gotik.

LIANE V. GENTZKOW

## St. Hedwig sucht ihren gefallenen Sohn

Aus der Rundbogentür, die sich im herzoglichen Wohnhaus zum Burghof öffnete; tritt Frau Hedwig, um zur Messe in die kleine Kirche des Städtchens Krossen zu gehen, denn nicht hat sie wie andere Vornehme die bequemere Gewohnheit, im eigenen Schloß oder gar im eigenen Gemach die Messe lesen zu lassen. Sie geht schmal und etwas gebückt im schlechten Gewand und ohne Schuhe, wie sie meist zu gehen pflegt. Vielleicht ist sie in diesen Tagen etwas blasser und etwas kleiner geworden, aber ihre stillen Augen sind klar. Neben ihr, höher als sie, schreitet im weißen Gewand der Zisterzienserinnen ihre Tochter Gertrud, die Äbtissin von Trebnitz, die ihr gefährdetes Kloster mit den Schwestern hat verlassen müssen; und einen Schritt zurück steht kleiner und zierlicher, in rotem Kleid und Mantel, den goldenen Reif über dem zarten Schleier und dem dunklen Scheitel, Anna von Böhmen, Herzog Heinrichs Gattin. Ordensschwestern, Hofdamen und Dienerrinnen harren dahinter im Dunkel der Halle.

Langsam öffnet sich das schwere, eisenbeschlagene Tor, das zur Zugbrücke hinausführt, aber es öffnet sich nicht, um die Frauen hinauszulassen, es öffnet sich, um einen hereinzuführen, einen, den Hornstöße vom Turm und das wirre Stimmengeräusch draußen ankündigen.

Der Bote reitet in den Hof, wirft sich von einem abgeheßten Pferd, schwankt im verstaubten Kettenhemd, zerrissenen Waffenrock, eine Binde über der Stirn, auf die Frauen zu.

Da weiß Frau Hedwig, daß die Stunde da ist; sie geht dem plötzlich Zaudernden entgegen und sieht ihn an. Unter diesem Blick rafft der Reiter sich, zusammen, der am Ende seiner Kräfte ist, nicht so durch die Wunde als durch die Weite und Eile des Rittes und durch die Schrecken, die er gesehen, die er nun künden soll. . . Rauh und tonlos klingt es:

„Sie schlugen die Schlacht zu Liegnitz — Dreißigtausend zogen aus, dreißigtausend liegen erschlagen oder sind wund oder werden gefangen geführt — Dreißigtausend. . .“



## St. Hedwig

Zeichnung nach dem St. Hedwigsaltar in Schweidnitz von L. v. Moltke.

Es ist alles totenstill, obwohl nun der ganze Hofraum voll von Menschen ist. Menschen, die noch nicht alles verstehen, noch nicht alles begreifen.

Eine Bewegung unter den Frauen. Aufschreit Anna von Böhmen:

„Der Herzog — der Herzog — lebt?“

Schweigen. Der Mann, der die Botschaft gebracht, senkt den Kopf.

Frau Hedwig sieht zurück, wie die junge Herzogin von der Abtissin umfangen wird. Da wendet sie sich abermals dem Reiter zu. Sie steht jetzt sehr aufrecht, trotz der ärmlichen Kleidung die Frau, die das Blut der Karolinger und der ältesten und edelsten deutschen Geschlechter in sich trägt:

„Dreißigtausend Christen haben geblutet. Und der Feind? Wo sind die Tataren?“

Da hebt der Mann das Haupt.

„Kein kleines Tatarenpferd wird ferner mehr nach Norden und Westen traben. — Es haben die Heiden noch die Stadt Liegnitz verbrannt, aber nicht mehr die Burg. Auch sie haben sich verblutet. Sie sind zurückgeflutet — nach Süden.“ Und nach einer langen Pause beginnt er stockend zu berichten, was er weiß. Wie er zu Anfang des Ringens verwundet, nach Stunden wieder zu sich gekommen, das letzte verzweifelte Kämpfen angesehen, ohne doch helfen zu können. Es sei gewesen, als ob die Hölle selber stritte. Immer neue Scharen waren herangebrandet, zurückgewichen und wieder gekommen. Und wenn die Schwert der Christen zehn der kleinen Reiter niedergemäht, so seien dreißig neue dafür erstanden wie ausgespien aus dem Boden. Um Herzog Heinrich stand seine beste, seine letzte Kerntruppe. Sie fielen einer nach dem andern im Pfeilregen der Mongolen, unter Streitärten und Keulen, germanische und slawische Ritter und Edle — und neben ihnen stritten und fielen schlesische Bürger, stritten und fielen fünfhundert Bergleute aus Goldberg, hundertfünfzig aus Löwenberg, hundertfünfzig aus Bunzlau — Schlesier waren die letzte Wehr des Abendlandes. Und dann stürzte im Nahkampf auch Herzog Heinrich —

Inmitten der schluchzenden Frauen steht Frau Hedwig und hebt die gefalteten Hände:

„Ich danke dir, mein Gott, weil du mir einen solchen Sohn gegeben, der mir niemals Kummer bereitet, der mich in Ehren hielt und allzeit liebte. Und wie froh ich auch darüber wäre, wenn ich ihn heute noch bei mir auf Erden hätte, so gönne ich ihm von Herzen doch die noch größere Freude, daß er durch seinen blutigen Heldentod mit seinem Erlöser vereint wurde. Ich empfehle Gott seine tapfere Seele!“

\*

Der schwere Wagen mit dem großen Plantuch überspannt fährt durch mahelnden Sand, fährt durch Kiefernwälder, fährt durch die niederschlesische Heide. Frau Hedwig fährt, um ihren Sohn heimzuholen. Kein Abreden, kein Bitten hat sie zurückhalten können. Mehrere Bewaffnete umgeben den Wagen, geführt von dem jungen Ritter Nikolaus von Würben.

Am Rand eines kleinen Heidewassers, von Weidenbüschen und Brombeersträuchern überrankt, hält der Wagen plötzlich an. Die Reiter legen die Lan-

zen ein, und ihr Führer sprengt an die Spitze des kleinen Zuges, denn ihnen entgegen, quer über die Heide, kommen ein paar Berittene. Frau Hedwig, die unter dem Plandach hervorsieht, hat sie mit ihren scharfen Augen erkannt: Burgleute aus Liegnitz, die ihr Kunde bringen wollen. Und nun hört sie wiederum von der Schlacht, vom Brande von Liegnitz, vom Zurückweichen der Tataren. Als aber die Liegnitzer hören, daß sie ausgezogen, um die Leiche des Sohnes zu suchen, da erschrecken sie, sehen sich betreten an und schütteln die Köpfe. Ach — sie hat sich bisher wohl den toten Helden vorgestellt wie den lebenden, in reicher Rüstung mitten unter den Seinen liegend. Aber dem ist nicht so. Denn die Heiden haben den am reichsten gerüsteten Herren die Waffen und Gewänder genommen; und Herrn Heinrichs Haupt haben sie vom Körper getrennt, haben es auf eine Lanze gesteckt und im Triumph durch das brennende Liegnitz vor die Burg getragen. Wie will die edle Frau ihren Sohn wiederfinden?

Frau Hedwig hat schweigend zugehört, hat nur ein einziges Mal nach dem Herzen gegriffen und dann den Befehl gegeben, weiterzufahren. Und zu Frau Katharina sagt sie leise und fast ein wenig lächelnd: „Ich finde ihn; ich bin seine Mutter.“

\*

Weiter fahren sie durch die Heide. Frau Hedwig sitzt gebeugt, alt und müde, und ihre Gedanken fliegen zurück. Sie meint zu fühlen, daß Gott sie nicht mehr lange auf Erden lassen wird, und sie läßt ihr Leben an sich vorüberziehen. Sie sieht sich als die zwölfjährige blonde Hedwig von Andechs, wie sie, dem Willen der Eltern folgend, die schöne, reiche bayerische Heimat verlassen muß, fort von den Ufern des Mains, den sonnigen, lieblichen, wo sie im Kloster zu Kitzingen die glücklichste Kindheit verbracht hat. Sie reiset, ein Kind noch, das am liebsten für immer im Kloster geblieben wäre, um im Osten die Braut Herzog Heinrichs zu werden. Sie zieht in ein fremdes Land, noch ohne aufblühende Städte, noch ohne ragende Dome, noch ohne reiche Klöster und freundliche Dörfer, ein Land, in dem weite Wälder und unwegsame Heide sich dehnen, ein Land mit fremder Sprache und fremder Sitte. Gott aber hatte es gut mit ihr gemeint, denn sie fand in Heinrich, dem Sohn des polnischen Piastenhauses, einen edlen, gerechten und klugen Herrn, der, in Deutschland aufgewachsen, sich aus Deutschland nicht nur die junge Braut geholt, der mit ihr zugleich deutsche Art und deutsches Recht, deutsche Waffen und deutsches Handwerk, deutsche Siedler und deutsche Priester nach Schlesien kommen ließ. Große und mühselige Arbeit war von dem Herzogspaar gefordert worden; aber wenn Frau Hedwig zurückdenkt, so sieht sie, daß auf ihrer Arbeit Segen geruht hat.

Sie fahren eben am Raud eines Gehölzes dahin, und wie der Wind in den Kiefernästen knarrt, denkt sie an die goldgrünen Buchenwälder von Trebnitz. Das ist ihr Werk, das erste Frauenkloster Schlesiens, erste Zufluchtsstätte der Frauen in wirrer und schwerer Zeit, erstes Haus christlicher Erziehung für

Schlesiens Mädchen. Aus Franken hat sie die Ordensfrauen kommen lassen, und die Lehrerin der eigenen Kindheit wurde die erste Oberin. Nun, im Alter, war Trebnitz ihre Heimat, ihr liebster Aufenthalt geworden, aber den alten Wunsch, selbst die Gelübde abzulegen, erfüllt sie sich nicht. Außerhalb der Klausur, als Herrin ihrer Güter, meint sie die große Aufgabe, die ihr gestellt, die Mutter aller Bedürftigen und Kranken zu sein, besser erfüllen zu können.

Hat sie wohl genug getan? Kann sie ausruhen nach dem harten Werktag? Wieviel Elend hat sie gesehen, ohne doch immer helfen zu können. Und sie gedenkt der finsternen, feuchten Gefängnisse und Verliese, in die sie Speise und Kleider und Licht schickte. Sie gedenkt der Richtstätten mit Galgen und Schwert und erinnert sich der vielen Tränen und stürmischen Bitten, mit denen sie dem Gemahl das Leben Verurteilter abgerungen. Sie gedenkt der bitteren und angstvollen Tage einer Hungersnot, sie sieht sich, wie sie auf ihrem Gut Zewina die Vorräte verteilt. Sie sieht sich auf Gerichtstagungen, auf denen sie hindern wollte, daß ihre Hörigen und Pächter um rückständigen Zins gedrängt werden und auf denen sie zum Entsetzen ihrer Verwalter mit königlicher Verschwendung schenkte und gewährte. Sie sieht die ausjähigen Frauen im Spital zu Neumarkt, sieht arme Kleriker und einsame Klausner, Pilger und Kreuzfahrer, Arme und Kranke, verlassene Mädchen und Wittwen, die alle, alle irgendwie Hilfe von ihrer Herzogin begehren. Und neben dem leiblichen Elend steht riesengroß das geistige. Wieviel Gleichgültigkeit bei den Reichen, wieviel Unwissenheit bei den Armen. Noch heute durchfährt sie ein Schrecken, wenn sie an die alte slawische Magd denkt, die noch nicht einmal das Vaterunser kannte und die sie für Wochen zu sich in ihre eigenen Gemächer nahm, um sie freundlich zu lehren. Von da an hat sie es nie unterlassen, Arme, die zu ihr kamen, auch im Gebet zu unterweisen. Hat sie genug getan?

Viel Schweres war ihr geschickt worden, aber gewiß reicht nichts an die Stunde heran, die sie nun erwartet. Sieben Kinder hat sie dem Herzog geboren, drei starben klein, drei Wunden bluten. Liefer traf das Schwert, das ihr zweiter Sohn Konrad ihr ins Herz stieß, als er im Bruderkampf mit Heinrich die Waffen kreuzte. Das war auch bei Liegnitz gewesen. — Besiegt hatte er flüchten müssen und war einen jähen Tod auf der Jagd gestorben. Gott sei ihm gnädig!

\*

Fern schimmern Gewässer, die Seen von Liegnitz. Nicht lange mehr, und der Turm des Piastenschlosses erscheint, das einzige Wahrzeichen, das noch aufrecht und ungebrochen steht hoch über verbrannten Häusern und Kirchen. Liegt nicht schon Brand- und Verwesungsgeruch in der reinen Lenzluft? Ja, nun muß sie ihr Herz fest in den Händen halten.

Das sind die Hügel von Wahlstatt . . . das sind die Felder der Not und der Trauer. Es ist Abend. Viele, viele Stunden hat die alte Herzogin ausgehalten, ihre Frauen schickte sie schon in den ersten Stunden zurück. Sie ging suchend hindurch zwischen Toten und Verstümmelten, hat sich hundertmal



Die Klosterkirche in Trebnitz

Sie birgt das Grab der hl. Hedwig

über zerfetzte und ausgeplünderte Leichen gebeugt, ist ausgeglitten über einen buntbemalten Pfeilköcher, über ein zersprungenes Schwert. Ihre müden Füße versanken in Schmutz und Blut; sie ging weiter, immer weiter, sah alle Schrecken der Verwesung. Bebt zurück vor einem kahlen, gelben, im Tode grinsenden Mongolenschädel, strich mit linder Hand über ein unversehrt blondes, junges Haupt. Dann gegen Abend, da die Sonne nahe am Sinken war, hat sie gefunden, den sie suchte. Seiner Kleider beraubt, ohne das Haupt, das sie niemals finden wird, lag er, einer unter vielen. Wer noch

hätte den Herzog erkannt? Die Todestwunde auf der Brust und der Mongolenpfeil in der Kehle waren Zeichen, die er mit Tausenden theilte. Die Mutter, die nicht ermüdete im Suchen, die trotz aller Bitten ihres Gefolges nicht zu bewegen gewesen, das Feld zu verlassen, die Mutter hat ihn endlich erkannt. Die Mißbildung eines Fußes, von der kaum jemand etwas wußte, war das erste Erkennungsmaal. Da wurde auch sie schwach, sanft lautlos über die Leiche.

\*

Jetzt ist es Abend. — Auf einer Anhöhe vor einem halb zerstörten Gehöft haben sie ihr einen Sitz bereitet, und der Ritter von Würben steht neben ihr, eine Fackel in der Hand, während in einiger Entfernung der Wagen für sie und für des Herzogs Leiche herangeführt wird.

Im blutigen Fackellicht sitzt die alte Herzogin und hält den toten Sohn auf den Knien. Sie ist ruhig geworden, aber es ist eine seltsame Starrheit über sie gekommen. Allzu viele Hoffnungen werden mit Herzog Heinrich begraben, nicht nur die der Mutter, auch die eines Landes. Keiner kennt so gut wie Frau Hedwig das Wesen der jungen Herzogsöhne, die nun Herren werden; sehr wenig gleicht Boleslaw, der älteste, seinem Vater. Und der Blick der Herzogin, der in die Zukunft geht, sieht schauernd, wie der alte Bruderzwist der Piasten weiter leben wird, wie immer erneute Teilung des Erbes die Macht der Piasten und die Blüte des Landes schwächen wird. Und sie gelobt sich, mit aller Kraft, die ihr noch bleibt, sich dafür einzusetzen, daß ungeteilt die Herrschaft stets nur einem Sohn zufiele. Aber sie weiß auch, daß man auf ihre Forderung nicht hören wird. Die Hilfe und die Gebete der Frau Hedwig waren gut, und in Not und Jammer kamen sie zu ihr — aber welcher von den jugendlichen Enkeln wird denn auf das weise Wort der Ahne hören, wenn es um die geliebte und ersehnte Herrschaft geht?

Frau Hedwig ist so müde, nie war sie müder als in dieser Stunde. Ist Herzog Heinrich denn umsonst gestorben? — Umsonst? — Mitten in ihrem schwermütigen Sinnen hört sie Geräusche: Hämmern und Schaufeln. Sind es die, welche Gräber schaufeln, Reihen und Reihen von Gräbern unten auf der Wahlstatt? Dann merkt sie, daß es nahe hinter ihr ist; sie sieht fragend auf den Ritter von Würben. Der blickt um und gibt ihr Auskunft: ein in die Burg von Liegnitz geflüchteter Bauer ist heimgekehrt und beginnt an dem niedergegetretenen Zaun zu bessern, während innen im Hof der Sohn den Brandschutt zur Seite schaufelt.

Da sieht Frau Hedwig in den blassen Abendhimmel, auf dessen lichtgrünem Grunde vor ihr ein großer Stern funkelt. Sie hat immer viel nach den Sternen gesehen und im Anblick der himmlischen Herrlichkeit Trost gefunden. Jetzt hat sie die Antwort gehört, die Antwort auf die bange Frage und Sorge um die Zukunft.

Er ist nicht umsonst gestorben. Die Antwort gab ihr der Bauer, der sein Gehöft wieder aufrichtet: Schlesien baut auf, verbrannt, elend und zertreten,

— gleichviel — Schlesien baut auf. Und dort fern, wo am Horizont die Riesenberge mit nie betretenen Urwäldern verdämmern, dort rast jetzt der Mongolensturm entlang, fort aus dem Lande, zurück in die Steppen Asiens. Schlesien war die letzte, die stärkste, die nicht überwundene Schutzwehr des Abendlandes gegen den Barbaren des Ostens.

Herzog Heinrich ist einen guten Tod gestorben.

## Der Kreuzträger in den Straßen Breslaus

VON REINHOLD SCHNEIDER

Am 22. August des Jahres 1661 bewegte sich eine feierliche Prozession durch die Straßen Breslaus, deren Absicht es war, die Wallfahrt zum Grabe der hl. Hedwig in Trebnitz zu beleben. In der Prozession schritt ein Priester, Johannes Scheffler genannt „Angelus Silesius“, der sie angeregt und die Erlaubnis, sie halten zu dürfen, beim Kaiserlichen Oberamt erwirkt hatte; er trug ein Kreuz in der Hand und eine Dornenkrone auf dem Haupte. Im selben Jahre hatte Scheffler die heilige Priesterweihe empfangen, war er auch in den dritten Orden des hl. Franziskus aufgenommen worden. Bis zum Jahre 1652 war er Leibarzt des Herzogs von Dels gewesen; nach einem Konflikt mit dem herzoglichen Hofprediger Freitag, der ihm als Zensur die Drucklegung einer Sammlung mystischer Gebete verweigerte, hatte Scheffler sein ärztliches Amt niedergelegt; 1653, im Alter von neunundzwanzig Jahren, hatte er sich zum katholischen Glauben bekannt und für den Namen Johannes den Namen Angelus nach dem spanischen Mystiker Johannes de Angelis angenommen. Es mag uns befremden, einen Menschen im Schmuck der Dornenkrone auf der Straße schreiten zu sehen; die religiöse Sprache jener Zeit ist nicht durchaus die unsere. Und doch, wenn wir das geistige Antlitz Schefflers uns vergegenwärtigen, so wissen wir, daß es ihm furchtbarer Ernst war mit der Nachfolge, die er bezeugen und zu der er auffordern wollte. Die Wahrheit hatte ihn angerufen; Folgerichtigkeit war seine ganze Natur. Aber wie sonderbar war sein Weg: Jakob Böhmes Schriften, die Einsichten eines Mannes also, der nicht der katholischen Kirche angehörte, seien, bekannte Scheffler später, große Ursache gewesen, daß er zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen und zur katholischen Kirche sich begeben habe. Aber diese Schriften waren ihm nicht in der schlesischen Heimat bekannt geworden, sondern während seiner Studienjahre in Leyden; 1642 hatte Abraham von Frankenberg, der Freund, Biograph und Verkünder Böhmes, die Werke des großen Theosophen in Amsterdam drucken lassen.

In der Tat: Angelus Silesius wagte die Nachfolge; er wußte, daß das Bild, das er unter der Dornenkrone bot, ihn auf unwiderrufliche Weise verpflichtete; wer sich auf diese Art bekannte, der mußte bis ins innerste Herz

Christus angehören wollen; beten bedeutete für ihn ein inniges sich Verwandeln in Den, vor dem er kniete. Aber Christus, so sagte er auf seine unerbittliche Art, bringt nicht Frieden und Einigkeit, sondern „Haß und Streit“; so sind Schefflers spätere Jahre von einem Streite erfüllt, dessen Andenken wahrlich nicht erneuert werden soll, so wenig, um der Wahrheit willen, dieser Streit verschwiegen werden darf. Oft mag er sich in den Mitteln, den Worten vergreifen haben; aber er tat es als ein Mann, dessen Herz brannte für die Wahrheit, die doch die Liebe ist. Liebe zu Gott hatte ihn seinen harten Weg gehen lassen; Liebe zu den Menschen bestimmte sein Tun, dessen Umrisse wir gerade erkennen, das wir aber nicht erforschen können; denn es war das Tun eines Menschen, der das Himmelreich „stehlen“ wollte:

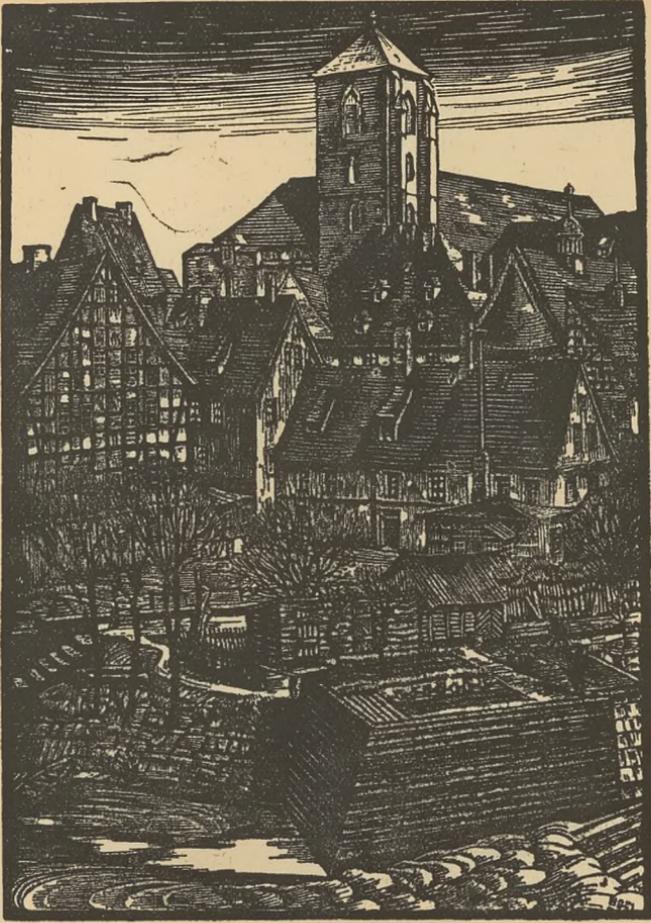
Wer heimlich Gutes wirkt,  
sein Geld aussteilt verhöhlen,  
der hat das Himmelreich  
gar meisterlich gestohlen.

Wir wissen, daß der Hofmedikus über ein nicht unbeträchtliches Vermögen verfügte, aber aus der Leichenrede erfahren wir, daß er „nicht behalten hat, darüber er könnte ein Testament machen“. Er war Arzt und Priester, Helfer in doppeltem Sinne und wollte das Heil verbreiten und zugleich heilen; namentlich der Kranken nahm er sich an, „welche vor die lateinische Kuchel (Apothek) keine Heller hätten“. Und ein Überwinder der Zeit, ein Versöhner der verwirrten Herzen und Geister sollte er auch sein nach dem Auftrag seiner Kunst.

Eben dieses Wirken, eine in Asche sich verzehrende Hingabe, die, wie der Trauerredner uns gleichfalls überliefert, „seinen Leib fast gleich gemacht demjenigen, so keinen Leib natürlich und wesentlich haben“, sie bezeugen die Echtheit seiner Mystik. Während er half, heilte, bekannte, stritt, wurde er hingegriffen von einer Erfahrung, die sich in Worte nicht fassen, durch Bilder nur auf eine widersprüchliche und fast verwirrende Weise sich ausdeuten läßt:

Daß dir im Sonnensehn vergehet das Gesicht,  
Sind deine Augen schuld und nicht das große Licht.

Und ausdrücklich schrieb er über diese Verse in seinem „Cherubinischen Wandersmann“: „Die Schuld ist deine.“ Dies ist im Grunde alles, worum es ging; der Dichter hatte betend in die Sonne geblickt und war von ihr verwundet worden; tausend Bilder können das Bild nicht fassen, das er wirklich geschaut hatte und das nicht abließ, ihn immer neu zu entzünden, zum Zeugnis, zum Lobpreis zu stimmen; jedes seiner Worte ist ein zwinziger Widerschein unerhörten Lichts. Wir müßten alle seine Worte, ohne die kühnsten und scheinbar gefährlichsten auszunehmen, in ein einziges bringen, seine Bilder zusammenschauen in ein einziges Bild, wenn wir verstehen sollten, was ihn erfüllt hat. Aber wir vermögen es nicht; wir spüren nur die Wahrheit seiner Aussagen erhärtet von seinem Leben und dieser Aussage und dieses



Bodo Zimmermann

Blick auf die Sandkirche in Breslau

Lebens erhebende, einfordernde, umschmelzende Macht. In sich selbst, in seiner Seele hatte Angelus Silesius die Sonne, das Spiegelbild der geschaffenen Sonne erblickt; nun erst war er seiner Krone inne geworden, der Menschenkrone der Ebenbildlichkeit, die zugleich die Leidenskrone der Nachfolge ist; von da an war er befeuert, diese höchste Würde des Menschen, seines Lebens, den edlen, unwiederbringlichen Wert der Lebenszeit zu verkünden und zu preisen. Seit er die Sonne erblickt, war er zum „herubiniſchen Wanderſmann“ geworden, strebte er in das innerſte Heiligtum, unbedingt entſchloſſen,

„zu werden, was er suchte“, dem ähnlich zu werden, vor dem er kniete. Daß er es ohne jeden Vorbehalt wollte, ist seine Größe, seine Gnade, seine Gefahr: wer in die Sonne unmittelbar blickt, erblindet für die Welt. Daß es aber die Wahrheit selber war, die Angelus Silesius auf diese Weise verwundete, über sich selbst erhob, das konnte wohl nicht mehr geleugnet werden, als er am 9. Juli 1677 starb; er hatte Ernst gemacht mit seinen eigenen Worten: „Dieweil mir mein Herr irdische Güter gibt, so will ich Kaufmannschaft damit treiben und dieselben (nebenst den geistlichen Gaben) mit nichts als mit Lieb und Lob, Dank und Ehre Gottes vertauschen.“ Es war und ist der besondere Adel dieser Kaufmannschaft, daß sie alles, aber auch alles verkaufte — die Güter der Welt wie die geistlichen Güter und die Gnade hohen Künstlerfums — und den Ertrag hingab den Armen, der Welt, die, wie der Dichter empfand, in besonderer Not war um die Liebe und ihr Bekenntnis, ihre Tat.

Und es ist, als schritte er eben vorüber, arm und überreich an innerem Lichte, unter der Büßerkrone des Leids, auf dem Weg zum Grabe der hl. Hedwig in Trebnitz. Wieder mahnt er sein Volk durch sein Beispiel zur Wallfahrt an das Heiligum seines Landes und in das Innerste der Seele. Gehen wir mit?

## Vom Schweigen in den Tod

Warum Pater Andreas Faulhaber in Glatz gehängt wurde

Von Kaplan Wilhelm Siegmund (vermißt)

Am 30. Dezember 1757 wurde Kaplan Andreas Faulhaber in Glatz (Schlesien) auf Befehl des Preußenkönigs Friedrich II. am Galgen hingerichtet. Er hatte als Kaplan an der Pfarrkirche in Glatz nur seiner heiligen Pflicht gelebt. Ob seines schlichten, arglosen Frohsinnes war er bei allen beliebt, besonders bei der Jugend. Gerade gegen ihn wandten sich Mißverständnis, Bosheit und Haß, um ihn zum Verbrecher zu stempeln. In dieser Verkennung ist er zum Helden über sich hinausgewachsen, über den brutale Macht nur äußerlich triumphieren konnte. Er vertraute dem Herrentort: „Wenn jemand sein Leben erhalten will, wird er es verlieren. Wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es gewinnen“ (Mt. 18,25),

Im Pfarrhause von Glatz hängt ein altes Ölgemälde von Andreas Faulhaber, das einzige Bild des etwas behäbigen und freundlichen, aber doch seeleneifrigen Priesters. Sein Vater mit dem gleichen Namen war in der Stadt Schmied und Großuhrenmacher gewesen. In der Werkstätte, auf der Böhmischen Straße in Glatz, wo fröhlich die fleißigen Hämmer klängen, hatte schon der Knabe Hilfsdienste tun müssen. Oft bat er da den Vater: „Ich möchte auch studieren und geistlich werden wie der Augustin“. Der große Bruder hieß nämlich Augustin; er war bereits Priester und Kaplan

an der Stadtpfarrkirche in Glas. Aber der Vater hatte keine Ohren für die Bitten des kleinen Andreas: „Du weißt, Junge, wie schwer es war, für den Augustin das Studium zu bezahlen und ihm dann noch den Tischtitel zu geben (d. h. den Unterhalt zu garantieren). Für dich reicht es halt nicht mehr auf einen Tischtitel. Und ohne daß dein Lebensunterhalt gesichert ist, weihst dich kein Bischof zum Priester. Drum schlag dir's halt ans dem Kopf.“ Es war noch ein anderer Grund, weshalb der Vater nicht wünschte, daß auch der zweite Sohn Priester werde; er meinte: „Es wird noch ein großer Krieg kommen. Die Geistlichen werden verfolgt und gehängt werden. Darum werde du kein Geistlicher!“

Damals gehörte ganz Schlesien noch zu Oesterreich und in Glas dachte kein Mensch an Preußen. Doch Vater Faulhaber hatte richtig vorausgesehen; nicht nur sollte ein blutiges Kriegsgeschehen heraufziehen, auch gegensätzliche Geister sollten aufeinander prallen: preussische Art gegen österreichische, Protestantismus gegen Katholizismus, ja Unglaube gegen Christentum. Als 1740 Friedrich II. gegen Maria Theresia zu Felde zog und aus ihrem Reiche Schlesien herausbrach, um es seinem Preußenadler zu unterwerfen, da spielte auch Glas in dem Kampfe eine wichtige Rolle. Gleichsam symbolisch sehen wir noch heute, wie sich über der alten Stadt mit dem prachtvollen Rathausurm und dem Minoritenkloster der nüchterne trutzige Bau der friderizianischen Festung erhebt.

Mit Hilfe seines geistlichen Bruders Augustin hatte es Andreas doch durchgesetzt, daß er in Prag Theologie studieren durfte. Allerdings konnte er nach Abschluß des Studiums tatsächlich keinen Tischtitel erhalten. Er mußte daher 14 Jahre warten, bis ihm schließlich ein wohlhabender Gläser Bürger den Unterhalt garantierte und er im September 1750 — bereits 37 Jahre alt — zum Priester geweiht werden konnte. Inzwischen war der Vater gestorben; seine Ahnung hatte sich erfüllt. Der Krieg war gekommen, schon zum dritten Male. Seit acht Jahren nun war die Grafschaft Glas ein Teil von Preußen. Andreas wurde, wie sein Bruder Augustin, Kaplan in Glas und wohnte in den Kaplanshäusern vor der Kirche. Die Kirche gehörte zum Jesuitenkolleg, dessen Rektor zugleich Stadtpfarrer war. Die Kaplane aber waren Welsppriester. Die Leute freilich machten in der Anrede keinen Unterschied, so daß bis in die Gegenwart ein Kaplan mit „Herr Vater“ angeredet wurde.

Die Pfarrkirche von Glas ist ursprünglich ein gotischer Bau, eine dreischiffige Basilika, die in der Jesuitenzeit mit der verschwenderisch reichen Pracht des Barock ausgestattet wurde. Hier ist die Stätte, wo Andreas Faulhaber wirkte, wo er das Wort Gottes verkündete, wo er das heilige Messopfer feierte. Über dem Hochaltar thront das alte ehrwürdige Bild Unserer Lieben Frau von Glas. Es ist eine schöne holzgeschnitzte Figur aus der Zeit der Gotik. Nach Glas kamen früher von weither die frommen Wallfahrer, um vor dem Bilde der Gottesmutter ihre Sorgen und Anliegen sich vom Herzen zu beten, und Trost und neue Kraft mit heimzunehmen.

Begründet hat diese Marienverehrung von Blas der selige Erzbischof von Prag, Arnestus von Pardubitz. Er hatte hier seine Jugend verlebt, als Chorhabe hatte er oft mit heller Stimme vor dem Bilde der Himmelskönigin das Salve Regina gesungen. Auch als er später Erzbischof von Prag und Kanzler des Reiches geworden war, reiste Arnestus oft und gern fort aus dem glänzenden, lauten Prag nach dem abgelegenen stillen Blas, um hier bei Maria Einkehr zu halten. Hier zu Füßen der Gottesmutter hat er dann seine letzte Ruhestätte gefunden.

Auch für das heilige Sakrament der Sündenvergebung wandte man in der Barockzeit alles an Prachtentfaltung auf, wie die holzgeschnitzten Beichtstühle im hinteren Teil der Kirche beweisen. Hier hat Pater Andreas Faulhaber manchem armen Sünder durch das „ego te absolve...“ den Frieden des Herzens wiedergeben können. Die Lätigkeit des Beichtvaters erfordert ja in besonderem Maße verständnisvolle Liebe und Verantwortung. Und gerade diese Lätigkeit haben Lüge und verblendeter Haß zum Anlaß genommen, Pater Andreas an den Galgen zu bringen.

Auf dem Schloßberge zu Blas befand sich früher das Martini-Kirchel. Dort hatte Pater Andreas für die Soldaten Gottesdienst zu halten. Die Aufgabe des Militärseelsorgers war freilich mit der Zeit immer weniger erfreulich geworden.

Friedrich hatte zum Festungskommandanten und Gouverneur der Grafschaft Blas seinen Jugendfreund, den Generalleutnant Freiherr de la Motte Fouqué ernannt. Dieser war ein Abkomme der Hugenotten, die einst wegen ihres protestantischen Bekenntnisses aus Frankreich vertrieben worden waren. Daher rührte sein Katholikenhaß, der ihn zu dem Ausspruch veranlaßte: „Ich bin allen Katholiken feind und den Jesuiten spinnefeind“. Diese Gesinnung bewies er leider als Gouverneur der Grafschaft oft genug. In dem dreimaligen Kriege zwischen Preußen und Oesterreich mußten die Bewohner der Grafschaft einen häufigen Wechsel des Herrschers über sich ergehen lassen. So wußten sie nicht mehr recht, zu wem sie halten sollten. Trotzdem machte Fouqué nie den Versuch, das Herz des Grafschaftler Volkes für sich und den preussischen König zu gewinnen. Im Gegenteil, er setzte alle seine Maßnahmen mit äußerster Gewalt durch. Gegen alle Einheimischen, besonders gegen die katholischen Geistlichen, war er voller Mißtrauen; er befürchtete, sie würden der österreichischen Herrschaft noch nachtrauern und sie gegebenenfalls gegen Preußen unterstützen. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß viele der neugewonnenen preussischen Untertanen tatsächlich dem neuen Staate nicht sehr treu ergeben und zuverlässig waren. Besonders die Soldaten, die man zwangsmäßig eingezogen hatte und die in den drei Kriegen oft viele Jahre für den ungeliebten neuen Herrn kämpfen mußten, waren unzufrieden. Fahnenflucht war bei ihnen keine Seltenheit. So wurden im September 1757, also im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges, in der Nähe von Wünschelburg von einer Militärstreife zwei Verdächtige aufgegriffen. Man hielt sie erst für österreichische Spione. Doch

wie sich bald beim ersten Verhör herausstellte, waren es desertierte Soldaten vom Regiment Fouqué. Der eine hieß Nentwig, war 40 Jahre alt und erst wenige Monate Soldat, der andere hieß Weit, 18 Jahre alt, auch erst wenige Monate Soldat. Beide waren aus Reichenau bei Glas. Beinahe gewohnheitsmäßig notierte Leutnant von Voigt die Aussagen. Es gab ja so häufig Untersuchungen wegen Fahnenflucht. Doch am Schluß stuzte er: Nentwig wollte noch etwas sagen. Was war es? „Herr Leutnant, ich habe in der Beichte gefragt, ob ich bei Gelegenheit davonlaufen dürfe. Und da hat der Beichtvater gesagt: es ist wohl eine schwere Sache, doch hat es weiter nicht viel auf sich“. „Gut“, sagte der Leutnant, „das kommt mit ins Protokoll. Vielleicht gelingt es doch einmal, endlich so einem Pfaffen sein verräterisches Handwerk zu legen“.

Als Beichtvater kam nur Pater Andreas Faulhaber in Frage, weil nach der neuesten Verfügung nur er als Militärseelsorger die Soldaten Beichte hören durfte. Man hatte nämlich aus einer unbegründeterweise mißtrauischen Haltung gegen alles Katholische schon wiederholt versucht, einen Beichtvater vors Kriegsgericht zu bringen unter der Anschuldigung, er habe in der Beichte zur Fahnenflucht ermuntert. Übereifrige Offiziere hatten sogar Geld versprochen, wenn ein Soldat einem Geistlichen Derartiges nachweisen könne.

So war in Reize folgendes geschehen: Ein Deserteur hatte behauptet, in der Beichte von einem Jesuitenpater die Erlaubnis zur Fahnenflucht erhalten zu haben. Er wurde der versammelten Ordensgemeinschaft des Reisser Kollegs gegenübergestellt, um den Beichtvater zu bezeichnen. Er ging die lange Reihe der Klostermänner im schwarzen Talar entlang — „dieser ist es“, sagte er und blieb vor einem alten weißhaarigen Ordensmanne stehen. Die Jesuiten hatten in banger Erwartung dagestanden, wenn der Verleumder beschuldigen würde. Doch nun konnten sie ein Lächeln nicht unterdrücken: der Bezeichnete war gar nicht Priester, sondern ein Laienbruder, der nie einem Menschen die Beichte abnehmen durfte. So hatte der Lügner sich selbst entlarvt und die Anschuldigung gegen die Patres sich als hinfällig erwiesen. Um eine solche Blamage sich weiterhin zu ersparen, durften die Soldaten nur noch beim zuständigen Militärseelsorger beichten.

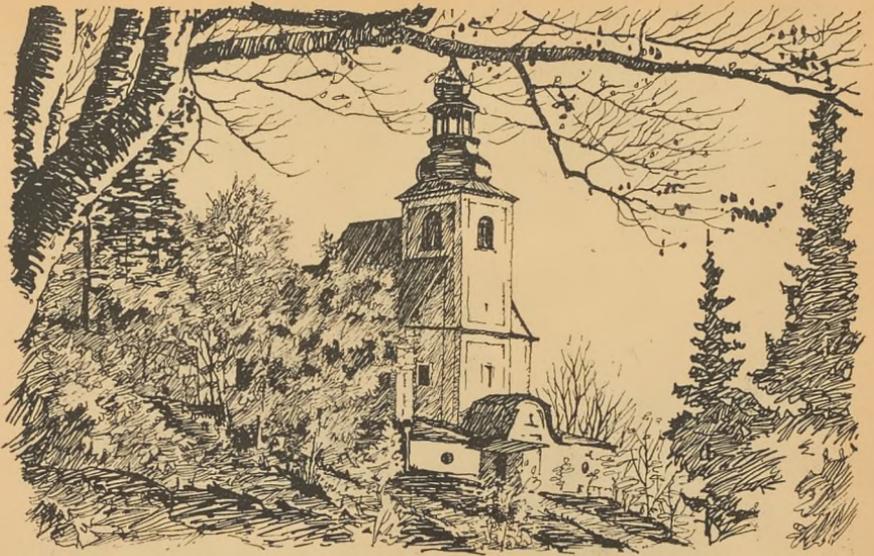
Pater Andreas hatte freilich neben der Soldatenbetreuung noch andere Aufgaben. Seit der Gouverneur es durchgesetzt hatte, daß die Jesuiten Glas verlassen mußten, hatten die Kapläne, so gut es ging, den Unterricht am Gymnasium weiterzuführen. Pater Andreas war bei den Schülern besonders beliebt: Musikalisch und künstlerisch veranlagt, lehrte er sie manches, woran sie ihre helle Freude hatten, auch manches schöne Lied zur Muttergottes. Er hatte auch ein Büchlein über den Erzbischof Arnustus herausgegeben, mit 15 eigenen Kupferstichen versehen. Bescheiden freilich verschwieg er auf dem Titelblatt seinen Namen.

Die Verleumdung Nentwigs hatte die baldige Verhaftung Faulhabers zur Folge. Ins Gefängnis konnte ihm der Bruder Brevier, Kreuz, Arnustus-

büchlein und einen Zinnbecher bringen. Um die lange Zeit auszufüllen, begann Faulhaber, mit der Schuhschnalle — ein anderes Hilfsmittel stand ihm ja nicht zur Verfügung — auf den Becher die Bilder seiner Leidensgeschichte einzugravieren.

Noch an demselben Abend, da Nentwig beim ersten Verhör seine Mitschuldigung gegen den Beichtvater erhoben hatte, wurde dieser von einer Schar bewaffneter Soldaten abgeholt und zum Staunen und Schrecken der Bläzer wie ein Verbrecher zur Festung geführt. Untersuchungsrichter war der Bürgermeister Josephi. Seit der Zugehörigkeit zu Preußen hatte das katholische Blaz doch selbstverständlich einen protestantischen Bürgermeister. Freilich war Josephi persönlich ein vornehmer Charakter und teilte nicht die allgemeinen Vorurteile gegen die Katholiken. Als er dem staunenden Pater Andreas eröffnete, was der Deserteur gegen ihn ausgesagt hatte, konnte Andreas Faulhaber das nur als Unwahrheit bezeichnen. Er verlangte, Nentwig solle seine Aussage in seiner Gegenwart wiederholen. Wirklich wurde auch beim nächsten Verhör der Deserteur hereingeführt. Bei der Frage, ob er den Beichtvater wiedererkenne, hob Nentwig den Kopf, konnte aber den Blick des kleinen Geistlichen nicht aushalten. Dann sagte Nentwig: „Ja, das ist er. Am Sonnabend, bevor unser Regiment von Blaz ausmarschiert ist, habe ich bei ihm gebeichtet und dabei gefragt, ob es denn eine so schwere Sünde sei, bei Gelegenheit vom Militär davonzulaufen. Und da hat er gesagt, es sei wohl eine schwere Sache, doch habe es nicht viel auf sich.“ Die beiden Offiziere, die an der Untersuchung als Zeiger teilnahmen, blickten sich triumphierend an: „Ja, so sind die katholischen Geistlichen alle. Eid und Treue gegen den König gelten ihnen nichts.“ Zur Rechtfertigung erklärte Faulhaber: „Noch kein Soldat hat bisher die Frage gestellt, ob Fahnenflucht eine Sünde sei. So kann ich auch eine solche Antwort nicht gegeben haben. Überhaupt ist es mir ja vorgegeschrieben, jedem Soldaten die Pflichten seines Fahneneides einzuschärfen.“ Darauf fragte Josephi den Nentwig: „Ja, hat dir denn der Kaplan bei der Beicht nichts über den Fahneneid gesagt, wie es allen Beichtvätern vorgegeschrieben ist?“ Nentwig antwortete: „Ja, das hat er auch gesagt, daß ich als Soldat den Fahneneid halten müßte. Aber dann habe ich noch gefragt, ob ich nicht bei Gelegenheit davonlaufen dürfte. Und da sagte er, es sei wohl eine schwere Sünde, aber es habe nicht viel auf sich.“ Da entfuhr es Josephi: „Ich kann es mir doch nicht denken, daß ein vernünftiger Mensch im selben Atemzug das Gegenteil von dem sagt, was er vorher gesagt hat.“ Nentwig fühlte sich schon dadurch in die Enge getrieben und sagte weinend: „Nein, nein, ich will lieber leiden. Ich habe die Frage an Pater Faulhaber nicht getan. Ich kann es beschwören.“ Das Verhör wurde abgebrochen und Andreas Faulhaber wieder in die Untersuchungszelle der Bastion am Böhmischen Thor gebracht.

Faulhaber hoffte, auf den Widerruf des Deserteurs bald freigelassen zu werden, aber es ging nicht um Recht und Gerechtigkeit; man wollte unbedingt ein Exempel statuieren. Wie Christus von einem Gerichtshof zum



### Maria Schnee am Spitzigen Berg

Dhne Wandergesellen  
Komm ich zu deiner Höh,  
Lieblichste der Kapellen  
Kirchel Maria Schnee.  
Alle Winde entschliessen,  
Dummpfer, eintöniger Hall  
Dringt aus waldigen Liefen  
Aufwärts vom Wölfelfall.  
Wie im Lande der Träume  
Komm ich hier oben mir vor.  
Über Berge und Bäume  
Hebt sich der Mond empor,  
Glizert über die Wipfel,  
Über Gebirg und Kluff;

Hinten, am höchsten der Gipfel,  
Ragt ein Turm in die Luft.  
Und die Gedanken dringen  
Über Gipfel und Bau  
Auf beflügelten Schwingen  
Bis ins himmlische Blau.  
Um dort einen zu ahnen,  
Der Gebirg und Gewäld,  
Erde und Mondesbahnen  
Dachte, schuf und erhält.  
Schweigend gibt alles Kunde  
Vom Gebieter des Alls.  
Leise aus waldigem Grunde  
Lönt das Getöse des Falls.

VIKTOR TEUBER / GLATZ

anderen geschleppt wurde, Paulus trotz seiner Rechtfertigung nicht freigelassen wurde, so sollte es auch hier sein. Ein Verhör folgte dem anderen. Nentwig widerrief mehrere Male; aber er widerrief ebenso seinen Widerruf. Man wollte eben dem davongelaufenen Soldaten und offenkundigen Lügner mehr glauben als dem Wort eines allgemein geachteten Priesters. Ein Hemmnis wurde noch beseitigt: der redlich gefinnte Bürgermeister Josephi. In seine Stelle trat der Steuereinnehmer Schulz, der bei der Ernennung zum Richter ausrief: „Das wäre doch gelacht, wenn ich den Pfaffen nicht an den Galgen brächte!“

Faulhaber wurde ins Strafgefängnis gebracht, das sogenannte Stockhans auf der Festung. Hier kam er in eine recht gemischte Gesellschaft; von Dieben, Verbrechern und Gefindel hatte er zuerst allerlei Spötteleien und Gehässigkeiten auszustehen. Aber da Faulhaber keinen Hochmut zeigte, wurde er bald der beste Kamerad. Ja, manche vertrauten ihm die Sorgen und Lasten ihres Herzens an. Am Weihnachtsfeste wurde ihm gestattet, in der Schloßkirche die heilige Messe zu feiern, an der alle seine Mitgefangenen teilnahmen. Den meisten durfte er zu seiner Freude auch die heiligen Sakramente spenden.

Bald sollte jedoch das Schicksal über Faulhaber hereinbrechen. Die Lage Preußens war schwierig. Die Not brannte König Friedrich auf den Fingern und wo gehandelt werden konnte, mußte es geschehen. General Fouqué besand sich als Heerführer fast dauernd in der Nähe des Königs, und als er ihm eines Tages den Fall Faulhaber vortrug, da fiel die kurze Entscheidung: ein Exempel muß statuiert werden, damit die Fahnenflucht aufhört. Ein Kurier ritt sofort nach Blas mit dem königlichen Befehl an den Vizekommandanten: „Herr Oberleutnant, Sie haben sofort den Jesuitenpater Faulhaber hängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtvater zu gestatten.“ Der König war also nicht einmal darüber informiert, daß Faulhaber kein Jesuit, sondern Weltpriester war. Weder Fouqué noch der Vizekommandant hatten genaue Einsicht in die Akten genommen.

In der Frühe des 30. Dezember 1757 wurde Pater Andreas aus dem Gefängnis geholt mit der Aufforderung, er solle einen Beurteilten zum Galgen begleiten. Die Mitgefangenen freuten sich in der Annahme, er würde nun freigelassen werden. Doch draußen wurde ihm eröffnet: „Sie selbst sind der Delinquent.“

Von der Festung herunter kommt man durch die Domgasse in die Stadt. Um Aufsehen möglichst zu vermeiden, wurde Pater Andreas nicht auf dieser abgeführt, sondern durch das äußere Festungstor über den sogenannten Kranich, außerhalb der Stadt. Dann kam das Vollstreckungskommando mit ihm bei der Pfarrkirche, den Kaplanshäusern und der Minoritenkirche vorbei. Zufällig hatte Oberkaplan Augustin Faulhaber in seiner Wohnung gerade das Fenster geöffnet und hörte den Abgeführten beten: „Glücklich der Tag, glücklich die Stunde! Erfreue dich mein Herz, du bist ein Tempel des Heiligen Geistes“. In der Annahme, es handle sich um einen zum Tode Ver-

urteilten, dem man den geistlichen Beistand verweigert, gab Augustinus Faulhaber bedingungsweise die sakramentale Lossprechung, ohne zu ahnen, daß es sein eigener Bruder war, den man zum Galgen führte.

In der Nähe des Minoritenklosters mußte jemand den Verurteilten erkannt haben. Denn in der Kirche — eben ging der Frühgottesdienst zu Ende — erscholl eine laute Stimme: „Sie führen den Vater Andreas zum Galgen“. Sofort strömten voll Entsetzen alle aus dem Gotteshause, um den



beliebten Priester auf dem letzten Gange zu begleiten. Erhalten ist noch das Kreuzifix von Pater Andreas. Der Bruder hatte beim letzten Besuch im Gefängnis ihm dieses Kreuzifix geben dürfen. Pater Andreas hatte gemeint, er würde es vielleicht einem Verurteilten in der letzten Stunde vor Augen halten können. Aber damit hatte er nicht gerechnet, daß es ihm selbst in der letzten Stunde Trost spenden sollte.

Am Richtplatz angekommen, verlas man zuerst das amtliche Urteil, das Pater Andreas die Verleitung zur Fahnenflucht vorwarf. Er verlangte darauf: „Man stelle den Deserteur in den Kreis und lasse ihn die Unwahrheit wiederholen!“ Ein Offizier fuhr ihn an: „Hier ist keine Zeit zum Disputieren; entweder Sie sagen, was der Deserteur gebeichtet hat, oder Sie wählen den Galgen.“ Pater Andreas legte den Finger auf den Mund zum Zeichen der Schweigepflicht. Am Galgen hing bereits seit wenigen Tagen die Leiche eines österreichischen Spions. Pater Andreas erklimmte selbst die Leiter, kniete oben hin und forderte die Umstehenden auf, mit ihm ein Vaterunser zu beten. Vor Schluchzen konnten viele nicht mitbeten. Die Offiziere senkten das Haupt. Pater Andreas mußte sich nun umdrehen, der Scharfrichter band ihm die Hände auf den Rücken und legte ihm die Schlinge um den Hals. „Jesus-Maria“ — vernahm man noch — als die Leiter zur Seite flog und der Körper zuckend am Seil hing. In stummem Entsetzen verließen die Zuschauer den Richtplatz. Über die ganze Stadt breitete sich die lähmende Stimmung von Schrecken und Unwillen. Pater Augustin konnte es gar nicht fassen, daß es sein Bruder gewesen, dem er am Morgen die Losprechung erteilt hatte. Obwohl man auch in Offizierskreisen die Hinrichtung als Justizmord ansah, durfte die Leiche nicht vom Galgen genommen werden. Eigenartig: an dem daneben hängenden Spion hackten die Krähen herum; schließlich fiel die halbverweste Leiche zu Boden. An Pater Andreas aber konnte niemand eine Veränderung bemerken. Zwei Jahre und sieben Monate hing sein Leichnam am Holz, bis im Laufe des Krieges die Österreicher wieder einmal Glas besetzten. In dieser Zeit am 26. Juli 1760 — wurde endlich die Leiche vom Galgen genommen und darauf mit priesterlichen Ehren in der Pfarrkirche beerdigt, nicht weit vom Grabe des Erzbischofs Arnestus. Die ärztliche Untersuchung hatte ergeben, daß die Leiche vertrocknet, aber unverfehrt und unzerstört war.

Wir sehen im Schicksal von Andreas Faulhaber zunächst die Niederlage, die Schande und die Schmach, die ihm als echtem Jünger Jesu Christi widerfuhr. Es sind ungleiche Waffen, die sich seit dem Kreuzestode Christi immer wieder gekreuzt haben: auf der einen Seite die Macht dieser Welt, oft grausam und rücksichtslos, auf der anderen Seite Glaube, Gottvertrauen, Gebet und Opfer. Es ist klar, daß ein oberflächliches Urteil von der „Religion der Schwäche“ sprechen kann. Doch schauen wir tiefer auf den Enderfolg, so erkennen wir den Sieg Christi, des Sohnes Gottes: nicht durch das Schwert hat er die Welt erobert, sondern durch seinen Opfertod am Kreuze.

# CAPISTRANO und der Mann im Sarge

EINE BRESLAUER LEGENDE

Gleich am Anfange seines Aufenthaltes in Breslau 1453 soll dem berühmten Bußprediger St. Johannes von Capistrano folgendes begegnet sein, was man als Strafe des Himmels über einen Frevler ansah:

Einige Hussiten, die sich den Anschein von Römisch-Katholischen gaben, hatten sich vorgefetzt, mit dem heiligen Manne ein Spiel zu treiben, und ihn bei den Breslawern nicht allein verdächtig, sondern auch lächerlich zu machen. Sie kamen mit einem Sarge vor das Haus, in dem Capistrano eben betete, und schrien: „Heiliger Vater, wir bitten, daß Eure Heiligkeit den Toten wieder lebendig machen wolle.“ Capistrano hörte dies zwar, allein er stellte sich, als wenn er taub wäre. Diese aber fuhrn auf eine ungestüme Art fort zu schreien, und andere Geistliche, die damals beim Capistrano waren, sahen sich veranlaßt, ihn zu bitten, daß er sich doch zeigen und das Schreien der jungen Leute stillen möchte. Capistrano trat ans Fenster im zweiten Stock des Hauses und rief hinunter, was denn da wäre. Die lärmende Bande schrie hierauf, als sie den Capistrano erblickte, noch heftiger: „Heiliger Vater, wir haben hier einen Toten, der viel Vermögen besessen und die Liebe aller Einwohner der Stadt wegen seines tugendhaften Wandels gehabt, er ist in der besten Blüte seiner Jahre gestorben. Wir bitten daher aufs innigste, Eure Heiligkeit wolle ihm das Leben wiedergeben.“ Capistrano merkte ihre Lücke und die hoshafte Verstellung des im Sarge Liegenden. Er schrie daher mit starker und schrecklicher Stimme hinunter, er habe kein Teil mit den Toten in Ewigkeit, und ging alsdann vom Fenster weg. Hierauf schrien die Spötter mit Hohngelächter: „Seht doch Seine Heiligkeit! Sollte sich nicht unter uns einer finden, der heiliger wäre als er, und das leicht tun, was er nicht imstande ist?“ Sie winkten hierauf einen von ihrer Rotte und befahlen ihm namentlich, er solle den Toten auferwecken. Dieser trat an den Sarg und schrie: „Peter, ich sage Dir, stehe auf!“ Peter hieß der Bube. Allein der gute Peter rührte sich nicht. Endlich sagte er ihm leise ins Ohr: „Komm doch aus dem Sarge heraus!“ Allein es war vergebens, er war nun wirklich das, wofür er sich anfangs ausgegeben, ein Toter.

Die, welche die Komödie gespielt, die in einer Tragödie endete, waren bestürzt und baten Capistrano, er möchte ihnen doch ihre Missetat vergeben. Auch die Geistlichen vereinigten ihre Bitten mit ihnen. Allein, ob er gleich die Macht hatte, dies zu tun, blieb er dennoch unerbittlich und wies sie an den Päpstlichen Stuhl, wo sie sich Vergebung holen sollten.

Prof. Kühnau.



# St. Annaberg

OBERSCHLESIENS HEILIGER BERG

VON GEORG SCHMITT (GLATZ)

Es war im Jahre 1909, als ich zum ersten Male bei der 200-jährigen Jubiläumsfeier der Kalvarie in Begleitung des bekannten schlesischen Franziskaners P. Cherubim den St. Annaberg besuchte. Die Lage, die mir zu einem Erleben oberschlesischer Frömmigkeit und oberschlesischen Volkstums geworden sind, sind mir seitdem unvergeßlich geblieben. Alljährlich, wenn die Kirche das Fest der hl. Anna feiert, wandern meine Gedanken den heiligen Berg hinan, bunte Prozessionsfahnen flattern im Wind und fromme Melodien schlesischer Wallfahrtslieder werden laut, die mich zauberhaft umspinnen und glücklichen Stunden meines Lebens nachsinnen lassen.

St. Annaberg, das klingt wie ein Gruß aus Oberschlesiens „wälderumrauschtem Land“, das weiß zu erzählen von frohen Festtagen im fahnen- und girlandengeschmückten Bergkirchlein, von Stunden des Friedens und stiller Geborgenheit im Kloster der Minderbrüder des hl. Franz, aber auch von blutigen Kämpfen um heißumstrittene deutsche Erde.

Weithin sichtbar, 385 Meter hoch, zwischen Ostsee und Karpathenhang, erhebt sich südwestlich der Kreisstadt Groß-Strehlitz auf einem Basalthügel der Chelmburg, der ursprünglich ein dem hl. Georg geweihtes Kirchlein auf der Höhe trug. Sechs Alleen mit je acht Baumreihen führen aus allen Richtungen zu ihm hinauf. Viele Tausende von Pilgern gehen seit Jahrhunderten betend und singend zum Bergheiligtum und zum Gnadenaltar der hl. Mutter Anna. In den Jahren nach 1900 sind diese Pilgerzüge zu Strömen von weit über 100.000 Menschen angewachsen, die den Segen des Berges erbitten wollten für den rauhen Alltag ihres arbeitsamen Lebens.

## Der heilige Berg.

Der St.-Annaberg ist das Hauptheiligtum und Zentrum des religiösen Lebens Oberschlesiens. Zwischen 1500 und 1516 erbauten die Grafen von Gashin auf der Höhe des von mancherlei heidnischem Sagengut geheimnisvoll umrauten Chelmburgs ein Holzkirchlein zu Ehren der hl. Anna. Kirchlich gehörte es zur Pfarrei des am Fuße des Berges gelegenen Städtchens Leschnitz, von wo noch heute die mit der Eisenbahn kommenden großen Prozessionen ihren Ausgang nehmen.

In dieser Kapelle wurde ein Bild der hl. Anna, eine aus Holz geschnitzte sogenannte „Anna selbdritt“ verehrt, (d. h. St. Anna trägt auf dem rechten Arm das Jesuskind, auf dem linken das Kind Maria). Die ersten Wallfahrten zu diesem Bilde begannen wahrscheinlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts und lassen sich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an geschichtlich

nachweisen. Die Verehrung der hl. Anna fand rasche Verbreitung, als zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Franziskaner eifrig für die Glaubenslehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens eintreten.

### Franziskaner werden Wächter des Heiligtums.

Wegen des steten Anwachsens der Wallfahrten bemühte sich Graf von Gaschin, Ordensleute als Wächter des Heiligtums auf dem Berge zu gewinnen. Nach langen vergeblichen Verhandlungen zogen am Allerheiligentage 1655 die ersten Franziskaner auf dem Annaberge ein und bewohnten zunächst ein kleines Haus im Orte. Der später begonnene Neubau des Klosters wurde 1749 vollendet. Die Franziskaner erfreuten sich bald einer großen Beliebtheit beim oberschlesischen Volke, das immer zahlreicher zur Bergwallfahrt kam.

Nun beschloß Graf Georg Adam von Gaschin eine Kalbarie auf dem Gelände des Berges anzulegen. Im Frühjahr 1700 begann man mit dem Bau der ersten Kapellen unter Leitung eines italienischen Baumeisters aus Oppeln. Um diese Zeit, am 22. August 1701, war auch im Gläzischen Abendorf die von dem Grafen Daniel Paschasius von Osterberg errichtete Kalbarie eingeweiht worden. Der Bau dauerte neun Jahre. Erst etwa 50 Jahre später übernahmen die Franziskaner die Kalbarienandachten, die mit der Einweihung der Kalbarie am 14. September 1764 eröffnet wurden. Die um den Berg gelagerten Kapellen des „oberschlesischen Jerusalems“ erfreuten sich bald der besonderen Liebe des oberschlesischen Volkes. 50.000 bis 70.000 Wallfahrer besuchten bis zum Jahre 1808 die Gnadenstätte des Annaberges.

### Säkularisation bringt Verfall.

Als mit der Säkularisation von 1810 auch die Franziskaner auf dem Annaberge ihr Kloster räumen mußten, ging die Wallfahrt zurück und die Kapellen erlitten mannigfache Vauschäden. Die mit der Regierung geführten Verhandlungen des Breslauer Fürstbischofs von Schimonstky um Wiedereinsetzung der Franziskaner für die Wallfahrtsseelsorge blieben ohne Ergebnis. Er erreichte nur, daß 1832 Kirche und Kloster zurückgegeben wurden. Den wiederholten Bitten der oberschlesischen Geistlichkeit, die Franziskaner wieder als Wächter des Heiligtums einzusetzen, konnte erst 1852 der Breslauer Fürstbischof Kardinal Melchior von Diepenbrock entsprechen, indem er den Superior P. Disiderius Ernst von der strengen Observanz des hl. Petrus von Alcantara mit einigen Patres und Brüdern auf den Annaberg berief. Doch sie verließen bereits nach einigen Monaten den Ort, weil ihnen Kirche und Kloster zu groß und vornehm waren und sie sich nach größerer Einsamkeit sehnten. Diese fanden sie in dem einsamen, ganz einfachen St.-Josephskloster im Walde bei Neustadt D.-Schl., das immer ein Portiunkula der schlesischen Franziskaner geblieben ist und auf seinem stillen Friedhof das Grab des unvergeßlichen schlesischen Franziskaners P. Bernhard birgt, den man hier nach einem überaus segensreichen Wirken als Volksmissionar und Konferenzredner am 15. Dezember 1941 zur ewigen Ruhe gebettet hat.

1856 ging der Annaberg mit Kirche und Kloster in den Besitz des Fürstbischofs von Breslau über. 1859 gelang es dem Fürstbischof Heinrich Foerster den Provinzial der sächsischen Ordensprovinz zur Entsendung einiger Patres zu bewegen. 1861 wurde Annaberg unter dem Guardian P. Ambrosius Kretzmüller zum Konvent erhoben.

### Kulturkampf.

Leider mußten die Patres im Kulturkampf wiederum den hl. Berg verlassen und gingen 1875 zunächst nach Warendorf in Westfalen. Nach sechs Jahren „gestattete“ man zwei Patres die Wallfahrtsseelsorge wieder zu übernehmen, bis 1887 die Niederlassung vom Ministerium endgültig genehmigt wurde.

Von nun an nahm die Wallfahrt einen großen Aufschwung, und der Annaberg wurde bald der erste Wallfahrtsort des deutschen Ostens.

Aus den Spenden der immer zahlreicher kommenden Pilger wurden Kirche, Kloster und Kalvarie einer gründlichen Renovation unterzogen, neue künstlerische Figuren aufgestellt und ein Pilger- und Exerzitienhaus erbaut. An den Hochfesten: Karfreitag, Kreuzauffindung, Pfingsten, Mariae Himmelfahrt, Kreuzerhöhung und besonders am Feste der hl. Anna und an den großen Ablaftagen kamen Prozessionen aus dem gesamten oberschlesischen Gebiet und aus Breslau. Der jährliche Besuch steigerte sich auf 150.000 bis 200.000 Wallfahrer, die zu Fuß und in vielen Sonderzügen und Kraftwagen, oft in malerischer Tracht, zum Annaberge kamen.

### Männervallfahrten.

Zu besonderen Festfeiern gestalteten sich die in den letzten Jahren vor dem 2. Weltkrieg alljährlich durchgeführten großen Männervallfahrten Oberschlesiens, die in Anwesenheit des greisen Breslauer Kardinals Dr. Bertram zu machtvollen Kundgebungen katholischer Glaubensstreue wurden und weit ins Land hinein den Strom religiösen Aufbauwillens trugen.

1938 fand die letzte große Männervallfahrt auf den Annaberg statt. In 24 Sonderzügen, mit Autobussen und Kraftwagen kamen sie aus allen Gegenden Oberschlesiens herbei und scharten sich um ihren Oberhirten Kardinal Bertram, der in seiner Ansprache zeitnahe Leitsätze für die Haltung des katholischen Mannes aufstellte, während der Meißner Franziskaner P. Hartmann die über 100.000 Männer durch seine zündende Beredsamkeit in seinen Bann zog.

Man muß einmal solche imposante Kundgebungen auf dem St. Annaberge miterlebt haben und von dem Strom religiöser Inbrunst fortgerissen worden sein, um die Begeisterung zu verstehen, mit der heute jeder Oberschlesier erfüllt wird, wenn vom Annaberge gesprochen wird.

Unvergeßlich, wie die großen Prozessionen schon an den Vorabenden der großen Feste bis tief in die Nacht hinein mit Windlichtern und Laternen auf verschiedenen Straßen unter dem nächtlichen Sternenhimmel betend und singend den Berg hinauf ziehen und dann im Freien nächtigen, die ganze Nacht

über die Beichtstühle umlagern und in der Kirche vor dem in ein Lichtermeer getauchten Gnadenbild ihre Andacht halten. In der Ferne leuchten die Feuer der Hochöfen des ober-schlesischen Industriegebietes auf und um den nächstlich träumenden Berg ziehen sich die Perlenketten der LichterprozeSSIONen in märchenhaftem Glanz.

Diesem tiefen nächtlichen Erleben folgt am Festtage selbst das packende Bild der sich um die Lourdes-Grotte lagernden Pilger, der dichtgefüllten Klosterkirche und der mit Musikkapellen in endlosem Prozessionszuge um den heiligen Berg ziehenden Menschenmassen, die immer in musterhafter Ordnung von den P. P. Franziskanern geführt wurden.

Die besten Volksmissionare des Ordens aus der schlesischen Provinz zur hl. Hedwig hielten an den großen Festtagen ihre zündenden Predigten und gaben bis zur Aufopferung Tag und Nacht ihr Bestes her.

Wenn dann in sommerlicher Sonnenglut aus Tausend und Abertausend Kehlen der Messgesang „Hier liegt vor Deiner Majestät“ und die herrlichen alten Marienlieder über den Berg brausten und gleichsam den Himmel stürmten, dann war der Höhepunkt des Tages gekommen, wo aus jedem Herzen ein jubelndes „Großer Gott, wir loben Dich“ emporstieg.

Auch das bunte Leben und Treiben, das sich mittags auf dem Berge entwickelte, war ein gutes Stück ober-schlesischen Volkstums, das man hier studieren konnte, wobei man Auswüchse verzeihen mußte, die bei soviel Menschen und aus dem sprudelnden Temperament des Oberschlesiens verstanden sein wollen.

Wenn dann die hohen Festtage vorüber sind, legt sich wieder heilige Stille und der Frieden der Einsamkeit um dieses „schlesische Assisi“, das ohne die braunen Kuttenträger nicht zu denken ist.

## Vertrauen

Mein Gott ist stärker als die stärksten Waffen,  
Sein Reichthum größer als die größte Noth.  
Er kann aufs Neue Manna regnen lassen,  
kann uns erhalten ohne täglich' Brod.  
Und wenn Er will, daß wir zugrunde gehen,  
Dann nützen auch gefüllte Speicher nichts.  
Und will Er uns durch tiefes Dunkel führen,  
Versagt der Strahl des hellsten Erdenlichts.  
Mein Gott, was hast du vor mit unsren Herzen?  
Laß uns nicht fragen, laß uns nur vertraun!  
„In Deinen Händen ruhen meine Schläfen“ —  
so will ich blinden Aug's den Himmel schaun.

Breslau 1947

Johannes Liebelt

## Die Beichte des Nathanael Maechler

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 71 brauste als ein fernes Gewitter an Nathanael Maechler vorüber, das ihn wohl bewegte, aber nicht mehr in neue Hoffnungen hinaufriß. In seiner Rede bei der Siegesfeier warnte er sogar vor einem Überschwang der Hoffnungen und vor übertriebenen Erwartungen. Dieser Sieg, sagte er, sei nur zu einem Teil die Erfüllung eines jahrhundertalten Traumes der Deutschen. Im tiefsten sei er die eindringliche Mahnung an jeden einzelnen, in sich selbst einig, rein und stark zu werden nach den Forderungen des göttlichen Urgrundes unserer Natur, weil sonst die Macht des geeinten Reiches einem Haus gleiche, das auf fließendem Wasser oder mahlendem Saud stehe.

Die Willkauer hatten zu oft Maechlers Appell an die Selbstverantwortung der Persönlichkeit vernommen und wurden davon nicht mehr sonderlich berührt, da sie diese immer wiederholte Mahnung für eine fixe Idee des früh alternden Mannes hielten. Aber sie überhörten die tiefe Wandlung, die nach seinen Worten in ihm vorgegangen war. Früher hatte er vom Wohlsinn und der unbedingten Redlichkeit des Bürgers als der Grundlage für sein und des Staates Glück gesprochen. Nun war ihm durch die Schicksale seines Lebens die Einsicht aufgedrängt worden, daß alles äußere Glück Wind und Gefahr sei, wenn es nicht aus der Verbundenheit mit dem unaussprechbar göttlichen Sinn seines tiefsten Inneren steige und in ihm zurückmünde.

Nach dem lahmten Beifall, den seine Rede bei der Siegesfeier gefunden hatte, verließ er leise lächelnd den Festtrubel, begab sich auf das ihm geschenkte Grundstück, das er „Berggarten“ getauft hatte, und ließ sich, auf einem verborgenen Bänklein sitzend, von dem himmelsüchtigen Gebirge weiter einem außerweltlichen Reich entgegenführen, das aus seiner Seele in sein Leben drängte.

So pilgerte er in stillen Stunden jahrelang der Gnade entgegen und erlahmte dabei nicht in der Sorge für das Wohl des Ortes, ein untadeliger Mann, der in allem dem rechten Recht zustrebte, mußte es aber trotzdem erdulden, daß die Schatten seiner dunklen, schicksalschweren Vergangenheit in ihm nicht zur Ruhe kamen und sein Gemüt immer wieder verdüsterten.

Sein Geschäft verfiel mehr und mehr und endlich stand es ganz still, da der weißhaarige Gesell eines Tages ohne Abschied verschwand, weil ihn die Sucht nach der Landstraße und dem freien, unbehüteten Schweifen unwiderstehlich gepackt hatte. Maechler lächelte wohl auch hier, aber schmerz-

lich und trauervoll. Der Herr haht weiter, sann er, und der alte Wennrich regt sich rächend wider mich aus dem Grabe, weil seine Tochter an mir gestorben ist, und die Finsternis wird noch mein Haus und mich fressen, wenn es mir nicht gelingt, sie aus mir herauszuschaffen. Denn einen neuen Gesellen einzustellen hatte auch keinen Zweck, weil es ja nichts mehr zu tun gab. So blieb für ihn nur der innere Weg zur Rettung aus dieser geheimen Pein übrig, gegen die er vergeblich ankämpfte, weil jedes neue Mittel gegen die Schatten sie wieder in neuer Gestalt vor ihm aufleben ließ. Jeder Hieb rief sie; jedes Ringen mit diesen Lemuren (Rachegeistern) verstrickte den völlig ratlos gewordenen Maechler nur tiefer mit ihnen. Nach einem letzten Kampf im „Berggarten“, der vom Morgen bis in den Abend dauerte und mit völliger Ohnmacht endete, ging er doch den Weg, den sein Mannesstolz bisher zurückgewiesen hatte. Im Schutze der Dunkelheit trat er in das Zimmer des Pfarrers Kelbel, der an seinem Schreibtisch saß und im Schein der Lampe eifrig arbeitete. Beim Erscheinen Maechlers drehte sich der inzwischen zum Greise gewordene Geistliche um und schob die Brille in die Stirn hinauf, um besser sehen zu können. Denn der Besucher war nach dem leisen Gruß im Dunkel an der Tür stehen geblieben.

„Bitte, treten Sie näher“, sagte Kelbel gütig dringend, wartete aber die Ausführung seiner Aufforderung nicht ab, sondern ergriff die Lampe und ging mit ihr nach dem Tisch in der Mitte der Stube. Da erkannte er den Eingetretenen.

„Ah, Herr Maechler, das ist mir ja eine besondere Freude, Sie einmal bei mir zu sehen“, rief er glücklich aufgeräumt, zog einen Stuhl unter dem Tisch vor und lud ihn zum Sitzen ein.

Maechler nahm unentschlossen und zögernd Platz.

„Also, was bringen Sie, Herr Gemeindevorsteher, oder womit kann ich Ihnen dienen“, sagte er nach schneller Prüfung des vergrübelten, schwermütigen Maechlergesichtes etwas betroffen.

Aber der Besucher antwortete auch jetzt nicht gleich, sondern saß mit zugefallenen Augen eine Weile da.

Dann reckte er sich auf, sah den Pfarrer gerade und entschlossen an und fragte:

„Ich bringe etwas und will mir etwas von Ihnen holen, Hochwürden, aber nicht als Gemeindevorsteher und nicht als Mann, nein, nichts von alledem, sondern als Katholik.“

Über das Gesicht des Pfarrers, den die Jahre aus der starren Unduldbarkeit und der konfessionellen Stöberei herausgeführt hatten, ging ein Glänzen.

„So, so“, sagte er liebevoll, „nun, was ist es denn.“

„Kann ich beichten?“ fragte Maechler ohne Umschweife.

„Jetzt?“

„Gleich.“

„Haben Sie das Gewissen erforscht?“

„Jahrzehntelang.“

Kelbel saß einen Augenblick sinnend. Dann erhob er sich rasch und sagte:  
„Gut. Verzeihen Sie, ich bin gleich wieder da.“

Damit verließ er das Zimmer.

Als er bald darauf im Chorhemd und der übergelegten Stola wieder erschien,riegelte er die Tür ab, um vor Störungen sicher zu sein, und Maechler, der sich mehr als dreißig Jahre von allen Gnadenmitteln fern gehalten hatte, riß alle Furchen seines Lebens auf, von dem Tage an, da es ihn in die tollen Wirbel der Revolution gerissen hatte, bis zu der Nacht, da Lotte von den Finsternissen ans der Welt geschlagen war. Nichts verhehlte und beschönigte er, keine Falte seines durchgewühlten Innern ließ er in Verborgenheit.

Und als er zwei Stunden später nach empfangener Absolution in einem Zustand seliger Erschöpfung sich erhob, begleitete ihn der Pfarrer wie ein beglückter Vater bis an die Treppe.

Am andern Morgen empfing Maechler in der Frühmesse die Kommunion.

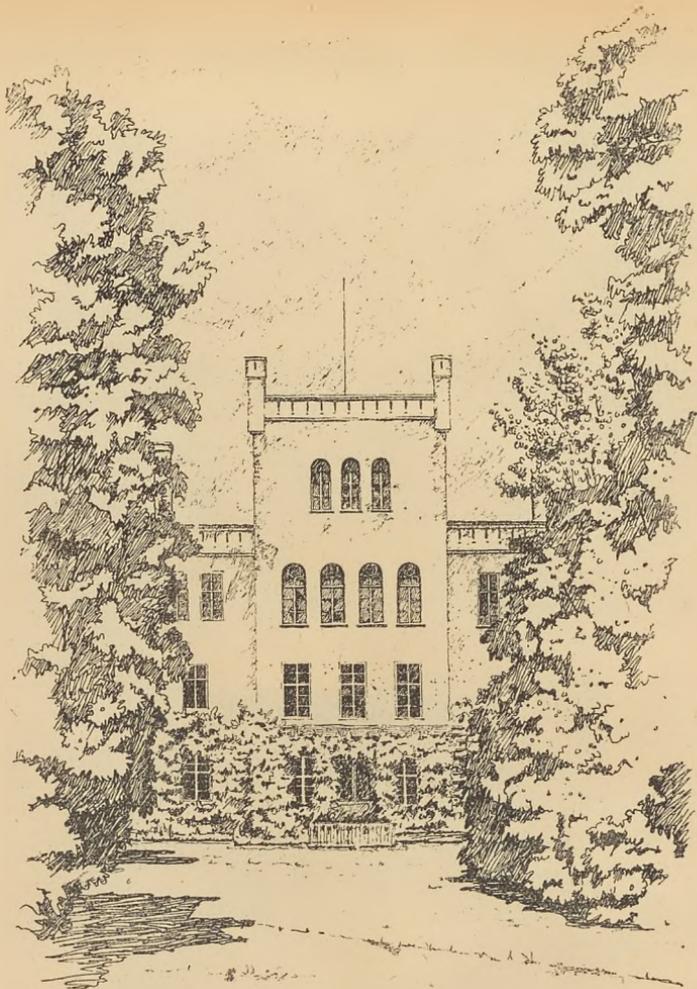
Seit dieser Zeit hatten die Schatten seiner schweren Vergangenheit keinen Zug mehr über ihn. Sie waren wie von einer außertweltlichen Sonne aufgesogen.

## Das Kieselgebirge

Was groß und menschenfremd in dir,  
du Weltgebirge, lob' ich mir:  
Den Sturm, der deine Nacht durchbraust,  
darin der Urwelt Dämon haust.  
Dem bleibst du fremd, der recht dich kennt.  
Urmythos ist dein Element.  
Du schweigst gewaltig, wenn du sprichst  
und rasend deine Forsten brichst.  
Du duldest uns im Winterschnee,  
doch deine Gnaden tuen weh.  
Nun aber: weichlich sind wir nicht  
wir lachen dir ins Angesicht.

Agneten Dorf, 22 November 1944

Gerhart Hauptmann



Eichendorffs Geburtshaus Schloß Lubowitz

Die fernern Heimathöhen,  
Das stille hohe Haus,  
Der Berg, von dem ich gesehen  
Jeden Frühling ins Land hinaus,  
Mutter, Freunde und Brüder,  
An die ich so oft gedacht,  
Es grüßt mich alles wieder  
In stiller Mondesnacht.

J. von Eichendorff

## Der Dichter der Vertriebenen

Vor 150 Jahren stand auf einem Höhenrücken über der Oder unweit der Stadt Ratibor in Oberschlesien ein weißes, von alten Wipfeln umrauschtes Schloß. Es hieß Lubowitz, der Freiherr Adolf von Eichendorff hatte es zu jener Zeit erbaut, und die es bewohnten, lebten dort glücklich und wie in einem Märchen. Neues Schloß und alter Park und die uralte Landschaft mit dem Strom und den weiten Tälern und Höhen bis hinan zu den fern von Süden hereinblauenden Beskiden waren das Jugendparadies der Söhne Wilhelm und Josef. Josef von Eichendorff, dem jüngeren, prägten sich jenes Leben und die Landschaft unauslöschlich in die Seele. In einem kühlen Grunde in der Nähe des Schlosses ging ein Mühlenrad, und mancher ahnte, niemand aber wußte es genau, wem des Müllers schöne Tochter ihre Sehnsucht und Liebe schenkte. Die Brüder lebten auf dem Schlosse wie die Prinzen eines Märchenstückes, das im Frieden der unermesslichen oberschlesischen Wälder eine Jugend lang ungestört spielte.

Dann drang der Störensried von Westen her im Gefolge eines unglücklichen Krieges in das Waldverließ. Adolf von Eichendorff, Herr über viele Güter und Schlösser diesseits und jenseits der blauen Berge, verlor in den Elendsjahren, die dem Krieg folgten, Gut nach Gut und Schloß nach Schloß, und alle Tüchtigkeit des freiherrlichen Kernwirtes und seiner Kernwirtin vermochte den Verfall nicht aufzuhalten. Schon nach weniger als 40 Jahren war der schöne Traum von Lubowitz zu Ende. Beide Eltern starben, fremde Leute zogen auf das hohe Schloß und gingen wenig pfleglich damit um. Da fühlte sich der junge Josef von Eichendorff als ein vom Schicksal aus seiner Heimat Vertriebener. Nie wieder betrat er das verlorene Jugendparadies, nur von ferne wagte er es zu umkreisen.

Auch Wilhelm, der ältere Bruder, schenkte zunächst vor dem seelischen Wagnis zurück. „Was sollen wir in Lubowitz noch tun? Wir können dort nur noch Entweihung und Dornen suchen, die halb vernarbte Wunden wieder öffnen“, schrieb er an Josef. Als er das Wagnis nach langem Zögern dennoch unternahm, schlich er wie ein Verbannter über den Lubowitzer Gutshof und um das Schloß herum in den Garten, wo, wie Sinnbilder der Vergänglichkeit, ein Feld von Astern aus dem matten Grün hervorschimmerte. Die störenden Veränderungen überall ergriffen ihn in der herbstlichen Stille so stark, daß er floh.

Josef aber machte nach dem unabänderlichen Verlust von Lubowitz das ganze Deutschland zu seiner Heimat, wo immer er lebte und als preussischer Beamter wirkte: in Halle und Heidelberg, Breslau, Danzig, Königsberg, Berlin und Wien und Dresden. In allen seinen Dichtungen errichtete er sich, das Schloß auf der stillen Höhe über dem Strom und das im kühlen Grunde

gehende Mühlenrad ins Überwirkliche verzanbernd, ein ewiges Lubowiß. Seitdem er von der Heimat, wo die toten Eltern ruhten, die Wolken herkommen sah, seitdem er seinen „Abschied“ über die weiten Täler und Höhen rings um das Jugendparadies sang, seitdem er aus an Heimweh leidender Seele dem Herzensbruder und einstigen Märchenprinzen Wilhelm, aus dem die rauhe Wirklichkeit einen österreichischen Staatsbeamten gemacht hatte, in die Ferne fragte: „Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh“, — seitdem zaubern seine unsterblichen Lieder jedem, den sanfte oder rohe Gewalt aus der Heimat vertrieb, die eigene Heimat und die darin einst verlebte selige Jugend vor die Seele.

In den letzten Stunden seines Lebens schaute der beinahe siebzigjährige Dichter zu Neisse, der alten schlesischen Bischofsstadt, das Lubowißer Schloß noch einmal in alter umgekehrter Schönheit im Glanze einer leuchtenden Vision. Sein Bild im Herzen starb er.

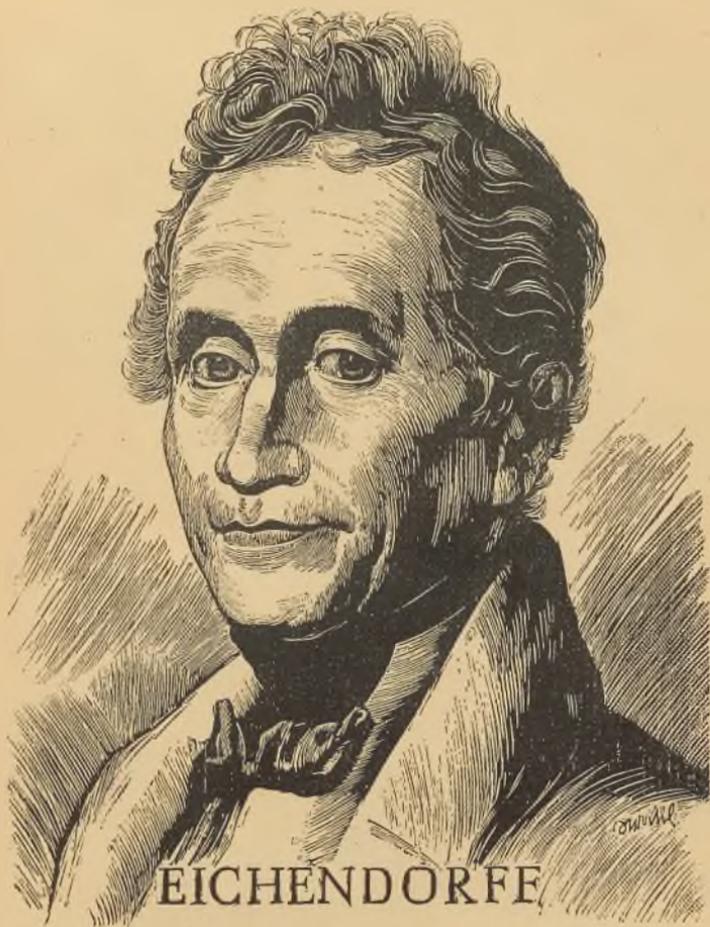
Die Wirklichkeit ist mit der Heimat Eichendorffs grausam umgegangen. Vor 100 Jahren baute ein fremder Wille das Schloß, einer Zeitmode folgend, im englischen Ludorstil um. Um die vergangene Jahrhundertwende, als man die alte Lubowißer Schrothholzkirche abbrach, ebnete man alle Gräber der Familie Eichendorff auf dem alten Lubowißer Dorffriedhof ein. Der Musiksaal des Schlosses, der Schauplatz aller begnadeten Familiensfeste, glich mit feinen verschmutzten Wänden nur noch einer riesigen Kumpelkammer. Keine Gedenktafel zeigte dem Besucher an, daß er eine geweihte Stätte betrete. Noch aber stand das Schloß, wenn auch von keiner wissenden Hand gepflegt.

Da kam der schrecklichste der Kriege in das Land, diesmal von Osten. Feindliche Geschütze legten das Schloß in Trümmer. Der Erinnerung blieb nur noch eine rauchende Ruine in einem verheerten Park zurück. Die diese graufige Wirklichkeit erlebt haben, sind, soweit sie am Leben geblieben sind, in alle Winde zerstreut, und manches Mal erwachen in ihren Herzen wie ein Trost die Heimweh- und Erinnerungslieder Eichendorffs, des Dichters der Vertriebenen.

\*

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke  
Will ich, ein Pilger, froh bereit  
Betreten nur wie eine Brücke  
Zu Dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Eichendorff



Nach einem Holzschnitt von Stratil

\*

\*

## Die verpaßte Konstellation der Sterne

\*

Der Winter des Jahres 1788 war so strenge, daß die Schindelnägel auf den Dächern krachten, die armen Vögel im Schlaf von den Bäumen fielen und Rehe, Hasen und Wölfe ganz verwirrt in die Dörfer flüchteten. In einer Märznacht desselben Winters gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu L. ein wunderbares, geheimnisvolles Treiben und Durcheinanderrennen treppauf, treppab. Lichter irrten und verschwanden an den Fenstern, aber alles still und lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Mein Vater ging in dem großen, von einer Wachskerze ungewiß beleuchteten Tafelzimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchte er bald in die Nebstube, bald in den tief verschneiten Hof hinaus; dann trat er unruhig ans Fenster, hauchte die prächtigen Eisblumen von den Scheiben und betrachtete den weiten gestirnten Himmel. Die Konstellation war überaus günstig. Jupiter und Venus blickten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte jeden Augenblick kulminieren (den Höhepunkt erreichen).

\*

Da schlug plötzlich ein Hund an tief unten im Dorf, darauf wieder einer, immer mehrere und näher, eine Peitsche knallte und Pferdegetrappel ließ sich im Hofe vernehmen. Endlich! rief mein Vater, eilig vor die Haustür hinausstürzend. Eine auf Rufen geseßte, fest verschlossene, altmodische Karosse dunkelte aus dem dicken Dampf der Pferde, wie aus einem Zauberrauch, in welchem der Kutscher seine erstarrten Arme gleich Windmühlflügel hin- und herbewegte. Bitte, Herr Doktor, — sagte mein Vater, selbst den Kutschenschlag öffnend — Sie sind wohl gar darin eingeschlafen? Auf Ehre, ein klein wenig! war die Antwort, und aus dem Wagen erstaunlich fit sprang zu aller Verwunderung, anstatt des erwarteten Doktors, ein langer, schmaler Kerl, den niemand kannte, in einer ganz knappen, verschossenen Livree, aus welcher beim hellen Mondschein sein Ellbogen glänzte, daß einen innerlich froh, wenn man ihn ansah. Mein Vater betrachtete ihn voller Erstaunen, der Fremde nahm schnell eine Hand voll Schnee und rieb sich damit die halb erfrorene Nase, der Kutscher fluchte, der Schnee knirschte unter den Tritten, der Hofhund bellte —

\*

Liefer im Garten aber sah man lauernd zwischen den Bäumen ein verworrenes Häuflein dunkler Männer im dicken Dampf des eigenen Brodems. Jetzt knirschten auf einmal Fußtritte draußen über den verschneiten Hof,

eine verummte Gestalt schlich vorsichtig dicht an den Mauern dem Hinterpförtchen zu. Der alte Daniel war es, er begab sich eilig zu dem dunklen Häuflein im Garten. Dort hatten sich nämlich Koch, Jäger und der Organist mit Trompeten und Panken versammelt, um mich, sobald ich das Licht der Welt erblickte, feierlich anzublafen. Daneben standen einige geladene Böller, womit der alte Daniel den Laß dazu schlagen wollte. Die Hebamme sollte mit einem weißen Tuch aus einem der Fenster das Signal geben. Aber die hatte jetzt andere Dinge im Kopf, sie war eine resolute Frau und mit den Mägden soeben in großen Zanß geraten; in der Wut warf sie eine Windel, die ihr zu schlecht dünkte, ohne weiteres zum Fenster hinaus. Das schimmerte weit durch die Nacht, — da löste Daniel unverzüglich den ersten Böller, der Organist mit dem Tusch gleich hinterdrein, darüber aber erschrak meine Mutter dergestalt, daß sie plötzlich in eine Ohnmacht fiel. Nun donnerte draußen unaufhaltsam Böller auf Böller, die Trompeten schmetterten, die Schloßuhr schlug ganz verwirrt zwölf dazwischen — alles umsonst; die Riechfläschchen für meine Mutter waren nicht so schnell herbeigeschafft, die Konstellation trotz der vortrefflichen Aspekten war verpaßt, ich wurde gerade um anderthalb Minuten zu spät geboren.

J. von Eichendorff.

## Die Heimat

An meinen Bruder.

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh?  
 Das Horn lockt nächstlich dort, als ob's dich rief,  
 Am Abgrund graßt das Reh,  
 Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe.  
 O stille, wecke nicht, es war als schliefest  
 Da drunten ein unnennbar Weh.

Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,  
 Gehst dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen  
 Still durch die Einsamkeit,  
 Und weckt den leisen Strom von Zanberklängen,  
 Als ob die Blumen und die Bäume sängen  
 Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!  
 Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,  
 Du findest nirgends Ruh,  
 Erreichen wird dich das geheime Singen, —  
 Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen  
 Entfliehn wir nimmer, ich und du!

J. von Eichendorff.

# Der Wardoß Franze

VON JOSEPH WITTIG

Es wußte fast niemand in ganz Neugersdorf, daß er eigentlich Franz Künzel hieß. Er war von auswärts zugewandert, und die Prinz Albrecht'sche Herrschaft von Kamenz hatte gerade Waldarbeiter für ihre großen Forsten in den Neugersdorfer und Bielendorfer Bergen gesucht. Da fiel es den Leuten auf, daß er, wenn er um etwas gefragt wurde, nie gleich eine Antwort gab, sondern immer erst überlegend sagte: „Ward ock!“ Selbst wenn er seinen Namen sagen sollte, sagte er zuerst: „Ward ock!“ So auch bei der ortspolizeilichen Anmeldung. Der Schreiber setzte sogleich seine Feder an und schrieb unter die Rubrik „Namen (Familiennamen und Taufnamen)“ das Wort Wardoß und fragte auch allsogleich: „Taufnamen bitte?“ Und da der Anmeldling immer noch Mühe hatte, seinen richtigen Familiennamen Künzel auszusprechen, setzte er ungeduldig seiner Frage zu: „August? Heinrich? Joseph? Anton? Oder wie?“

Wenn dem Künzel Franz etwas vorgefagt wurde, konnte er es ja leicht und schnell nachsprechen. Nur seine eigenen Worte hatte er nicht gleich auf der Zunge, sondern mußte sie erst aus der Tiefe seines Wesens heraufrollen, wobei sie manchmal doch wieder hinunterrutschten. Und wenn erst ein Wort oben war, dann folgten die anderen auch ziemlich hintereinander nach. Wie bei einer Wasserpumpe auf dem Lande, die zuerst schwer zieht. Man muß sogar manchmal erst von oben eine Kanne Wasser hineingießen, dann zieht sie und bringt ganz hübsch das notwendige Wasser aus dem Brumen. Darum antwortete jetzt Künzel Franz ziemlich schnell — was eben bei ihm noch schnell genannt werden kann —: „Nein! Oderwie bin ich nicht getauft. Auch Anton heiße ich gar nicht. Joseph ist mein Firmname nach meinem Firmpaten, und August Heinrich heiße ich nur nach meinem Großvater und nach meinem Onkel, der mein Taufpate war.“

„Na, wie heißen Sie denn da wirklich? — Wie hat Sie Ihre Mutter genannt?“

„Die Mutter? — Sie hat meist bloß Junge oder früher Jüngla zu mir gesagt.“

„Aber der Lehrer?“

„Lausekerl!“

„Hm! Und der Pfarrer?“

„Chrysostomus!“

„Na da heißen Sie also wohl mit dem Taufnamen Chrysostomus?“

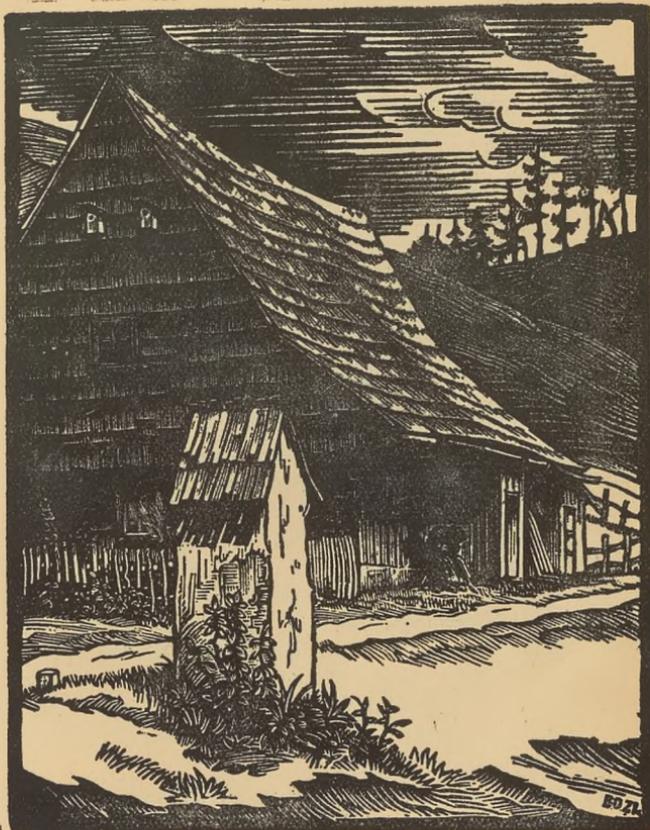
Nein! Chrysostomus heiße ich bloß, weil ich mit der Sprache nicht gleich vorneweg bin.“

„Aber Chrysostomus, das war doch gerade — das hat mir wieder unser Pfarrer gesagt — ein großer Kanzelredner, der sehr viel und sehr schön gesprochen und geschrieben haben soll. Unser Pfarrer hat mehrere dicke Bücher von ihm voll lauter langer Predigten!“

„Nein, das muß ein anderer gewesen sein! Unser Pfarrer sagte, Chrysostomus, das heiße: Gold im Munde. Und er sagte auch oft: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Das sagte er, weil er meine Mutter trösten wollte, weil ich nämlich zu wenig reden mochte. Darum hieß er mich Chrysostomus, und das wäre ein Heiliger. Da war meine Mutter getröstet. Aber heißen tue ich natürlich Franz.“

„Franz“, schrieb der Gemeindefschreiber, und als ihm dies gelungen war, ließ er sein Auge eine Weile wohlgefällig auf den beiden schön geschriebenen

Bodo Zimmermann



Schindelmachers  
Haus

Namen ruhen und sagte dann, halb ablesend, halb aus dem Kopfe: „Also Herr Franz Wartock, wann sind Sie geboren?“

Unwillkürlich sah sich Künzel Franz in der kleinen Amtsstube um, ob noch jemand da wäre, von dem der Gemeindefschreiber wissen wollte, wann er geboren wäre. Da sonst niemand da war, fragte er:

„Wen meinen Sie denn?“

„Nu Sie!“

„Ich heiße aber doch nicht Wartock!“

„Aber Sie haben doch so gesagt!“

„Ja ich sage bloß manchmal: Wart ock!“

„Um Gottes willen, das dürfen Sie nicht! Sie wissen doch, daß es straffällig ist, einen falschen Namen zu führen, besonders hier vor der Polizei!“

„Ich führe doch gar keinen falschen Namen! Ich heiße Künzel. Wart ock sage ich bloß manchmal.“

„Das dürfen Sie nicht! Also: Künzel! . . . Also Herr Franz Künzel, wann sind Sie geboren?“

Franz Künzel gab jetzt ganz richtige und gescheite Antworten, aber es bedrückte ihn sehr, daß es ausgerechnet in Neugersdorf polizeilich verboten sein sollte, „Wart' ock“ zu sagen. Es war sonst in Neugersdorf sehr schön. Er hatte ein hübsches Quartier. Man muß da an dem hochgelegenen Pfarrhof vorbei den schmalen Fußsteig am Steilufer der Biele gehen, wo einem beinahe schwindlig wird. Tief unten das rauschende Wasser, und der Abhang so jäh und nur mit spärlichem Strauchwerk bewachsen, so daß man sich nur an den dünnen Ruten festhalten könnte. Aber das Leben ist ja überhaupt so. Und dann bei der Eischlerei, wo immer die neuen Särge unter der Laube stehen, wird es schon besser. Es führt dann eine Brücke über die Biele. Aber über diese braucht man nicht zu gehen, denn die Biele läßt da zwischen sich und dem Berge Platz für eine große Wiese, und mitten auf dieser Wiese stand das Häuslein, in dem Franz Künzel ein Quartier gefunden hatte. Es war auch gerade Frühsommer, und man hätte die Blumen gar nicht zählen können, die auf dieser Wiese blühten. Selbst auf den Fensterköpfen des Häusleins blühten Blumen. Aber was mißt das alles, wenn man sein Lieblingswort nicht mehr sagen darf? Was sage ich: Lieblingswort? Das allernotwendigste Wort war es, da ja sonst kein anderes aus dem Munde kam. Und manchmal mußte man doch reden und Antwort stehen, wenn es auch lange nicht so oft nötig ist, wie man glaubt! — Kaum hatte Franz Künzel das Häuslein betreten, kam auch schon seine Quartierwirtin und fragte, wie es beim Gemeindefschreiber war und ob jetzt alles in Ordnung sei. „Wart ock!“ begann Franz Künzel seine Antwort, erschrak aber gleich so sehr über den Klang dieses Wortes, daß er überhaupt sonst nichts mehr sagen konnte.

So kam es, daß Franz Künzel am liebsten im einsamen Walde war. Wer je schon einmal im Walde war und sich Gedanken gemacht hat, der wird mir bestätigen, daß dort gewissermaßen das Warten dabei ist. Alle

die Bäume, was tun sie? Glauben sie, hoffen sie? Beten sie? Arbeiten tun sie nicht, wie erfüllen sie sonst den Willen Gottes, der sie erschaffen? Sie warten! Sie warten nicht nur wie die Menschen einmal ein Stündlein, nicht nur, wie Sankt Jakobus fordert, ein Vierteljahr, auch nicht nur wie die jungen Mädchen bis zur nächsten Kirrnes oder wie die alten Leute bis zum Lebensende, bis sie siebzig, achtzig werden, sondern oft jahrhundertlang, — bis der Sinn ihres Daseins erfüllt ist. Da konnte das „Wart-ock“ nicht polizeilich verboten sein! Und schon, wenn der Künzel Franz den Abhang zum Walde empor kletterte, über die dürftigen Felder, die das arme Neugersdorfer Volk dem Walde abgerungen hatte, da sagte er schier bei jedem Schritte: „Wart ock!“ Und wenn er am Saum des Waldes ein Beerlein pflücken wollte, sagte er: „Wart ock!“ Oder wenn er einen Baum fällen mußte, hob er seine Art und sagte: „Wart ock!“

Zimmerhin passierte es ihm doch auch drunten im Dorf bei den Leuten, daß ihm das Wort „Wart ock“ manchmal aus dem Munde kam, und zwar eben so oft, daß es den Leuten auffiel und daß sie ihm dann den Spitznamen Wartock-Franze gaben. Es kam ihm ja auch ziemlich bald ein, daß das mit dem polizeilichen Verbot nur ein Mißverständnis sei. Zimmerhin machte er um den Neugersdorfer Gemeindegeschreiber immer einen weiten Bogen. Der Gendarm wohnte weit weg in Seitenberg oder Schreckendorf und kam selten einmal nach Neugersdorf herauf. Aber wenn er einmal kam, war es doch immer wie der Schatten eines bösen Gewissens, was da über das Gesicht des Künzel Franz ging.

Zimmerhin war im Spätherbst, als es schon manchmal schneite, so sehr, daß Künzel Franze nicht in den Wald gehen konnte und manchmal auf einen kleinen Korn ins Wirtshaus ging, schier alles vergessen. „Na prost, Wartock Franze!“ hatte sogar einmal der Gemeindegeschreiber gesagt. Der hatte freilich schon drei solche Körnlein, und es war wohl möglich und auch vielleicht verzeihlich, daß er einmal seine eigenen Befehle und Verbote vergaß. Es kam dann die Adventzeit, in der die Neugersdorfer daran dachten, wieder einmal zur heiligen Beicht zu gehen. Da war nicht mehr viel zu tun, und es ist immer gut, wieder einmal Ordnung zu machen. Das heilige Weihnachtsfest will man mit reinem Herzen feiern. Die Leute nannten den Künzel Franz jetzt sogar manchmal bei seinem eigentlichen Namen, weil die Anwendung des Spitznamens doch vielleicht nicht ganz in Ordnung sei.

Auch Künzel Franz stieg eines Samstagabends am Steilufer der Biele zur Kirche hin. Er hielt sich sehr rechts, um nicht etwa den jähen Abhang hinunter zu stürzen. Wenn man so seine Sünden zusammengerechnet hat, sind es doch mehr, als man dachte, und da geht man schon ein bißchen vorsichtiger und will nicht gerade vor der Beicht verunglücken. Aber so sehr viel Sünden hatte Künzel Franz gar nicht; der Pfarrer war sehr gut zu ihm, und es war so still und friedlich in der nächtlichen Kirche, so daß er auf dem Heimweg wirklich ausglitt und den Abhang hinunterfiel. Glücklicherweise konnte er eine der Ruten erfassen und die hielt ihn, so

daß er ja in kurzer Zeit wieder aufrecht auf dem Steige stand. Er ging aber nicht weiter auf sein Quartier zu, sondern nach der Kirche zurück. Er hatte ja doch die Sache mit dem verbotenen „Wart ock“ zu beichten vergessen! Das war ihm mitten im Sturz eingefallen. Denn wenn er auch jetzt mußte, daß das Wort nicht verboten sein könne, so hatte er es doch eine Zeit lang gedacht und trotzdem das Wort manchmal ausgesprochen!

Der Pfarrer war ganz gerührt von dieser Gewissenhaftigkeit, und da sonst kein Beichtkind mehr in der Kirche war, machte er sich die Freude, an seine beruhigenden Worte noch eine kleine, erbauliche Belehrung anzuknüpfen. Es sei doch jetzt die Adventzeit, eine Zeit des Wartens. auf das heilige Weihnachtsfest, auf die Ankunft unseres Herrn und Heilandes auf der Erde, und eigentlich sei das ganze Leben eine solche Wartezeit. Der ganze Glaube sei ein sehnsuchtsvolles, demütiges Warten auf Gott, und man könne einem Christenmenschen gar kein schöneres Wort zurufen als: „Wart ock!“ Die ganze Natur rufe uns so zu, da sie ja selbst auf die Stunde der Verklärung warte, und die Bibel, ja die Bibel sei ein einziges „Wart ock!“

Hei, wie jetzt der Künzel Franz am hohen Ufer der Biele heimging! Jetzt stürzte er nicht mehr! Zwar spürte er noch, daß seine Füße den Boden berührten, aber er schwebte wie von Flügeln getragen oder wie wenn man auf einem steilen, abschüssigen Wege den Schirm aufspannt; der hält einen auch so. Eigentlich mußte er dann gar nicht, wie er wieder heimgekommen sei. Er war auf einmal in seinem Stüblein, und da brannte auch schon sein Kübölllicht, das damals, in meiner Studentenzeit, schier die einzige Beleuchtung der Neugersdorfer Stuben war. Dieses Kübölllicht hat ja eine ganz eigenartige Wirkung. Man sieht die Wände nicht steif und starr dastehen. Bald rücken sie weit hinaus, bald ziehen sie sich traulich zusammen. Sie atmen; sie leben. Der ganze Raum atmet und lebt. Und man spürt ihn; man horcht in ihn hinein.

Künzel Franz sah in den einen Winkel der Stube. Gleich sagte er: „Wart ock, ich werde schon ein hübsches Christbäumlein finden; ich weiß schon eins! Es wächst da oben mitten in der Kultur; ist beim Ausroden vergessen worden.“ Und er sah es schon leuchten, und er freute sich auf den Heiligen Abend. So blieb er lange sitzen und freute sich. Er fand dann noch ein Stück Brot und Käse, und seine Quartierwirtin hatte ihm auch einen Topf Milch hingestellt. Da aß er und sah sich so in der Stube um. Dort die Wand! Da hing noch kein einziges Bild daran. Dort wäre ein schöner Platz für eine Weihnachtskrippe! Moos ist im Walde genug. Es taugt wohl noch einmal, und dann holt er sich einen ganzen Sack. Und die Figuren? Ach, er hatte ja schon oft aus weichgekochter Rinde Figuren modelliert, Reifigweiber, Pilzmännlein. Warum sollte er nicht auch ein paar Hirten fertig bringen. Und die Dreikönige? Die müßten freilich etwas vornehmer werden! Aber da gibt es ja bei Neugebauern — so hieß damals der einzige Kaufmann in Neugersdorf, und er hatte sogar schon ein Schaufenster! — da gibt es ja allerlei bunte Bronzefarben und sogar Blatt-



gold zum Nüssevergolden. Da werden die Krönlein und die Weihrauchfässer und die Goldkästlein ganz schön funkeln! Aber das Jesuskindlein? Ach das Jesuskindlein wird wohl das schwerste sein!

Ich glaube, der Pfarrer hat ihm geholfen, ein ordentliches Jesuskindlein zu bekommen, denn allein wollte er es nicht fertig kriegen, so sehr er sich mit seinem Taschenmesser und einem Stück Lindenholz abmühte. Der Pfarrer erzählte mir, Künzel Franz habe bei diesen Versuchen immer wieder gesagt: „Wart ock! — Wart ock!“ Und er knüpfte daran die richtige Bemerkung, daß die Adventzeit nicht nur eine Zeit sei, in der die Menschen auf Gott warten sollen, sondern auch eine Zeit, in der Gott auf die Menschen wartet. Seitdem, wenn mir der Weg nach oben einmal gar zu schwer und langsam geht, kommt mirs wie ein Gebet ein, daß ich sage: „Wart ock!“

### Rechtfertigung

Ihr werft mir vor, zuviel zurückzudeuten,  
die alten Zeiten niemals zu verwinden,  
mich fruchtlos ins Gewesne zu versenken  
und keinen Weg zur Gegenwart zu finden,  
was einst ich liebte, heimlich noch zu lieben,  
dem uns Versagten schwächlich nachzutruern  
und, aus dem Heimatlichen schön vertrieben,  
auf die Veröhnung unverwandt zu lauern.

Wie könnte ich mein Schicksal sonst ertragen  
und, redlich denkend, in der Fremde leben,  
abseitig, ohne selbst mich anzuklagen  
und meine Menschenvürde aufzugeben,  
wenn ich zu dem, was mein einst war, nicht hielte!  
Es soll doch künftig wieder uns gehören,  
der Traum, der heut mit einem Wunschbild spielte,  
den wirklichen Triumph heraufbeschwören.

Denn jeder unsrer sorgenden Gedanken,  
der Treue hält dem heimatlichen Wesen,  
erhebt sich über der Verbannung Schranken,  
der Zukunft Trost im Morgenrot zu lesen,  
von seinesgleichen nie sich zu entfernen,  
bis wir uns alle schließlich ganz vereinen  
und wieder uns mit Sonne, Mond und Sternen  
wird hold der Heimat lautrer Glanz bescheinen.

Mag Hermann-Reiße

(Nach Vertreibung aus der Heimat in London gedichtet)

# DAS TRANSEAMUS

VON JOSEF WITTKOWSKI

Im Sommer des vorigen Jahres war ich für ein paar Tage in einer bayrischen Donaustadt, und weil es da so viele schöne Kirchen gab, dachte ich: vielleicht liegen in einem Chorschrank ein paar unbenützte Noten, die unserm Lager-Kirchenchor weiterhelfen könnten. Ich faßte mir also ein Herz und ging zum hochwürdigen Pfarrherrn einer Kirche, die war so groß und wohl noch prächtiger als St. Maria auf dem Sande in Breslau. Der Pfarrer war sehr feierlich, erlaubte mir aber eine Nachfrage beim Chordirektor.

Das war ebenfalls ein geistlicher Herr, aber seine Würde war nicht abweisend. Selten bin ich in ein fremdes Haus so schnell und freundlich eingelassen, ach, eingeladen worden, und der Hausherr war so herzlich hilfsbereit, daß er gleich daranging, die noch vom Umzug her verschlossene Truhe aufzusperrern. Da kamen wahrhaftig auch zwei Mappen heraus, die für uns kostbare Dinge enthielten, und er gab sie mir. Als ich, durch soviel Freundschaft dreist gemacht, ein bißchen auch in jenen Stößen kramte, die mich gar nichts angingen, da entdeckte ich, sanber auf Folioblätter geschrieben, das Transeamus.

„Das können Sie gerne mitnehmen“, sagte mein Gönner auf meinen freudig überraschten Anruf, „das ist ein komisches Stück. Wir haben es nur einmal aufgeführt, auf den besonderen Wunsch der Gräfin N., als ich noch in E. war. Aber nie mehr wieder!“

Ich war wie vom Donner gerührt, so wie es einem geht, wenn man jemandem stolz seine beste Arbeit zeigt, und er sagt gelassen: „Mein Bester, das ist ein Schund!“ Da war also einer, ein Musiker und Mensch, voll aller guten Empfindungen, der verstand das Lied der Hirten und der Engel nicht, das den Schlesier mit Weihnachtseligkeit erfüllt bis zum Grunde seines Herzens.

Mit einem Hoffärtigen hätte ich vielleicht gestritten, doch ihn, meinen freundwilligen Helfer, hätte ich im Gemüt überzeugen müssen. Singen hätten wir's sollen! Weil aber keine Hirten zur Hand waren und keine himmlische Heerschar, weil ich ganz allein war, versuchte ich's nicht. Außerdem war es Sommer. So ging ich denn ohne Einrede, meine Erwerbungen untern Arm, betrübt und beglückt in einem, ans dem lieben Hause des Gottesmusikanten.

Heute, wo wir es für die Christnacht neu probieren: daß die Hirten ihre Freude lieblich sänstigen, wenn sie von dem hochheiligen Paar singen und von dem Kindlein, und mehr mit Erschütterung als mit polterndem Grimm

die Engelsworte nachsprechen, daß es in einer Futterrippe liege („denn in der Herberge war kein Platz für sie“), und daß man hören muß, wie der Himmel aufbricht, und Unzählige und aber Unzählige in den Lobgesang einstimmen, wo es heißt: „et audiamus multitudinem militiae coelestis laudantium deum — und laßt uns hören die Menge der himmlischen Heerschar, die Gott das Loblied singen“, indem wir also das Transeamus wieder probieren, wird mir klar, daß es wohl ein schlesisches Geheimnis ist, eines von denen, die wir mit dem lieben Gott ganz allein haben — und mit denen, die mit aller Herzensbereitschaft an dem Bunde teilnehmen wollen. Es ist eben von unserer Art, unsere Natur ist darin, unser Schritt, unser Herzschlag, unsere frohe Schwere, unser Behagen an allen guten Gaben der Erde und unser inbrünstiges Sehnen nach dem Glanze des Herrn.

Wie könnte jemand ohne uns und außer uns diese wunderliche Zweieinigkeit verstehen? Verstehen wir uns doch selber nicht immer so, daß wir mit unserm Wesen zufrieden wären! Und doch müssen wir versuchen, uns mitzuteilen. Wir wollen ja nicht neben den Schicksalsgenossen der anderen Landsmannschaften her, sondern auf engste mit ihnen verbunden, und nicht fremd neben Bayern, Schwaben und Franken, sondern in wachsender Freundschaft und gegenseitiger Achtung mit ihnen und in ihrer Mitte leben.

Da hat uns in der vorigen Weihnachtszeit im Lager ein fränkischer Chor besucht mit vielen und schönen Stimmen und Instrumenten und uns Mozarts Krönungsmesse prächtig musiziert. Aber das Transeamus, das er uns als besondere Gabe zudachte, wollte ihm nicht gelingen. Das müssen wir wohl selber singen. Das Transeamus und unsere Volkslieder. Wie wir den Bayern, Schwaben und Franken gerne zuhören und sie im Singen verstehen lernen, so, bitten wir, möge man auch uns zuhören — und uns singen lassen auch in der Kirche.

Wenn Volksart zu Volksart, Stamm zu Stamm sich freundschaftlich finden sollen, muß man ihnen Zeit und Freiheit lassen. Mit dem Willen allein geht es nicht, noch viel weniger gegen den Willen. Die Rücksichtnahme aufeinander besteht nicht darin, daß einer seine Art unterdrückt und sich der anderen anzupassen versucht, sondern daß beide in ihrer Art sich aussprechen und ausfinden dürfen, und daß sie einander mit Achtung zuhören. Dann werden sie erleben, wie Gleiches einander zustrebt und den Brückenbogen des Verstehens spannt und Andersartiges hüben und drüben sich als Wunderland erschließt, das zu Entdeckungen lockt.

Sind wir vom Transeamus abgekommen? Ich denke nicht! Denn wenn wir es aus dem Schlesischen — oder Lateinischen, was hier einmal daselbe ist, — ins Gemeindeutsche übersetzen, sehn wir uns alle auf dem Wege zum gleichen Ziele:

„Lasset uns nun gehen nach Bethlehem und sehn, was da geschehen ist: Maria und Joseph und das Kind, das in der Krippe liegt. Und laßt uns hören die Menge der himmlischen Heerschar, die Gott das Loblied singen: Ehre sei Gott in der Höhe!“

# Der Handwerkskasten

EIN HEILIGER ABEND IM ALTEN SCHLESISIEN

VON ALFONS TEUBER

Seit einer Woche schon sturten die drei Weihnachtstarpfen in dem hölzernen Wäschezuber mitten in unserer Küche herum. Zweimal täglich bekamen sie frisches Wasser, um den moosigen Geschmack loszuwerden, den selbst die Allerweltstunke, die berühmte „Polnische Soße“, nicht würde zu decken können. Und wir Kinder hockten vor der runden Bütte und fühlten das Wunder, das diesen Tag regierte, das alle Gegensätzlichkeiten der Welt vereinte: Draußen auf der alten Oder preßten sich die Eischollen so fest zusammen, daß sich schneeige, wüßtige Vertwachsungen ergaben; vor dem Regierungsgebäude waren gestern vor lauter Frost die Stämme der Platanen mit solchem Knall geborsten, daß der alte Pförtner vermeinte, ein Attentat sei geschehen — und hier, mitten in der heimelig-warmen Küche, in der sich selbst im entferntesten Winkel kein Stäubchen verbergen konnte, da standen in offenem Dzeane drei Ungetüme mit geheimnisreichem Urwaldmoos auf dem Buckel. Und uns Kindern konnte die erschauernde Freude daran nicht einmal durch den Gedanken getrübt werden, daß diese seltsamen und gutmütigen Hausgenossen noch heute ihr Leben lassen und am Abend gemeinsam mit gummitweißen und räucherbraunen Knackwürsten in der dampfenden Polnischen Soße herumschwimmen würden.

Je toller die Flocken draußen durcheinandertwirbelten, desto stiller und ruhiger wurde die Welt. Und selbst die Priezelmutter, die Grünzeughändlerin von nebenan, die ob ihrer leicht aufwallenden Gemütsart bekannt war, hatte keine ihrer Polfertiraden losgelassen, obwohl sie mit ihren großen Strohpottschen auf ihren eigenen Apfelmuchen getreten war, der auf der Kellertreppe zu unserer Backstube zum Auskühlen gestanden und auf welchem sie eine so gewagte Schlittensfahrt unternommen hatte. „Man möchte sprechen: es is nich möglich“, kopfschüttelte sie nur und wurde sogar ganz feierlich. „Da hat mich das Christkind doch nich die Beene brechen lassen! Na, gutte Feiertage noch . . .“

Und allen schlesischen Kaminen begann mit Einbruch der Dämmerung der gleiche Duft zu entsteigen: ein Gemisch von herbem Lebkuchen, feinen Wurzelgerüchen, dunklem schwersüßem Biere, einem Schmeckel Essig und einem wenigen Zucker. Dies alles zusammengekocht und auch noch mit bißfestem Sauerkraut als Beilage: die weltberühmte Polnische Soße, die es nur einmal im Jahre geben darf, am Heiligen Abend, allenfalls noch zu Silvester. Als ob auch die gegensätzlichsten Geschmacksrichtungen von diesem heiligen

Lage zu einem einzigen Wohlgeschmack vereinigt würden, zu einem ganz neuartigen friedlich-lieblichen Düftlein, das — jenseits aller Kochvorschriften — auch mit ferner stehenden Ingredienzien sich liebevoll vereint, wie: mit dem Ruchlein eines angebrannten Lannenzweiges, dem wächsernen Berwehen eines Kerzenstümpfleins, dem Spiritusdunste einer Kinderdampfmaschine, dem Märchenhauche eines mit Marzipantwürsten vollgehängten „Fleischerladen“, dem magazinfrischen Tertülggeruch der Pullover-Socken-Langeunterhosen-Präsente, dem herbsüßen Geprickel eines blankgeputzten Borsdorfer Apfels, dem üppigen Odem eines Rotweinpunschens und dem sachlich-chemischen Magnesiumgebrenzle, das unversehens mitfeiern hilft und zu einer Wunderkerze, einem silbernen Sternwerfer wird.

Und doch drang diese füllende Ruhe nicht in meine tiefsten Herzenswinkel. Aus denen heraus spießten Stichsägen, Bohrer, Schraubenzieher und blankes Schnitzmesser in ein grelles Licht der Begehrlichkeit, denn immer wieder quälte mich die Frage: ob mir wohl das Christkind den so heiß ersehnten Handwerkskasten bringen würde? Die Mutter hatte mich den Wunsch kaum aussprechen lassen; gleich explodierte sie dazwischen: „Komm Du mir uffgezogen — daß Du uns alle Schränke zunagelst und die Nähmaschine wieder auseinandernimmst — Du weißt schon . . .!“ Selbst den sonst so durchschaubaren Augen meines Vaters konnte ich bis zur letzten Stunde vor der Einbescherung kein eindeutiges „Ja“ entnehmen, zumal er auf meine wiederholt gewagte Frage antwortete: „Nee, nee. Da ist die Mutter eifern gewesen; und am Heiligen Abend sollte es wirklich bloß friedlich zugehen . . .“ Und dann schlachtete er mit halbzugepreßten Augen, während wir Kinder hinter die Tür flüchteten, die Karpfen und sprach dabei mit überlärmender Stimme von der Bluttat des Herodes, der alle Knäblein hatte umbringen lassen, und der ein ganz großer Lump gewesen sein muß. Aber er täte das wirklich nur, um die Geburt des Jesuskindes mit diesem Festessen zu feiern, ohne das es überhaupt kein Weihnachten wäre. Mit schnalzender Zunge rühmte er dann die Karpfenmilch als einen ganz besonderen Leckerbissen. Alle drei Ungetüme waren „milchern“.

Da mischte sich in meine ohnehin durch böse Zweifel gepeinigta Versicherungsvorfreude auch noch das verwirrende Bedenken: daß die Kühe ein Guter haben und Milch geben und dies doch weibliche Tiere sind. Also hatte der Vater als Herodes drei Mägdlein statt Knaben hingemordet! Es widerstrebte mir aber, Näheres über die Geschlechtsmerkmale der Karpfen zu erfragen, was mir als Sünde gegen das sechste Gebot erschien und was ich bei der nächsten Beichte würde sagen müssen.

Ohne Zweifel war dieser Heilige Abend der erste seit Christi Geburt, an dem das Bäcklein der Freude nicht ungetrübt dahinplätschern durfte. Das war eine Gemeinheit! Und alles nur wegen dieses Handwerkskastens, wegen des engen Herzens meiner Eltern! Ganz klar, daß da auch die Polnische Soße nicht geraten konnte; denn die Mutter sagte: „Und wenn ich mich auf den Kopp stelle — diesmal schmeckt die Petersilie vor, und der Lebkuchen brandelt, als ob der Pfefferkuchler Knochenleim statt Sirup ertwischt hätte!“

So hatte auch dieses böse Vorzeichen nicht getrogen; denn als das silberne Glöcklein zur Bescherung rief und das kindlich begehrende Auge während der herzbetauenden alten Weise von der stillen und heiligen Nacht und im guadenvollen Lichterschein des Lannenbaumes nach dem Plaze heimlich blickte, wo seine Geschenke aufgebaut waren — da sah es den Handwerks-



fasten nicht! Und das Kind weinte nicht einmal vor übergroßer Trauer und Enttäuschung. Es nahm seine Geschenke in die Hände wie ein Maurer die Ziegelsteine, mit denen er fremder Leute Haus baut.

Da fühlte ich des Vaters dicke Nähe hinter mir. „Nee!“ brach es wie ein Aufschrei aus ihm. „Du darfst doch nicht traurig sein — heute, am Heiligen Abend! Schnell, komm ganz schnell!“ Und er riß mich mit der einen Hand hin zu dem hohen Schrank, der im jenseitigen Stubeneck stand, und ließ mit der anderen zugleich einen Stuhl mitrumpeln, daß die bunten

Kugeln auf dem Lannenbaume tauzten. Und dann sprang er auf den Stuhl und langte von dem hohen Schrank den Handwerkskasten, auf dem eine herrliche bunte Abbildung aufgeklebt war von den ersehnten feinspiraligen Bohrern, den Schraubenziehern, die so beschaffen waren, daß deren Metallstab sich niemals aus dem Holzgriff herausdrehen konnte, der Handsäge, die so blizende Zähne fletschte wie ein beutegieriger Hecht —! Ja, sogar ein Schrankstößlein würde dieser Wunderkasten enthalten. Dies sah ich alles im gleichen Bruchteil der Sekunde, in welchem ich auch meiner Mutter Blick gewahrte, den sie dem Vater zuwarf, der ihre ganze Liebe für mich in sich barg und die schelmische Freude über die doppelt gelungene Überraschung. Und gerade dies ließ mich aufheulen, wie einen Hund, der in den Mond klagt vor lauter Weltweh, aus Übersichtigkeit nach dem letzten Verstehen, das ihm auch der beste Herr nicht zu geben vermag. Davon wurde der Vater noch trauriger als ich es war, und er sagte: „Nu verstehe ich erst, warum unsere Kirche acht Tage vorneweg und acht Tage hinterher ein jedes hohe Fest befeiert. Bestimmt ging ich nie mehr zur Beichte, wenn die mich rätseln ließen, ob dies Jahr Weihnachten stattfinden wird oder nicht. Merkst Du was, Junge? Merkst Du nicht, daß ich ein rechter Esel bin! Aber, verstehst Du? So einer — so einer mit ganz besonders langen Ohren gehört ja auch zur Krippe in den Stall zu Bethlehem, damit das Christkindlein was zu lachen hat: Jaaaa — iaaaa...“ Da mußte ich auch laut lachen und sah statt des Vollmondes nur noch den hellstrahlenden Lichterbanm.

## Erinnerung

Erinnerung, barmherzigste der Schwestern,  
 du neigst dich hilfreich zu mir hin  
 und weistst mir als Mittlerin  
 die Brücke zwischen heut und gestern.

Von diesem Ufer bis zu jenem andern,  
 das wie ein nebelhafter Himmelsstrich  
 dem äußren Blick entwindet, läßt du mich,  
 den Heimatlosen, heimwärts wandern.

Und was ich je an Köstlichem besessen  
 und was sich tief im schwarzen Strom verlor:  
 Du zauberst es in neuem Glanz hervor,  
 und es bleibt mein und unvergessen.

Saus Niekrawiel

## Schlesisches Weihnachtslied

Auf dem Berge, da geht der Wind,  
Da wiegt die Maria ihr Kind  
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,  
Sie braucht dazu kein Wiegenband.  
„Ach Joseph, lieber Joseph mein,  
Ach hilf mir wiegen mein Kindelein!“  
„Wie kann ich dir helfen Dein Kindelein wiegen,  
Ich kann ja kaum selber die Finger biegen.“  
Schumm-schei! Schumm-schei!

Auf dem Berge, da strahlt ein Licht,  
O höret des Engels Bericht.  
Er spricht zu den Hirten, die laufen geschwind  
Und finden in Windeln das himmlische Kind.  
„Maria, Maria, wir bitten Dich sehr:  
Das Knäblein zu wiegen wär' größte Ehr'.“  
„Wie dürft ich Euch lassen mein Kindelein wiegen,  
Zu dem ja die Engel herrieder fliegen!“  
Schumm-schei! Schumm-schei!

Überm Berge, da steigt ein Stern.  
Drei Könige kommen von fern.  
Sie bringen viel Weihrauch und Myrrhen und Gold,  
Sie wollen es schenken dem Kindelein hold.  
„Maria, Maria, wir bitten Dich fein,  
Ach laß uns doch wiegen Dein Kindelein!“  
„Wie könnt wohl ein König mein Kindelein wiegen,  
Dem Völker und Reiche zu Füßen liegen!“  
Schumm-schei! Schumm-schei!

In der Fremde, da geht der Wind —  
Wir suchen das himmlische Kind.  
Wir haben nicht Heimat, nicht Kleider und Brod,  
Wir haben an allem die bittere Noth.  
„Maria, Maria, hör an unser Flehn  
Und laß uns Dein Kindelein von weitem sehn!“  
„So kommt nur und helfst mir mein Kindelein wiegen!  
Für Euch ist es nieder zur Erde gestiegen.“  
Schumm-schei! Schumm-schei!

Strophe 1 altes Weihnachtslied aus Schlesien

Strophe 2—4 Luise Meinedt-Crull

# WIE ICH EIN Dichter WURDE

VON PAUL KELLER

Als ich dreizehn Jahre alt war, war ich wieder einmal von meinem Großvater zu meinen Eltern übergesiedelt. Es hieß, daß das sehr heilsam für mich sei, da der Großvater mich „greulich“ verziehe, insonderheit mich nicht zu der geringsten Arbeit anhalte. Unter „Arbeit“ wurde in unserem Dorf natürlich nur die körperliche Betätigung verstanden, die mir allerdings der Großvater zärtlich vom Leibe hielt. Und ich stimmte so ganz und gar mit ihm überein, daß in Urnsdorf ein Berslein entstand, das vergleichsweise auf jeden Nichtstuer angewandt wurde: „Er ist so faul wie Keller Paul“.

Diesen Vers hielten mein Großvater und ich für blödsinnig. Ich haßte die Arbeit keineswegs. Der Großvater war fleißig von früh bis spät, und ich sah ihm gern und sachkundig zu und war immer in seiner Nähe, manchmal mit einem Buch beschäftigt, viel öfter aber noch mit meinen Gedanken. Und wenn ich mir eine Geschichte ausgedacht oder gar ein Gedicht gemacht hatte, dann war er der erste, dem ich alles her sagte, und dann piffte er leise vor sich hin. Das war seine Anerkennung.

Mein Vater war strenger. Er meinte, daß eine straffe Zucht einem Buben nichts schade, zumal wenn er ein so verträumter Geselle sei wie ich. Und wenn ich mir's heute überlege, so hatte der Vater recht, und der Großvater hatte auch recht.

Eines Tages nahm mich der Herr Vater wieder in eigene Regie und beschloß, mich „zu schweren Arbeiten anzutreiben“. Es wurde damals bei uns ein kleiner Schuppen niedergerissen, und es sollte ein neuer an seine Stelle gesetzt und die noch brauchbaren Ziegeln mitverwandt werden.

Wer jemals alte Ziegeln, die von grauem Kalk starren, gesehen hat, der weiß, daß sie zu den größten Schenkslichkeiten der Welt gehören. Mein ganzes Empfinden empörte sich bei ihrem bloßen Anblick, und ein tödliches Grauen durchfuhr mich, als mein Vater auf den großen Ziegelhaufen wies, mir einen Mauerhammer gab und sprach: „Die Ziegel wirst du abtragen! Der ganze alte Kalk muß runter! Wenn von einem Ziegel noch die Hälfte da ist, kann er noch gebraucht werden. Kleine Scherben kannst du beiseite werfen. In einer halben Stunde komme ich nachsehen, wie weit du bist.“

Nach dieser Instruktion ging er von dannen. Ich setzte mich auf den Ziegelhaufen und fing in ohnmächtigem Zorn und Schmerz an zu schluchzen. Ich hatte das Gefühl, daß mir eine entsetzliche Schmach angefan worden. Ich nahm einen Ziegel in die Hand, ließ ihn aber gleich wieder fallen, denn

es war mir, als ob ich einen Zigel angegriffen hätte. Schließlich band ich mir das Taschentüchlein um die linke Hand, mit der ich den Ziegel halten mußte, und schlug mit der Rechten mühsam den Kalk von ihm los. Ich kam mir jämmerlich vor. Noch vor einer Woche hatte ich zwei Gedichte „Die Kräne“ und „Erinnerung“ an die Berliner Dichterlaube geschickt, und jetzt krazte ich Ziegel ab!

Eine Wut packte mich. Es fiel mir ein, ich könnte fortlaufen in alle Welt. Vielleicht ein Robinson werden auf einer grünen Insel. Aber ich konnte Geographie genug, daß ich wußte, nach Hamburg sei ein weiser Weg, und nur dort könne ich ein Schiff finden, das etwa geneigt sei, mich aufzunehmen und vor einer grünen Insel zu scheitern. Und so saß ich da und bekrazte die halben, die dreiviertel und die ganzen Ziegel, während ich die kleinen Scherben nach der Instruktion beiseite warf.

„Jeeses, sieh amal! Der Keller Paul krazt Ziegel ab!“

Zwei Schulkameraden waren es: der Bäh'nisch Gustav und der Siegert Karl. Wo kamen die nur her? Sonst mußten sie fleißig sein. Heute bummelten sie.

Ich machte eine vergnügte Miene. „Ach, wir bau'n 'n Schuppen, und da läßt mich mein Vater ein bissel Ziegel abpußen. Das macht viel Spaß!“

„Na, da würd' ich mich schön hüten!“ sagte der Siegert Karl, „ich geh lieber in a Försterreich baden!“

„Ja, wir reisen ins Bad!“ sagte der Bäh'nisch stolz und hochdeutsch.

O, diese Gastnasen! Das Hemd hing ihnen zu den Hosen heraus, aber sie bummelten und „reisten ins Bad“. Ich sagte, niemand sei so faul wie sie beide, und sie sollten mich, bitte, in der Arbeit nicht stören.

Da gingen sie und sangen draußen vor dem Tor: „Wir sind so faul wie Keller Paul!“ Daß ein verspotteter Arbeiter, der von flanierenden Nichtstuern verhöhnt wird, grob wird, das wird jedermann einsehen. Ich warf also einen halben Ziegel nach den Müßiggängern, traf sie zwar nicht, meinte aber, etwas Rechtes zur Verteidigung angegriffenen Fleißes getan zu haben.

Da erschien mein Vater. Ich klagte ihm, daß ich hier geradezu zu Hohn und Spektakel auf dem Ziegelhaufen säße, er aber sagte: „Ja, das is, weil du sonst so faul bist. 's war höchste Zeit, daß du amal was tust, du wirfst mir sonst a zu großer Spanifantel!“

Und wieder war ich allein. So ging das nicht weiter, das war klar! Jrgendetwas sollte geschehen! Etwas Gräßliches! Ich beschloß, mich selbst zu verstümmeln. Ich wollte mir mittels eines gewaltigen Schlages den Daumen der linken Hand zerschmettern, mich dadurch zum arbeitsunfähigen Invaliden machen und meine Eltern in Sorge und Gewissensqualen stürzen.

Gedacht — nicht getan! Denn als ich den linken Daumen auf einen Ziegelstein hielt und mit der Rechten zum vernichtenden Schlage ausholte, geschah es, — daß ich im letzten Augenblick den Daumen wegzog und nur den Stein zertrümmerte.

Ich betrachtete den in Scherben liegenden Stein, der stellvertretungsweise geopfert worden war. Ich wunderte mich über mich selbst und nuschelte meinen lieben Daumen ab, der in so gräßlicher Gefahr geschwebt hatte. Dann sah ich wieder auf den zerborstenen Ziegel. Er war ein stattlicher Hursche gewesen. Ihn zu säubern würde eine saure Arbeit gewesen sein. Nun lag er in Trümmern, und ich konnte seine Scherben instruktionsgemäß beiseitewerfen. Daß mir dabei ein großes Licht aufging, war klar. Wenn ich jetzt einen Ziegel ertöschte, von dem ich vermutete, daß seine Säuberung umständlich und verdrießlich sein könnte, so legte ich ihn durch einen kühnen Hieb in Trümmer und warf die Scherben beiseite. Daß mich bei diesem Heldentwurf mein Vater beobachtete und ertöschte, lag ganz in dem Rismet dieses kohlschwarzen Unglückstages. Er fuhr zornig daher, hielt mir meine Untat vor und sagte, ich sollte augenblicklich mit ihm „rein in die Stube“ kommen. Er war durchaus kein Tyrann und auch gerecht, denn was das zu bedeuten hatte, wußte ich. Ich hatte bisher in meinem Leben nur zweimal Prügel bekommen, daß jetzt aller guten Dinge drei werden würde, war mir klar. Ich verlegte mich aufs Bitten, er aber blieb streng und unnachgiebig. „Wart', du Schlingel, jetzt kommt's aber mal ordentlich —“

„An Herrn Paul Keller!“

Der Mann, der den angefangenen väterlichen Strassatz so unerwartet höflich vollendete, war der Briefträger.

„An Herrn Paul Keller!“ wiederholte er lächelnd.

Mein Vater sah den Brief, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich heiße August.“ — „Und der Großvater heißt doch Johann“, sagte der Briefträger, „also wird wohl der da gemeint sein.“

Und er wies auf mich. Ich machte einen langen Hals, las auf der Adresse meinen Namen, darüber gedruckt „Deutsche Dichterlaube“, stieß einen Schrei aus und rief: „Das ist mein Brief!“ Und griff nach dem Brief mit gieriger Hand. „Da woll'n wir mal sehen! Da komm mal mit rein in die Stube“, sagte der Vater. Ich zitterte vor Aufregung, ich schrie immerfort, das sei mein Brief, den wolle ich selbst haben, ich vergaß alle Angst und suchte, dem Vater den Brief zu entreißen. Er hielt ihn fest, öffnete ihn und las halblaut:

An Herrn Paul Keller, Hochwohlgeboren, Arnsdorf, Kreis Schweidnitz

Ihre zwei eingesandten Gedichte „Die Träne“ und „Erinnerung“ haben unseren Beifall. Sie werden in einer der nächsten Nummern der „Dichterlaube“ erscheinen. Weitere Einsendungen sind uns willkommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Die Redaktion der „Deutschen Dichterlaube“

Ich schluckte und ächzte, ich griff nach dem Wunderbrief, und Tränen liefen mir übers Gesicht. Der Vater fragte, ob ich denn etwas da hingeschickt hätte. Ich vermochte kaum, es zu bejahen. Da schob er den Brief wieder ins Kuvert und sagte betroffen: „Das hätte ich nicht gedacht!“

Einen ‚hochwohlgeborenen Herrn Paul Keller‘ durchzuhauen, wagte er nun nicht mehr. Er rief die Mutter, zeigte ihr den Brief und sprach leise mit ihr. Endlich gab er mir den Brief und sagte: „Na, da geh zum Herrn Lehrer König und zeig’ ihm den Brief, und dann kannst du zum Großvater gehen. Die Ziegel wird jemand anders abfragen.“ Das war schön von ihm. Wie in seligem Traum ging ich die Dorfstraße hinab. Dem Bähnisch Gustav und dem Siegert Karl, die vom Baden kamen, begegnete ich. Sie spotteten, daß ich meine Arbeit schon wieder beendet hätte.

Der Lehrer König war ein junger Mann, der mir Privatstunden gab, und dem ich viel freie, reiche Jugendentwicklung verdanke. Er war glücklich über seinen Schulbuben.

Am schönsten aber war es doch beim Großvater. Der alte Mann arbeitete auf seinem Felde.

„Großvater, denk’ amal an, von mir werden zwei Gedichte in Berlin gedruckt!“

Ich hielt ihm den Brief hin. Da wuschte er sich erst die Hände ab, ehe er das weiße Papier nahm. Dann las er, und ein Leuchten brach aus seinen Augen. Ein leises Pfeifen stieg wie eine goldene Melodie in die sommerliche Luft.

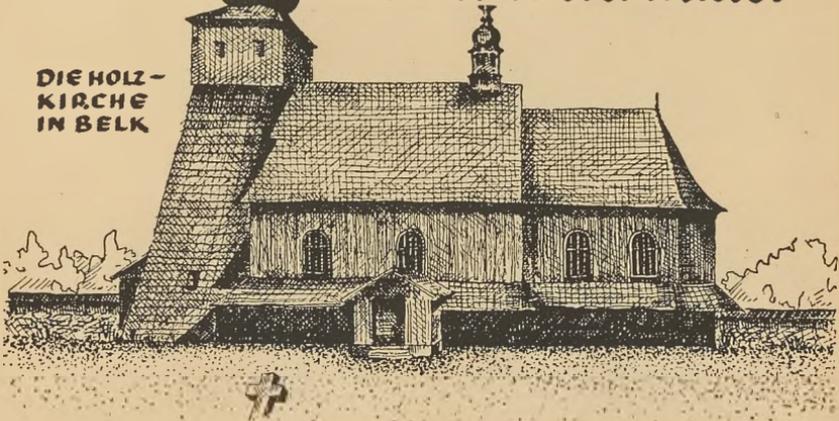
## Der Grenzstreit

Auf ihrem Stammgut Nowagk im Fürstentum Neisse, lebten im Mittelalter die Freiherrn von Nowagk mit ihrem Lehnherren, dem Bischof von Breslau, in Frieden und Freundschaft. Doch unter Bischof Jerin kam es um 1590 zu Grenzstreitigkeiten. Da keine Einigung erzielt werden konnte, mischte sich endlich der Landeshauptmann ein und ernannte Kommissarien, die die strittigen Grenzen besichtigen und den Streit schlichten sollten. Zu dem Termin fanden sich der Bischof und auch der Freiherr ein. Der Bischof erklärte gleich, daß er von seinem Rechte nicht weichen könne. Wollte der von Nowagk nicht zufrieden sein, sollte er beim Kaiser klagen. Der Freiherr von Nowagk bemerkte sofort in aller Ruhe dazu: „Bei dem Kaiser will ich nicht klagen; denn Ihre Fürstliche Gnaden sind mein Herr, das würde mir nicht wohl anstehen. Zudem dürfte es viel Zeit und Kosten fordern. Ich will es aber Gott klagen und der wird mir mein Recht verschaffen.“ Diese Rede fiel dem Bischof auf die Seele, sodaß er vom Streit abging, sich mit denen von Nowagk fürder vertrug und ihnen später noch manche Gnade erzeugte.

Georg Hychel.

# Schrotholzkirchen als Baudenkmäler

DIE HOLZ-  
KIRCHE  
IN BELK



Beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit muß jener, auf dem Waldreichtum des obereschlesischen Landes beruhenden Denkmäler der Holzbaukunst, der Schrotholzkirchen, gedacht werden, weil sich in ihnen sowohl in Bauweise wie in Bautypen ein Brauch volkstümlichen Bauens aus dem hohen Mittelalter bis in die Neuzeit erhalten hat. In die Städte des Industriegebietes sind diese Holzkirchen, von denen noch etwa 60 erhalten sind, aus Gründen der Erhaltung und besseren Denkmalpflege von auswärts, z. T. aus der näheren Umgebung übertragen worden, so die Kirche aus Klausberg 1901 in den Bentzener Stadtpark, die aus Föhrendorf, Kreis Rosenberg, 1925 auf den Zentralfriedhof in Gleiwitz, die Holzkirche aus Anurow 1938 auf den Redenberg in Königshütte und die aus Syrin in den Rattowitzer Südpark. Eine der ältesten Holzkirchen Oberschlesiens überhaupt ist die Gleiwitzer aus dem Jahre 1493, es folgt die Rattowitzer von 1510, die Beuthener wurde 1530 und die in Königshütte 1599 erbaut. Aus roh behauenen „geschrotteten“, waagrecht aufeinandergefügt und an den Ecken miteinander verbundenen Stämmen aufgeführt, hat sich in ihnen eine uralte Bauweise fast unverändert durch die Jahrhunderte erhalten. Die Anwendung gotischer Stilformen im einzelnen, z. B. bei Lürumrahmungen, bezeugt wieder deutlich das lange Nachleben der Stile in der obereschlesischen Kunst. Gegenüber der Behauptung von der slawischen Herkunft dieser Bauweise genügt es, auf die Gliederung der Bauten in ein fast quadratisches

Langhaus und einen davon abgesetzten, „eingezogenen“ Chor mit seitwärts anstoßender Sakristei hinzutreiben, eine Gliederung, die auf den mittelalterlichen deutschen Massivbau zurückgeht. Die Konstruktionsweise der meist später errichteten Türme, die entweder an die Westseite anstoßen, wie in Beuthen, Gleiwitz und Königshütte, oder seitwärts frei stehen wie in Kattowitz, ist vollends dem slawischen Holzbau fremd und sicher von den deutschen Siedlern eingeführt. Es handelt sich dabei um einen Ständerbau aus schräg nach innen geneigten, untereinander verstrehten Balken, die nach außen zu eine Bretterverkleidung tragen oder verschindelt sind, wie es vielfach auch bei den Außenseiten der Kirchen selbst zum Schutze der Balken der Fall ist. Diese Art des Turmbaues entspricht letzten Endes trotz gewisser konstruktiver Verschiedenheiten dem nordgermanischen Mastenbau, wie ihn die mittelalterlichen skandinavischen Stabkirchen anwenden. Die durchbrochenen, meist



Nach der  
Pestepidemie von 1708  
errichtet.

St. Rochuskapelle  
bei Rosenberg

barocken Turmhelme und Dachreiter, die Türvorbauten und die Außentrepfen, die Flugdächer, die als Wetterschutz der Grundbalken die Bauten umziehen, die umgebenden Plankenzäune mit den Torhäuschen machen in ihren von Wind und Wetter gebeizten braunen und graugrünliden Farbtönen den besonderen malerischen Reiz dieser einzigartigen Denkmäler wahrhaft bodenverwurzelter Baukunst aus. Ernst Königer.

## Allerheiligen + Allerseelen

VON ALOIS M. KOSLER

Am Allerheiligentage 1939, als man wieder ohne Grenzschwierigkeiten von Beuthen nach Kattowitz reisen konnte, faß Johannes Ruhland, technischer Zeichner auf der Heinißgrube, in dem Mittagszug, der ihn von Beuthen nach einem Dorf im Kreise Pleß bringen sollte. Aus einem alten Abteil „IV. Klasse“ sah er auf die vorbeiziehenden Häuser, Werkanlagen, Bahnstränge, Fördertürme, Hochöfen, Unterführungen, Schornsteine, Brücken und Kühltürme — dieses Zellen- und Aldernez des Industrierebiers, durch dessen Herzstück er fuhr, und als er aus dem Dickicht der Gruben und Hütten heraus war, glitt fein Blick über die Felder und Waldstücke am Horizont und die noch dörflichen Siedlungen hier und dort, über denen sich ein grauer, frostiger Herbsthimmel wölbte. Er schaute der Landschaft ins Antlitz wie einem Menschen, auf dessen Begegnung man sich schon lange gefreut und wie auf einen Festtag vorbereitet hat, und er verlor sein Herz endgültig an dieses Land der schwarzen Erde — er hatte es nur als Kind kennengelernt, als er bei den Großeltern herrliche Sommertage verlebt hatte, seine Kindheit und Jugend aber hatte er in der bäuerlichen Gegend nahe den Bergen verbracht. Nun fuhr er wieder in die Heimat seiner Mutter. Ihr Vater, ein angesehenener und beliebter Gastwirt, gehörte seinerzeit jahrzehntelang zu den Großen und Originalen des Ortes, den „alten Carolus“ und seine zahlreiche Familie hatte man im ganzen Kreise Pleß gekannt, und Scharen von Gästen aus Nah und Fern erzählten von den urgemütlichen Stunden, die sie in der Gaststätte „Zur alten Eiche“ verlebt hatten. Bis in ihr hohes Alter waren die Großeltern Ruhlands rüstig und der Mittelpunkt ihrer großen Verwandtschaft geblieben, bis beide innerhalb weniger Tage einander im Tode folgten.

Nun ruhten sie seit über zwanzig Jahren auf dem Friedhof mit mehreren Verwandten und mit den alten Dorfbewohnern zusammen, die ihre Altersgenossen gewesen waren in Freud und Leid, und deren Zeit nun als schöne Vergangenheit zu uns herüberleuchtet. Das Schauspiel ihres Lebens war aus und es schien Ruhland, als wäre es ein heiteres Spiel gewesen, bei dem die Darsteller mit Herz und Seele bei der Sache gewesen waren und einer

von der Rolle des anderen mußte. Jetzt schien ihm jeder etwas vor sich hinzusprechen, bitter oder leidenschaftlich, ohne auf den Sinn des Ganzen zu achten, und was konnte dabei anderes entstehen als ein großes Durcheinander?

Im Abteil waren einige Mitreisende, die erst an Orten zugestiegen waren, die für Ruhland noch den Klang und Reiz des Neuen hatten. Halb neugierig halb erwartungsvoll blickte er zu diesen Landsleuten hinüber wie zu lange nicht gesehenen oder noch unbekanntem Verwandten, und er freute sich, an ihren guten, festen und kraftvoll-schönen Gesichtern. Wenn wir doch wieder zum „heiteren Spiel“ bereut wären, zum Spiel vom „rechten Tun und Lieben“, wo alle Menschen Brüder wären, wünschte er in diesem Augenblick aus vollem Herzen. —

Als der Zug an der kleinen Haltestelle des Dorfes ankam, hatte der unermüdlige Wind die Wolkenschicht zerscheuert, und in hellen Streifen leuchtete ein blasser, bald grün und rötlich schimmernder Himmel in den Abend. Über dem Dorf lag eine Kiste, die mit der wachsenden Dunkelheit zunahm, während Ruhland die Straße vom Bahnhof ins Dorf hineinschritt und Gehöft und Haus fragend musterte, was sie von den glücklicheren Zeiten zu verkünden hätten.

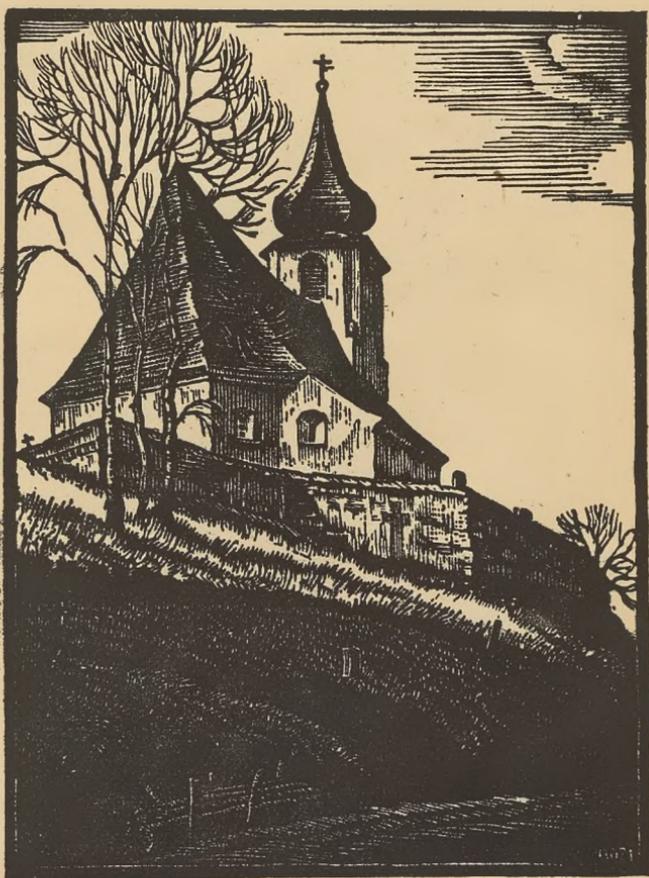
Ruhland näherte sich der Kirche, der Abend hatte sich fast zur Nacht gewandelt, aber der Kirchhof leuchtete von Hunderten von Lichtern, von den Flammen der Kerzen und Lampen, die am Vorabend von Allerseelen den Toten zum Gedächtnis brennen. Das ganze Dorf aber stand bei den Gräbern. Wie ein großer Familientag war dieser feierliche Gedenktag der Verstorbenen. Menschen, die sich lange nicht gesehen hatten, trafen sich hier wieder. Nicht bloß an den Gräbern der Verwandten verweilt man ja, nein, es werden alle Bekannten aufgesucht, die hier ruhen und alle, die früher ein allgemeines Ansehen genossen haben. Hundert Erinnerungen werden wach. Eine große geschwisterliche Gesinnung erfüllt alle Herzen im Anblick der Vergänglichkeit des irdischen Seins.

Ruhland fragte sich zu den Gräbern seiner Großeltern durch — und traf hier Verwandte, die im andern Staat gelebt hatten und die er lange nicht gesehen hatte: die Tochter einer Schwester seiner Mutter, mit ihrem Mann und ihrem Sohne „Hannes!“ „Hedel!“ — hinweggewischt waren die Jahre der Trennung, des Andersseins — das herzliche Gefühl der Verbundenheit in Ehrfurcht und Liebe beherrschte nicht nur die Stunde, sondern erwies sich als der tragende Grund menschlichen Zusammenseins. Fülle des Lebens frohlockte über den Gräbern. Sie sahen gemeinsam in das Licht der ruhig brennenden Kerzen, die eingebettet waren in den Schmuck der Kränze und Blumen. Ihre Seelen aber wanderten durch Zeit und Raum, zu all den lieben Menschen, die zu ihnen gehörten, ob sie noch über die Erde gingen oder in ihr ruhten, ob sie nun „da“ waren oder „dort“ — und die Gedanken erhoben sich zu dem Lichtschein über den Gräbern. — Ruhland wanderte mit seinen Verwandten von Grab zu Grab, Namen lesend, oft verweilend und wurde an mancher Stätte von den Umstehenden wie ein Besuch emp-

fangen. Seine Eltern hatten aus dem Dorf eine Stütze des Haushalts mitgenommen, sie war jetzt schon 40 Jahre bei ihnen und den Kindern wie eine nahe Verwandte ans Herz gewachsen — Ruhland besuchte die Gräber ihrer Eltern und lernte dabei die Geschwister und ihre Familien kennen. Nicht Fremdheit und nicht Scheu, nicht Argwohn und nicht Haß, nichts von diesem Unkraut der Seelen in erregten Zeiten erschwerte oder verschattete die Begegnung. Es leuchtete das Licht nicht nur den Verstorbenen, sondern auch uns in der Finsternis. —

Als Ruhland mit den Verwandten den Kirchhof verließ und vom Weg ins nächste Dorf zurückschaute, strahlte das Licht der Gräber nicht mehr rot wie Feuer, sondern hell wie ein Kristall zu den funkelnden Sternen empor. Zu einem besseren Leben über den Gräbern nicht bloß für Stunden das Herz haben, dachte er sich: Allerseelen — Allerheiligen!

Bodo Zimmermann



Im Glatzer  
Bergland  
(Seitendorf)

# Ländliche Vision

VON AUGUST SCHOLTIS

Mein altes, zerbrechliches, geliebtes Vaterhaus ist nicht mehr. In seiner letzten Zuckung vor dem endgültigen Ende schlug das böse Rache-tier des Krieges auch nach ihm. Zerstampfte es mit seiner Laze, zerfezte es mit seinen Krallen und züngelte giftigen Brodem in die Ruinen. Die Winkel und Truhen, die Geister und Gespenster haben sich in Nichts verdampft. Die Kisten und Kasten am Dachboden rund um den Schornstein sind auch nicht mehr. Die tausend guten und schlechten Gerüche, der Duft nach Kuchen, nach Kinderwindeln und Kasendreck, nach gedörrten Zwetschgen und nach Äpfeln, nach Saatgut, Mehl und frischen Broten, nach Würsten, Schinken, Quark und Stallmist sind vergangen. Wo soll ich mich in Zukunft für den Rest des Lebens mit guten Geistern unterhalten, mit liebenswürdigen Gespenstern, mit Hunden, Käsen, Ziegen, Kühen, Enten, Gänsen und dem bunten Hühnervolk? Unsere Tauben sind auch heimatlos, und die Pfoften mit den geheimnisvoll eingeritzten, altväterlichen Notizen sind verbrannt. Die Schwalben werden nicht mehr wiederkommen, denn der Kuhstall ist eingestürzt. Unsere Käse hat sich über die ganze Welt und ihr frivoles Treiben buchstäblich zu Tode geärgert und tüchtig ausgestreckt. Unser Schornstein ist umgekippt.

Mir ist, als sei damit ganz Schlesien vom Erdboden verwischt...

Der traute Herd, um den wir versammelt saßen, Gänsefedern zupfend, lustige Geschichten erzählend, gezuckerte Mehlzapfen essend (unsere guten, schlesischen Bobaßen voll Erinnerung ans liebe alte Osterreich Maria Theresias) ist zerquetscht. Das Stübchen und die Betten, vor denen Vater und Mutter inbrünstig beteten, in denen sie eingingen zu Gott, sind zermalmt. Unsere Scheune ist verpulvert und in Rauch verwandelt. Unser Brunnen ist versiegt. Unser Birnbaum ist verdorrt, und der Starkasten ist angeschwelt. Pflug, Egge, Kastenwagen und Sense sind zerbrochen, die Kühe sind geschlachtet, das Hühnervolk zerflattert, der Hund verreckt. Niemand mehr wird auf unserem Dachboden das Saatgut und in den Kellern die Saatkartoffeln mustern.

Ich aber werde verharren neben der Erinnerung...

\*

Unsere beiden Kühe werden über die Ackerkrumen ziehen. Der alte Pflug wird seine Furchen hinterlassen. Die Eggen werden die Krumen emsig zerbröckeln, sie werden ihre Spiralen beschreiben, Kreuz und quer über die Saat. Mit umgehängtem Saattuch wird mein Vater majestätisch über die

Krumen schreien. Und mit freigebiger, königlicher Gebärde wird er seinen Ackerkrumen den köstlichen Regen der Saatkörner spenden, die aufrauschen wie wunderbarer Flügelschlag, und ins Erdreich versickern. Den Blick zum Himmel gerichtet, die Hand harmonisch gewinkelt, wird er sein heiliges Werk verrichten, und Mutter wird ihn in seinem befruchtenden Werk auflösen. Wir Kinder aber werden indessen die Zügel der beiden Kühe halten. Denn wir sind noch sehr klein und schauen den Lerchen nach, die in den Himmel steigen und darin verschwinden. Und mein letzter Bruder wird auch zugegen sein, der in seinem Grabe liegt, in weiter russischer Erde. Und die Körner werden keimen. Sie werden sprießen und wachsen, grünen und säkeln, reifen und duften.

Und sie werden uns trösten und mit neuer Hoffnung erfüllen . . .

Stein um Stein wird sich aneinanderfügen, wo jetzt Ruinen starren. Das Haus wird auch wieder wachsen, die Scheune wird sich dehnen und weiten. Der Brunnen wird fließen. Der Birnbaum wird blühen. Die Schwalben werden zwitschern, die Stare werden jubilieren. Das Kriechende und fliehende Getier des Hofes wird sich vermehren, wird gurren, surren, krähen, blöken, brüllen, meckern und grunzen. Das Leben wird sich wieder

## Die guten Gaben

Meiner Heimat gute Gaben:  
 Striezel, Streußelkuchen, Buben!  
 Schlesisch lecker, saftdurchkräuselt,  
 Butterknusprig, duftmsäuselt —  
 Ach, wie hat es uns geschmeckt,  
 Schüssel wurde ausgeleckt.  
 Mit den Wespen um die Wette  
 Naschten wir vom Kuchenbrette.  
 Unsr Lust war, zu stiebißen:  
 Klebrig alle Fingerspißen!

Kringelsorten gab es sieben,  
 Ostern, Pfingsten, nach Belieben.  
 Pfeffermänner, Anissterne  
 Schenkte uns das Christkind gerne.  
 Doch das Schönste waren Klöße  
 Von Kanonenkugelgröße  
 Aus dem erdgewürzten Mohn,  
 Sankt Silvester stets zum Lohne,  
 Der das Jahr im Saus beschloß,  
 Glühpunsch in die Gläser goß.

Alles was, den Wind zu Seiten,  
 Reifte in den Felderbreiten,  
 Was umhüpft von Hahn und Henne  
 Ward gedroschen in der Tenne,  
 Und daß nicht ein Körnlein fehle,  
 Mühle mahlte mild zum Mehle —  
 Milch, die aus den Eutern sprühte,  
 Würze, die im Garten glühte:  
 Feiertäglich durch das Jahr  
 Ward es nnsrer, ganz und gar!

Friedrich Bischoff.

entfalten, die Kirchenglocken werden läuten und die Prozession wird mit Trompeten, Bässen, Klarinetten und Pauken Gott, den Herrn, preisen.

Mein Traum wird leben und meine Erinnerung wird schwebeln . .

Und die Natur wird der Ernte entgegenstreiten. Alsdann wird meine Mutter nach der Sense greifen. Sie wird fest mit ihren Füßen auf der Erde stehen. Sie wird das Kreuzzeichen über der Brust verrichten, majestätisch in der Haltung. Und nur in den Hüften wird sich dann ihr Körper ein wenig drehen zu ausschwingenden Kreisen, die sie zeichnen wird in die ewige Natur.

So wird die Erde uns wieder segnen, und wir werden vor Dankbarkeit und Rührung weinen. Und die Früchte der ganzen Menschheit werden uns entgegentwachsen. Und alles wird wieder gut werden, wie es einstens gut war . . .

## Bergmannsballade

Es geht vom Barbaratage  
In meiner Heimat eine alte Sage;  
Man schneidet Reiser vom Kirschbaum,  
Die stehn zur Weihnacht im Blüentraum.

Ein Bergmann lebte einst vor Jahren,  
Der ist am Barbaratage eingefahren.  
Er fuhr gewiß zur Arbeit nicht,  
Denn Bergleut halten Feiersicht  
An diesem Feste im schwarzen Revier.  
Ihn litt es nicht bei Lanz und Bier,  
Er dachte an der Heiligen Altar,  
Der drunten aufgeschlagen war,  
Schmucklos, von Grubenlampen umstellt,  
Für ihn der schönste Altar der Welt.

Und als er zu der Grube schritt,  
Da dachte er: was nehm ich mit?

Es stand ein Baum am Rand der Nacht,  
Der glomm soeben in der hellen Pracht,  
Der Hochofenflammen und Hüttenfeuer  
Und reckte sich prall voll neuer  
Und drängender Knospen im Gegenlicht.

Da strahlte des armen Kumpels Gesicht.  
Er nahm einige Zweige mit in den Schacht,  
Die er dem Bilde der Schussfrau gebracht.

Und Wochen vergingen. Ein Unglück geschah.  
Die Mütter, Kinder, Bräute von fern und nah,  
Sie kamen weinend zum Zechenhaus.  
Die halbe Belegschaft stand ans.  
Sie hörten: einstürzende Stollen haben  
Die Männer der Arbeit jählings begraben.

Da gehen auf einmal, welches Frohlocken,  
Die Förderseile, es jubeln die Glocken  
Als wäre die Weihnacht schon da,  
Zwanzig Tage nach Barbara.

Und sie wanßen herauf, Mann für Mann,  
Und jener Bergmann führt sie an;  
Er führte sie ans des Wirtzals Not,  
Er entriß sie dem schwarzen Tod,  
Dem steinernen Sarkophag  
Des Lebens unter Tage.

Als niemand in den krachenden Stollen  
Mehr wußte, wohin sie sich wenden sollen,  
Da rief er mit herzerreißendem Schrei:  
Hierher, Kameraden, der Weg ist hier frei!  
Und hielt einen blühenden Kirschzweig im Schacht,  
Ganz außer sich, hat geweint und gelacht.

Das Zweiglein leuchtete ihnen entlang  
Dem zum offenen Schachte rettenden Gang  
Und gab sie dem Lichte wieder zurück.

Das war ihr kleines, unfaßbares Kumpelglück.

Und immer am Barbaratage  
Gedenkt man daheim der alten Sage:  
Man schneidet Reiser vom Kirschbaum.  
Die stehen zur Weihnacht im Blütenraum.

Alfons Sandbik.

# Eine kostbare Mitgift der Heimat

VON FRIEDRICH STUMPE

Unter den 585 deutschen Sagen, welche die Brüder Grimm 1816 und 1818 in zwei schönen Bänden zusammengestellt hatten, ist unsere schlesische Heimatlandschaft nur mit wenigen und — wie es mir scheint — recht unbedeutenden Sagen vertreten. Am bekanntesten sind der Glockenguß zu Breslau und die Männer im Zottenberge (Zobten), weniger bekannt und noch weniger bedeutend sind: die Heidenjungfrau zu Glas, der Schweidnitzer Ratsherr, der Nachtjäger und die Rüttelweiber aus dem Riesengebirge und Wechsellind mit Anten gestrichen, das nahe Breslau „landkündig“ war.

Wie viele und schöne Sagen und Volkserzählungen sind seitdem erzählt und erlauscht, niedergeschrieben und gedruckt worden! Allein, wenn wir an Rübezahl denken, dessen Schalkheit durch Jahrhunderte deutsche Menschen aufhören ließ, seit Praetorius und Musäus die Schalkgeschichten niedergeschrieben haben. Und nicht weniger gibt es im Gebirge, die dem Rübezahl doch irgendwie begegnet sind und denen ein leichter Schauer über den Rücken geht, wenn sie im Brausen des Herbstwindes nächtlich durch die Wälder bergwärts steigen!

Fast ebenso zahlreich sind die Begegnungen der Bergleute unter Tage mit dem Berggeist, im Waldenburger Bergbaugebiet wie im ober-schlesischen Bergrevier, und das Zusammentreffen der Waldbewohner mit dem wilden Jäger wie mit anderen Waldgeistern. Jede schlesische Stadt hat ihre eigenen, mit der Stadtgeschichte eng verwobenen Stadtsagen, Gleiwitz wird von den tapferen Frauen errettet, denen die Himmelsmutter erscheint, in Ziegenhals ist es ein wackerer Schneider, der die Hussiten überlistet, vor Neisse schlagen die Fleischer das mordwütige Hussitenheer in die Flucht, und Rosenberg wird durch drei gewigte Kerle aus Kriegsnot errettet. Mancherorts schläft das Heer der Hl. Hedwig. Teufelskanzeln und Herentanzplätze zeugen vom Treiben des Bösen, und Teufelssteine zeugen von seiner Lücke und der Hähne rechtzeitigen Schrei. Heiden- und Schwedenschanzen, die Löcher der Schatzgräber geben Stoff zum Fabulieren.

Lieber Leser, du wirst sagen: Da weiß ich noch viel mehr. Ja, siehst du, das wußte ich nämlich schon. Daß die alten schönen Geschichten unserer Heimat wieder in dir wach werden und dir eine besinnliche Stunde bringen und deinen Lieben auch, deshalb habe ich die wenigen Zeilen geschrieben. Sagen aber sollten ja — wie Märchen — nicht gelesen, sondern erzählt werden.

Nun, da wir in der Ferne sind, blieb uns die Heimat nahe in ihren Sagen und Geschichten. Die Brüder Grimm meinen sogar in ihrem Vorwort zur Sagensammlung:

„Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet... Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichten...“

So wollen wir auch auf dieses guten Engels Stimme hören und uns von ihm immer wieder führen lassen zu den Schätzen, die unser waren und bleiben sollen.

## Das Landstreicherlein

VON VICTOR KALUZA

Zugegeben, der Herr Landrat war eine wichtigere Person als ein gewisser August, der nicht einmal einen Zunamen besaß — von einem festen Wohnsitz nicht zu reden — und auf seine Art den Kreis bereifte. Aber wer von den beiden der beliebtere war, das stand außer jedem Zweifel.

Gustl! Schon darin drückte sich die Zuneigung aus, die der Schelm bei Groß und Klein genoß. Wenn er — ob Sommers oder Winters — die Hände in den Taschen seines schabigen Havelocks vergraben, auf der Dorfstraße auftauchte, als hätte ihn der Wind von irgendwo hergeweht, war im Nu ein Schwarm Kinder um ihn her. Sing, Gustl, sing! bestürmten sie ihn. Und das Landstreicherlein blinzelte sie mit seinen Schweinsäuglein an, zierte sich wie eine Primadonna, um sich schließlich in den Watschelgang einer Ente zu setzen und anzustimmen: „Alle Vögel sind schon da...“

Gustl hatte bloß das eine Lied in seinem Repertoire, und von diesem beherrschte er auch nur die erste Strophe, aber gerade darin lag der Reiz seiner gesanglichen Leistung.

Gustl ging von Haus zu Haus, aber Gustl bettelte nicht. Saß er vielleicht mit dem Hüte in der Hand an den Straßenecken? Oder stand er, Vaterunser leierend, vor den Lüren an? Nein, das hatte er nicht notwendig. Er klopfte an, trat ein und steckte die Beine unter den Tisch, als ob er zur Familie gehörte, und überall bekam er sein Deputat, ohne daß jemand eine Gegenleistung von ihm verlangte. Die Frommen sahen in ihm so etwas wie einen wandelnden Klingelbeutel oder gar den heiligen Antonius persönlich. Jeder hielt es für verdienstlich, ihm ein Scherflein zu geben. Alle mochten ihn, und selbst der Bendarms, der ein Andersgläubiger war und eigentlich solchem Treiben steuern sollte, zahlte Gustl ein Bier, wenn er ihm in der Schenke begegnete.

Aber er vergab sich damit nichts, der Herr Gendarm, denn Gustl war nicht einer von denen, die da scheinheilig ihr Sprüchlein murmeln und nur auf Gelegenheit passen, um lauge Finger machen zu können. Gott bewahre, so einer war er nicht. Im Gegentheil, er nahm es mit dem siebenten Gebot schier zu genau. Fand er auf dem Heuboden, wo er übernachtete, ein verlegtes Ei, so soff er es nicht etwa aus, was ein anderer an seiner Stelle prompt getan hätte, sondern er lieferte es der Bäuerin ab, worauf diese, gerührt von soviel Ehrlichkeit, natürlich nicht anders konnte, als das Ei dem Finder zu schenken und die gute Tat sich also selbst belohnte.

Genau so peinlich wie mit der Ehrlichkeit hielt es Gustl mit der Einhaltung seiner Reiseroute. „Ich muß es mir einteilen!“ pflegte er zu sagen, und mehr als einmal im Monat sprach er nicht vor. Als man ihn einlud, öfter zu kommen, lehnte er es ganz entschieden ab. Das ginge nicht, meinte er, man würde ihn anderweitig vermissen. Niemand aber glaube, daß für Gustl die Welt hinter Vorwerk Naplaffen zu Ende gewesen sei. Er kannte von der östlichen Halbkugel mehr als mancher, der in der Schule Geographie gut gehabt hatte und über den Schatten des heimatischen Kirchturmes nicht hinausgekommen war. In seinen jüngeren Jahren hat Gustl ganz Preußen und Neußen am Stab durchgemessen. Er hat den Bober mit dem Queis gesehen, die Neisse und die Pleiße. Und ist wie Blücher bei Caub über den Rhein marschiert — bonkschur madame — ins Französische hinein. Du glaubst es nicht? Karte her? Er wird es dir mit dem Finger zeigen, wo Straßburg liegt, die wunderschöne Stadt. Und wenn er nicht dort gewesen wäre, woher wüßte er es denn, daß die Franzosen alle rote Hosen tragen und der Wein Diewenk heißt und das Brot Diepenk, he?

Aber auch aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung hat sich Gustl den Wind um die Nase wehen lassen. Weißt du, wo Bomst liegt oder Krotoschin, und verstehst du etwas von Politik? In dieser Gegend nämlich hat er kehrt gemacht, weil er deutsch gesinnt ist, wie er sagte, und der schönste Ort Europas sowieso Vorwerk Naplaffen sei. Warum also in die Ferne schweifen und darüber die heimischen Ablässe versäumen? Diese Ablassfeste mit ihrem Bündplättchengeknall und Kindertrompetengequäk — — —! Wir wurden des unstrigen nicht recht froh. Es fiel auf einen Dezembersonntag, und bei dem herrschenden Schlackerwetter holten sich die Pfefferküchler und Devotionalienhändler allesamt den Schimpfen. Das war schlimm, schlimmer jedoch war, daß die Pfarrwirtin das Speisezimmer nicht warm kriegen konnte, weil der Wind so garstig in den Schornstein blies. Nur durch verstärktes Einheizen ihrerseits brachten es die Gäste zu einer erträglichen Temperatur. Alle Jahre wiederholte sich der Arger, und er würde sich wiederholt haben bis ans Ende der Zeit, wäre nicht eines Tages unser Landstreicherklein mit seiner Reform des Festkalenders gekommen.

„Es geht nicht um meine kalten Füße, aber um die Ihrigen, Hochwürden“, sagte Gustl zum Herrn Pfarrer, als er ihm seinen Vorschlag unterbreitete, „wie wärs, wenn wir den Ablass auf Peter und Paul verlegten. Den Tag hab ich noch frei!“

Hochwürden wollte sich ausschütten vor Lachen, aber das Weizenkorn fiel auf guten Boden. Du hast nicht unrecht, Schelm! dachte Hochwürden. Eine Rücksprache mit der Wirtin ergab, daß kein Hindernis entgegenstand. „Zu Peter und Paul sind die Backhendl schon reif!“ sagte sie, und damit war jedes Bedenken zerstreut. Der Ablass wurde verlegt.

Ich weiß nicht, ob Hochwürden bei seiner Eintragung in die Kirchenchronik Gustls Verdienst um die Verbesserung unseres Festkalenders gebührend gewürdigt hat. Wenn ich es dazu hätte und hätte im Kirchenvorstand was zu vermelden, ich würde Gustl in Lebensgröße in Holz hauen lassen und ihn neben das Kirchenportal stellen auf den Platz des Nepomuk, der sowieso schon die Würmer hat. Und auf der Statue brauchte kein Sprüchel zu stehen, kein Name, nichts, denn die Einheimischen wüßten, um wen sich handelt, und ginge ein Fremder vorüber und fragte, so würde ihm jedes Kind antworten: „Was, den kennst du nicht? Das ist doch unser Landstreicherlein!“ Aber Gott sei's geklagt, ich habe es nicht dazu, und in den Kirchenvorstand werde ichs wohl kaum bringen, und so muß sich Gustl mit dem bescheidenen Denkmal begnügen, das ich ihm hier in meinem Bericht setze, ich, Schreiber dieses, heute selber ein Landstreicherlein.

Und damit Gott befohlen, lieber Leser.

Morgenschauer, still Erwarten!  
Hören wir doch Stimmen gehn,  
Wie aus einem fernen Garten  
Heimatsgruß herüberwehn -  
Warum sollten wir verzagen?  
Aus der Fremde wüßt und sehn,  
Wo wir irrend hier verschlagen,  
Führe heim uns, Morgenstern!

J. von Eichendorff



Heidebrünnel im Altwatergebirge.

## Die Schlesier unter den Sudetendeutschen

Mit ihren 1,500.000 Seelen stellten die Schlesier den zahlenmäßig stärksten Anteil unter den Sudetendeutschen. Ihr Siedlungsbereich reichte vom Isergebirge über das Riesengebirge, das Altwatergebirge bis in das Kohlengebiet von Mähr.-Ostau und die Beskiden. Klingend von hellen Lauten ist die Sprache der Gebirgsschlesier, hart die Sprache des Menschen Schlages, der sich in unmittelbarer Nähe der slawischen Völker des Ostens behaupten mußte. Ein starker Zug zur Innerlichkeit zeichnet den Schlesier aus. Auf dem Stiehlbrett eines Hauses im Schönhengst lesen wir diesen Spruch: „Auf Erden bauen wir Häuser fest / Wo wir da sein fremde Gäst / Wo wir werden ewig sein / da bauen wir uns gar wenig ein!“ . . . Eichendorff hatte im Ruhländchen Sudetenschlesiens seinen Lieblingsaufenthalt. Reich an Brauchtum sind die Landschaften des Schönhengst und des Ruhländchens. Not und Armut des Weber- und Glasmacher-Daseins, des Gebirgsbauern und des Industriearbeiters haben einen überreichen Schatz an Kräften des Gemütes geschaffen.

Franz Lorenz.

# Der Kurpfuscher

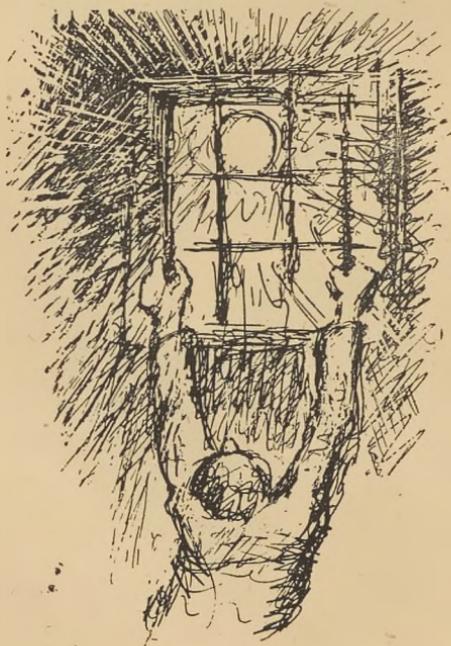
„Im Namen seiner Majestät des Kaisers verurteile ich den Angeklagten Vinzenz Prießnitz, Grundbesitzer in Dorf Gräfenberg im österreichischen Schlesien, wegen Kurpfuscherei zu drei Tagen strengen Arrestes.“

Die feierlichen, die staubige Gerichtsstube durchtönenden Worte und das grinsende Gesicht des Wundarztes Severin Pompe hatten den Verurteilten in seine Zelle begleitet. Immer und immer wieder widerhallten sie von den grauen Wänden, und das schadenfrohe dicke Antlitz glözte durch das hohe, unerreichbare Gitterfenster. Im Dämmern verschwand es, die Stimme schwieg. Der erste Stern schimmerte, eine Drossel sang, ein machtloser, wehmütiger Helfer.

Vinzenz Prießnitz tastete sich an der Wand hoch, zog sich an den Eisenstäbchen aufwärts, sog die Luft des herrlichen Frühlingsabends in seine Brust, bis die Hände ihn schmerzten, der Abendstern höhnische Kreise zog, immer schneller, schneller. Mit einem Wehlaut sank er zurück ins Dunkel, warf sich auf seine Pritsche und schluchzte in den zerfetzten Strohsack hinein.

In seinen ersten Schlaf rasselte noch der Schlüsselbund des Arrestantenwärters, knarrte die Zellentüre. Die Moderluft legte sich ihm wie ein Alp auf die Lunge. Aber dann strich der Abendwind durch das enge Fenster, der von den Wäldern des Gräfenberges kam. Eine dunkle Strichwolke hatte Mond und Sterne verhüllt, ein leichter kurzer Regenschauer sandte seine Tropfen durch das Fenster. Sie neigten dem Schlafenden Stirn und Hand. Wohligh empfand er die Feuchte des geliebten Wassers, das seinen Atem von der drückenden Dumpsheit befreite. Der leise Tropfenhall drang in seinen Traum, ward ein feines Quellenrieseln. Seine Quelle wars. Dicht von Lannen umstanden, flüsterte sie. Geheimnis um Geheimnis hatte sie ihm vertraut. Leise, leise rieselte sie, fein und verborgen, sponn aus aufsteigenden Wassernebeln ein Netz in seinen Traum. Vinzenz Prießnitz war mit einmal ein Junge, dem der erste Flaum sproßt und auf dessen Stirne noch nicht die Falte nistete, die auch der Schlummer nicht ganz zu glätten vermochte. Er lag im Schatten der hohen Bäume, hörte das Rieseln der Quelle, Knacken im Buschwerk, ein klagender Laut, ein weidwundes Reh. Es bettet sich unter die Quelle, läßt das Wasser auf seine schmerzende Wunde rinnen. Das Klagen verstummt, ruhiger atmet das Tier. Es erhebt sich, steht aufrecht, ein paar feste Schritte, rasch verschwindet es im Baumdunkel.

Und die Quelle flüstert weiter, lacht leise, sich ihrer Heilkraft freuend, flüstert Geheimnis um Geheimnis, das der junge Prießnitz mit einmal zu deuten weiß. Und dann hinkt der alte Karo heulend auf ihn zu mit gebrochener Pfote; der Genesene springt an Prießnitz auf, leckt ihm Hand und Gesicht, denn er weiß, wer sein Retter ist. Und dann kommen sie alle, die er mit der Kraft des Wassers geheilt, die alte Babette Brosig humpelt auf Krücken, und ein paar Wochen später geht sie wie eine Junge. Der Baron Jedliß gibt seinem Rollstuhl einen Fußtritt, daß er den ganzen Gräfenberg herabkugelt, und lacht, lacht. Der Förster Hackenberg erzählt jedem, der's hören will, daß er Sacknoten an den Fingern gehabt hat, so groß, daß er das Gewehr nicht mehr spannen konnte. Und heute trifft er den Geier im Flug. Und endlich der Fremde, der gar von Wien her kam, gelähmt an Händen und Füßen, und der zum Schlusse zweimal täglich den Gräfenberg hinab und hinauf ging. Sie alle umkreisen Vinzenz Prießnitz und schlingen einen Tanz im Takt der flüsternden, rauschenden, lachenden Quelle. Nur einer steht abseits, der Holzhauer, der sich die Hacke ins Knie geschlagen hat. Vor drei Tagen erst, der liegt jetzt allein oben in Prießnitz's Haus, ganz allein, keiner weiß sich Rat um ihn, das Fieber steigt, steigt, verbrennt ihn, frist ihn auf, die Quelle lacht nicht mehr, sie weint, schreit



um Hilfe, Prießniß will auffspringen, aber er kann sich nicht rühren, der Wundarzt Severin Pompe hält ihm die Hände fest, beugt sich über ihn, sein breites, grinsendes Gesicht legt sich auf Prießniß's Brust, daß er nicht schreien kann, er würgt ihm den Hals, liebe, liebe Quelle hilf! Ein kalter Strahl zischt auf Pompes Finger, daß er freilassen muß . . . Hilfe, Hilfe!

Prießniß sitzt aufrecht auf seiner harten Lagerstatt. Der Regen ist ver-  
siegelt, der Himmel rein. Breit scheint der Mond durchs Gitterfenster. Halb schlummernd noch starrt Vinzenz Prießniß in das fahle Licht. Der Mond grinst so wie der Wundarzt Severin Pompe, als der Richter das Urteil verkündete: „Im Namen seiner Majestät des Kaisers verurteile ich den Vinzenz Prießniß wegen Kurpfuscherei . . .“ Prießniß schaut in der engen Zelle rundum, sein Blick stößt sich an den harten, grauen Wänden, starrt wieder durchs Fenster in den Mond. Er grinst nicht mehr. Nein, er verzieht jammervoll das todblasse Gesicht, so, wie der Holzfäller, der sich die Hacke ins Knie geschlagen hat und der nun droben liegt, allein, ohne Hilfe. Das Fieber steigt, steigt, verbrennt, verzehrt ihn, er ruft nach dem Retter, die Quelle klagt, schreit nach Hilfe, und er, er sitzt hier machtlos in der engen Zelle, aus der es keinen Ausweg gibt. Vinzenz Prießniß jagt vom Lager auf, springt am Fenster hoch, preßt die Eisenstäbe in die Hände. Schlägt an die Tür der Zelle, schreit wie ein Tier seinen Jammer an die engen Wände, niemand hört ihn. Tieffill ist's. Nur der grausame Nachtwind weht das Rauschen seines Waldes herüber. Und Vinzenz Prießniß schreit, bis er keinen Laut mehr hervorbringt, bis er betäubt niedersinkt in einen dumpfen, traumlosen Schlaf. —

Die strenge Gerechtigkeit kennt kein Erbarmen. Der Gerichtsdienere zieht die Augenbrauen hoch, schüttelt den Kopf und macht zum Schluß einen blöden Witz: „Dos kommt olls von' Wasser; hätten Se sich on a Schnaps gehalten wie ich, wär Jhn' dos olls nie passiert.“

Der Herr Richter, den das untergeordnete Organ endlich herbeiholt, redet dem Inculpanten ins Gewissen und fordert ihn zum letzten Male auf, von seinem frevelhaften Lebenswandel abzulassen. Der Wundarzt Severin Pompe grinst wirklich einmal mit breitem Gesicht rasch durch das Zellenfenster. Aber all dies weht an Prießniß vorüber. Er sieht nichts als das schmerzverzerrte todblasse Gesicht eines Sterbenden, den er retten könnte und nicht retten darf, weil, weil . . . hier verwirrt sich sein Denken. Die Sonne schlägt kreisende Feuerräder, die Sterne tanzen einen Höllenreigen, der Mond jammert wie ein todwunder Mensch, grinst dann wiederum wie der Wundarzt Severin Pompe und singt ein Spottlied nach der Melodie des unbarmherzig rauschenden Windes, der vom Walde des Gräfenberges her durch das Gitterfenster in die dumpfe Zelle streicht. — — —

Vinzenz Priesniß tritt aus dem Gerichtsgebäude in das blaue Dämmern, das durch die Gassen der kleinen Stadt fließt. Mit der vollen feuchten Abendluft trinkt er die Seligkeit der Freiheit. Wie lange hat er sie nicht geatmet, wie lange hat er die nun glashart an den grünen Abendhimmel gegrenzten Berge nicht mehr gesehen? Er weiß es nicht mehr; Jahre, Jahre. Er eilt an den Häusern vorüber, sein Schritt hallt vom Buckelpflaster, die Lente weichen vor ihm zurück. Er merkt es nicht in seinem Glück. Dann steht er auf freiem Felde, allein, kein Mensch ringsum, er breitet die Arme, als wollte er das ganze Land ans Herz drücken. Wandersehnsucht ergreift ihn. Die Glieder sind steif geworden in der dumpfen Enge. Wie wohl tut es, sie zu rühren, das kreisende Blut zu fühlen, das über ihm im Jubel zusammenschlägt, daß er die wohlige Betäubung fühlt wie einen kraftvollen Rausch. Weiter, weiter! Vinzenz Priesniß wandert feldein. Der hohe Kamm des Hochschar und Köpernik liegt schon im Dunkel. Über dem Altvater gleitet der Mond auf. Er grinst ihm entgegen wie der Wundarzt Severin Pompe. Vinzenz Priesniß lacht. Was ging ihn der an! Er war frei, frei, konnte gehen, wohin er wollte. Sein Fuß stampfte auf den harten Weg, daß eine Fledermaus erschreckt aufflog, sein Haupt umgaukelte, huschend im Dunkel verschwand. Höher stieg der blasse Mond. Hielt Priesniß's Blicke fest. Aber er lacht nicht mehr. Nein. Sein Grinsen gerann langsam zu einer wehen Miene. Bleicher ward das volle Gesicht. Tiefere Furchen des Schmerzes gruben sich darein. Mit einem Ruck hielt Priesniß still. Der Mond erinnerte ihn, an wen denn nur, an wen denn! Solche Jammerfurchen trug ... Herrgott das Gesicht des armen Holzfällers, der sich die Hacke ins Knie geschlagen hatte und der nun ... Ein Beben schüttelte Priesniß, daß er sich an einen Baum klammern mußte. Vom Gräfenberg schimmerte ein Licht. Es zuckte angstvoll, mængte seinen Schein in den aufsteigenden Bergnebel, ward ein winkender Arm. Herrgott, Herrgott, der lag oben, alles von Priesniß erhoffend, während er ... Warum hatten ihn die Hunde eingesperrt!

Ehrlich sein ... Das war's nicht allein. Jetzt, jetzt, wenn es sich vielleicht um Minuten handelte, dann trug er die Schuld. Er hatte ihn vergessen in der kindischen, selbstischen Freude der wiedergewonnenen Freiheit. Diese kleine Prüfung, die Gott ihm aufgegeben, hatte er nicht bestanden, und er wollte der Menschheit helfen!

Der Nebel sank vom Berg nieder, ließ den Gipfel frei. Unter kalten Sternen stand das Licht. Leuchtete dumpf, glänzte heller auf. War es ein Totenlicht? Einen Augenblick. Stille plötzlicher Schwäche. Dann stürmte Priesniß den Berg hinauf, ohne Weg, reißt sich die Stirne blutig an Ästen, stolpert über Wurzeln, schlägt sich an spitzen Steinen, zwingt sich

auf, weiter, weiter! Bis endlich die ersten Häuser des mond hellen Bergdorfes vor ihm aufglänzen. Er bleibt keuchend stehen. Ein alter Baner tritt zum Brunnen, hantiert mit dem Eimer.

„Weißt de nie“, stößt Priesnitz hervor, „wie giehts Holzhackertonesen, der sich neulich die Hacke ei's Bän geschlohn hot?“

Der alte Bauer will antworten, sieht Priesnitz ins Gesicht, dreht sich um, tritt wortlos ins Haus zurück. Priesnitz schüttelt den Kopf, aber schon treibt es ihn weiter. Vor seinem Hause schnürt ihm die Angst die Kehle. Er schüttelt sie ab, tritt in die Stube, das Bett, darin der Kranke gelegen, ist leer. Priesnitz rennt in den Hof, ruft nach den Leuten, es bleibt still. Endlich kriecht die halbwüchsigc Kuhdirn aus dem Stall heraus. Und dann erfährt er's. Das Gesinde ist auf und davon. Sie weiß nicht warum oder wills nicht sagen. Und der Kranke? Den hat sein Weib geholt am selben Tag noch, als sie den Herrn nach der Stadt geführt hatten, damals die vom Gericht. Priesnitz kehrt um, jagt weiter, die Leute auf der Straße weichen ihm aus; wenn er sie fragt, drehen sie ihm den Rücken.

Das Haus des Holzfällers ist dunkel. Priesnitz reißt die Thür auf. Mondlicht schwimmt durch die dumpfe Stube, liegt auf dem blassen Gesicht des Kranken. Das Weib hockt in der Ecke, betet den Rosenkranz. Priesnitz stürzt auf den Holzfäller zu. Das Weib springt auf, drängt sich zwischen ihn und den Mann.

„Nie onriehren!“ schreit sie.

Priesnitz prallt zurück. Langsam hebt der Kranke den Kopf, läßt ihn wieder sinken. Priesnitz will die Frau beiseite drängen, da kreischt sie los:

„Nie onriehren! Loß't'n ei Ruhe! Ei mei Haus kemmt kärer, der de gefessen hot!“

Wieder drängt Priesnitz vorwärts.

„Loß mich zu'n! S'ies heechste Zeit! Er stirbt sonst!“

„Er stirbt, wenn Du 'n onriehrst! Ja, Dich hot der Herrgott gestroft! Du bringst Unglück! Du, Du, gefessen hoste! Mit uns hoste nisch zu schoffen! Wir sein ehrliche Leit! Naus, naus!“

„Der Moan stirbt!“

„Dann soll er allene sterben! Ich loß'n nie onriehren vo an Gauner!“

Priesnitz starrte sie an aus weitaufgerissenen Augen, taumelte zurück.

Die Stube füllte sich mit Menschen, sie schreien auf ihn ein, drängen ihn hinaus.

Er steht auf der Straße. Der Mond grinßt höhnisch, wie der Wundarzt Severin Pompe. Priesnitz schlägt die Hände vor die Augen und läuft in

jagender Hast, bis der dunkle Wald ihn aufnimmt. Dann wirft er sich nieder, und alles Denken versiegt.

Ein Rauschen weckt ihn auf. Ein Rauschen, das ihm wundersam wohlthut. Er lauscht ihm, bettet alle seine Ruhelosigkeit in den steten Lauf. Er hebt das Gesicht vom Boden an, er schlürft das wohlige Geräusch. Langsam geht er näher, dem Laut entgegen, der stärker und befreiender vor ihm aufsteht, ihn umfängt. Helle Erinnerungen bringt es, die stärksten, schönsten Stunden seines Lebens hat dieses Rauschen begleitet. Nun ist es ganz nah, ganz nah. Kühle überrieselt seine Hände, ein jubelnder Aufschrei, seine Quelle ist es, seine gute Quelle. Und Vinzenz Prießnitz verwühlt den heißen Kopf in das rinneude Wasser, schlürft es in die verdorrte Kehle. Und fühlt wie mit einmal eine neue Kraft durch seine Glieder strömt. Ruhiger pocht sein Herz, die Hände zittern nicht mehr. Er erhebt sich langsam und geht mit sicherem Schritte den Weg zurück, den er gekommen ist.

Das Haus des Holzfällers liegt dunkel wie vordem. Die Frau kniet in der Ecke, betet den Rosenkranz, die Holzperlen gleiten durch die knöchigen Finger. Es ist unheimlich zu hören in der tiefen Stille. Wieder springt sie auf, will sich Prießnitz entgegenstellen. Das volle Mondlicht ruht auf seiner Gestalt. Er spricht kein Wort, sieht ihr ruhig entgegen. Da weicht sie zurück, duckt sich in eine Ecke und starrt nach ihm, wagt sich nicht zu regen.

Der Kranke stöhnt auf unter der Berührung. Wilde Fieberschauer werfen ihn. Er lallt, kreischt, schreit, daß die Frau das Bild des Gekreuzigten umklammert in wortlosem Entsetzen. Aber dann läßt sie ab davon und tut alles, was ihr Prießnitz befiehlt. Bringt Behälter, Tücher. Und immer wieder füllt sie Schaff und Krug mit dem heilenden Wasser.

Mitternacht kommt, kriecht unter Wolken, ein Schatten weht gegen das Haus heran, umschleicht es lauernd, zwei-, dreimal. Dann drückt er lautlos den Lürriegel nieder, huscht die Wände lang, steht zu Häupten des Kranken, hascht nach ihm.

Und Vinzenz Prießnitz ringt mit ihm, läßt all seine Kraft gegen ihn ausstrahlen. Im wildesten Fieber wirft sich der Kranke. Aus irrsinnig aufgerissenen Augen starrt die Frau.

Draußen streicht ein leiser Wind auf, aus rätselhaften Fernen kommend. Die starren Wolken beginnen über den Himmel zu gleiten, langsam, langsam. Senken sich über die Höhen des Gebirges, versinken. Der erste silberne Dämmerton rieselt über den Himmel, erstarrt, ein glasiges Grün, klarer schneiden die Berge ihre Linien darein. Das silberne Licht erfüllt auch die dunkle Stube. Noch einmal bäumt der Kranke sich auf, der Schatten

nach ihm, Priesnitz umschlingt den Stöhnenden, preßt ihn an sich, läßt alle Stärke seines Lebens an ihn überströmen. Dann liegt der Verwundete still, atmet ruhig wie der feine sanfte Morgentwind. Es ist ganz hell in der Stube. Priesnitz tritt ans Fenster.

Aus dem ruhenden Wald trägt der Wind vertwehtes Quellenrauschen. Keinem ist es vernehmbar, nur dem Starken, Einsamen. Nur er weiß, daß es die Stimme Gottes ist.

Robert Hohlbaum.

## Schlesische Heimat

**A**llnächtig in schmerzenden Träumen  
Umschwebt uns, Heimat, Dein Bild:  
Tiefblaue Berge säumen  
Ein weites Fruchtgefeld:  
Grüngoldene Wälder breiten  
Die Schattenwipfel aus,  
Und müde Schiffe gleiten  
Im stillen Strom nach Haus.

Verlassene Feuer glimmen  
Und atmen herben Duft,  
Und Silberfäden schwimmen  
Wie Schleier in kühler Luft.  
Bald naht im dunklen Gewande  
Ein märchentiefer Traum  
Und trägt die schlummernden Lande  
Weit außer Zeit und Raum.

Durch Almen dämmert und Linden  
Der Dächer moosiger Glanz;  
Weidlaub und Efeu winden  
Um die Pforten freundlichen Kranz.  
Urväterglocken klingen,  
Als riefte Gott, seldein,  
Und Kinderkehlen singen  
Ein keusches Ave drein.

So schlummere, Heimat, Du schöne,  
Von kümmernder Sehnsucht beweint!  
Das Leid der verlorenen Söhne,  
Es betet, dem Deinen vereint,  
Zu Ihm, der die schwingende Wage  
In ewigen Händen hält:  
Er weiß den Tag der Tage,  
Da Recht wird der irrenden Welt.

Dann, Heimat, wirst Du erwachen  
In lauer Lüfte Wehn.  
Ein Danken wird fromm, ein Lachen  
Frei über die Lande gehn.  
Schuldlos Enterbte werden  
Die echten Kinder Dein,  
Und Frühling wird auf Erden  
Und Friede - Friede sein.

Herbst 1948

Benno Mehlert

## Schläsche Frassante

VON HERMANN BAUCH

Met.: „O wie lieblich ist's im Kreis“.

Warde kimmt eis schläsche Land, Roan sich grattelieren, Weil a hie als lieber Gost, Gudes viel wird spieren, Fein fer Gusche, Maul und Mund — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß, ei der Schläsing!	Echta „Schläsche Kaviar“ <sup>5)</sup> Krigt ihr gleich derhinger. Rutscht der erschte Bissa bluß Euch ein Hols aninger, Fühlt sich jeder glücklich schimt — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!
--	--

Freilich, woas de Heemte schofft, Gude, kräft'ge Bissa, Schläsche „Spezialität“ Wardt ihr assa müssa, Doß ihr euch recht frän gekunnt — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!	Ganz zulezt a „Kümmelquorg“, <sup>6)</sup> Su a rechter aler, Und derzu a'n Brasler Kurn, Su a rechter kaler, Doas kuriert a Maga bunt — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!
---	--

Unse „Schläschsches Himmelreich“ <sup>1)</sup> Müßt zuerscht ihr kriega. Do wardt ihr a'n Stunde lang Nich meh ufhiern miega, Bis de Wefte stromm und rund — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!	Guda Koffee ubadruß Gibt's mit „Sträselkucha“. „Pauerbissa“ <sup>7)</sup> ganz zulezt Müßt ihr ooch versucha. Doas gibt richt'ge Magenfrunt — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!
--	---

„Schläschsches Eisbeen“ lußt euch druf Eure Zunge kizeln. Doas hooft Krost und ihs vul Gost; Drim wird kener pizeln: <sup>2)</sup> Riez und raach, doas Been verschwund Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!	Wenn ihr oll's gegessa hott, Do lußt's euch nich kümmern, Wenn zuguderlezte euch Stork der Leib tät kimmern. Slink' wird's gutt, wärsch noch su bunt — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!
---	--

Noochtern do gibt's „Jauersche“, <sup>3)</sup> Frisch vom lezta Schlachta. Gen'ge Poar aus „Schömberg“ <sup>4)</sup> ooch Sein nich zu verachta. Sulche Woare, die lät Grund — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!	Mit „Zuchhanlasof“ <sup>8)</sup> verdaut Leicht ihr olle Sacha. Drim wardt ihr derheeme soan Und derbeine lacha: „Woas her oafa, woar kee Schund — Denn woas gutt ihs und gesund, Hooft's bluß ei der Schläsing!
--	--

1) Backobst, Rauchfleisch und Klöße.

2) Kleine Stüchgen schneiden.

3) Bratwurst aus Jauer.

4) Schömberger Würstgen, wie die Jauersche berühmt und vielbegehrt.

5) Weißkäse mit Zwiebel oder Schnittlauch.

6) Flacher, runder Ruhkäse.

7) In Bissen geteilte Pfefferkuchensladen.

8) Wacholbersaft, beim schlesischen Volke beliebtes Arzneimittel.

# SCHLESISIEN heute

Eine Schlesienerin, die erst vor wenigen Wochen die Heimat verließ, berichtet folgendes:

## Zerschlagenes Breslau

Ein Klang von Poesie liegt für jeden Schlesier im Wort Breslau: Man hört die Oder rauschen, in den Parks die alten Bäume flüstern, man sieht die vielen Türme das Häusermeer überragen, und man hört die Glocken läuten.

Und heute?

Fast 80 v. H. der Stadt sind bei der Belagerung in Trümmer und Asche gesunken. Rauchgeschwärze stehen die Ruinen da, leere Fensterhöhlen grinsen uns straßenweit an und die Schutthaufen stehen hoch auf dem Pflaster, in dem noch die Granatlöcher gähnen. Der Süden ist von der Eisenbahn an, die hinter der Gartenstraße an der Markthalle und dem Schauspielhaus vorbeirast, ein einziges Trümmerfeld. Totenstill liegt die Prachtstraße Breslaus, die Kaiser-Wilhelm-Straße, da, denn schon ein paar Häuser vor der Unterführung, gleich hinter der Gartenstraße, beginnen die Ruinen, und die Trambahn, die hindurchfährt, braucht erst am Friedeberg zu halten, denn erst hinter dem Friedeberg beginnen die ersten bewohnbaren Häuser. Soust stehen die ganze weite Strecke entlang nur ausgebrannte Trümmer und keine einzige menschliche Wohnstätte darin. Gespensterhaft ist es, wenn die Sonne diese Vernichtung bescheint, aber wenn der Mond durch die leeren Häuser geistert und in den hohen Bäumen der Gärten hängt, meint man nicht mehr auf Erden zu sein, und Tod und Leben verschmelzen sich zu einem bitter-süßen Weh.

Ich streife, von der Kaiser-Wilhelm-Straße abbiegend, in den Seitenstraßen umher. Überall das gleiche Bild. Das Trümmermeer im Süden erstreckt sich von Brockau bis nach Groß-Mochbern. Ab und zu stehen in den Seitenstraßen einige Häuser, die nicht so stark beschädigt sind und noch Wohnraum abgeben, aber neben und hinter ihnen und gegenüber sind doch wieder Trümmer und Ruinen und lassen alles noch schrecklicher erscheinen. Die Polen haben durch diese Ruinenstadt kleine Gleise gelegt; darauf fahren die Loren mit den ausgebrochenen Ziegeln, die nach Polen gehen.

In den Gärten hat frech und vernichtend das alles überruchernde Unkraut seine Herrschaft angetreten. Nur die Bäume stehen noch wie immer. Es sind dieselben Bäume, an denen die Augen der Menschen, die hier wohnten, hingen, und die sie wohl morgens und abends begrüßt haben mögen, damals, als noch ihr gesichertes Heim sie umgab. Und die Vögel sind wieder

da. Das Jahr nach dem Bombardement sind sie alle weggeblieben, aber im darauffolgenden Jahr sind sie, zahlreicher als je, wiedergekommen und nisten in der Wildnis, die nun anfängt, die Ruinen zu erobern. Am Abend aber fliegen lautlos Kauz und Eule durch die Ruinen, und schauerlich ist ihr Ruf zu hören.

Nur der Mensch, wo ist der Mensch? Und die übrige Stadt? Nun, die Kirchen werden fast alle wieder hergestellt, so daß besonders die Dominikel wieder das alte, schöne Bild wird, das sie immer gewesen ist. Auf den neuen Dachstühlen klettern schon Zimmerleute und Dachdecker herum, die Steinmessen sitzen vor dem Dompportal und innen steigen auf den Gerüsten die Handwerker auf und nieder. Zwar sind das fürstbischöfliche Palais und drei oder vier Häuser auf der Domstraße in Trümmer zerfallen, aber die Muttergottes vor dem Dom ist in neuer Schönheit erstanden.

Auch die Brücken wölben sich noch über dem Strom, nur die Lessingbrücke ruht zerschossen in den Wassern. Die Odervorstadt ist am besten erhalten geblieben, und dort spielt sich der Hauptverkehr ab. Von der Oderwache angefangen, die alte Matthiasstraße entlang, an der Elftausend-Jungfrauen-Kirche vorbei bis zum Weißenburger Platz und darüber hinaus ist Geschäft an Geschäft, in denen alles zu haben ist für den, der Geld hat. Die Universität, die an ihrem Westflügel Schaden gelitten hat, ist auch wieder ausgebessert und den polnischen Studenten geöffnet.

In und um die Markthalle am Ritterplatz herrscht reges Leben. In großer Fülle strömen die Produkte vom Lande herein, Eier- und Sahneverkäuferinnen stehen an fast allen Ecken, die gelbe Hirse glitzert in den aufgestellten Säcken, Schinken und Würste werden an jedem Stand feilgeboten, heimlich werden Gold und Devisen gehandelt und auf den Straßen um die Halle jede nur erdenkliche Ware feilgeboten. Aber daneben, auf dem Neumarkt, stehen die Ränder des Platzes entlang die Deutschen und bieten ihre letzte Habe an, um sich das tägliche Brot kaufen zu können . . .

Das ist das Breslau von heute. Immer noch, trotz allem, eine alte, sichtbar deutsche Handelsstadt, voll uralter deutscher Kultur in jedem Stein, mit dem Gesicht nach — Süden.

### Auf dem Weg nach Oberschlesien.

Der Schnellzug braust, von Breslau kommend, die alte oberschlesische Strecke entlang. Er ist nicht allzu voll, obwohl er schon von Liegnitz kommt und bis Przemysl durchfährt und unterwegs steigen auch nicht viele hinzu. Wir fliegen durch die Ebene und überall sieht man noch die Spuren des Kampfes. Zerstörte Dörfer liegen links und rechts, neben den Unterständen und Schützengräben halbverwehte Soldatengräber und überall ausgebrannte Häuser. Die Felder treten bis an die Bahn heran. Wo früher die Halme sich in üppiger Fülle neigten, der Klee in strogender Kraft stand, da sieht man heute dürftig bebauter Ackerflächen und dazwischen immer wieder weite Strecken unbebauter Erde, von der schon das Unkraut Besitz ergriffen hat. Ein verlassenes Land, ein totes Land.



Bodo Zimmermann

Das Rathaus in Breslau

Weit links drüben fließt die Oder, Schlesiens grünumrandeter Strom. Da dunkeln die Wälder herüber und dort fahren die Schiffe zum Meer, die Oberschlesiens Reichtümer, die Kohlen, in alle Länder führen. Heute fahren die Schiffe auch noch zum Meer, aber sie fahren die Kohle für die Russen nach Stettin, von wo sie im Umtausch gegen Erz nach Schweden geht. Deutsche Schiffer stehen auch heute auf den Rähnen. Sie haben durch die Polen ihre Häuser und ihr Land verloren, nun fahren sie im Dienst der Russen an ihren Heimstätten vorbei dem Meere zu, nur die Kajüte unter den Planken ist ihre Wohnung. Auch sie sind heimatlos und der Winter sieht sie in einer Schifferherberge.

Brieg, Oppeln. Im Gewühl der Menschenmassen auf den Bahnhöfen fallen die kräftigen Gestalten der russischen Soldaten und Offiziere auf. Sie halten sich ganz für sich, und es ist selten, daß sich einer an der Unterhaltung beteiligt. Auf den Bahnhöfen drängen sich die Verkäufer an den Zug. Zeitungen, Zigaretten, Schokolade, Keks, Bonbons, Brötchen mit Schinken, Fruchteis, Bier, Limonade und Milch werden angeboten. Verwundete und Krüppel fahren streckenweise mit und verkaufen Heiligenbilder oder singen zur Gitarre oder Harmonika.

Um mich herum nur polnische Laute. Ich forsche in den Gesichtern und sehe, daß Deutsche darunter sind. Ihre Sprache dürfen sie nicht sprechen, denn sie würden sich der Gefahr aussetzen, aus dem Zug gewiesen zu werden. Vor zwei Jahren noch hätte es ihnen passieren können, daß sie einfach auf die Schienen geworfen worden wären. Heute hat sich die Vermunft etwas durchgerungen.

Immer weiter rast der Zug. Gleich hinter Oppeln beginnt das Industriegebiet. Bogolin mit seinen mächtigen Kalköfen fliegt vorbei und vor Leschnitz fährt der Zug fast eine halbe Stunde an den Schaffgotschen Werken entlang, die die Kohle zu allen möglichen Produkten verarbeiteten. Da gingen die Hämmer, Sirenen schrien, mächtige Krane hoben die Lasten, hohe Schornsteine reckten sich in die Höhe und stählerne Brücken spannten sich von Werk zu Werk. Viele Tausende fanden hier Arbeit und Brot, taghell waren die Nächte erleuchtet und Tag und Nacht fuhren die vollbeladenen Züge die Lasten ins Land hinein.

Heute ist alles abmontiert. Gespensterhaft ragen nur noch ein paar Masten in die Luft. Das Lied der Arbeit ist vertauscht, Totenstille liegt über dem Land. Nur in den Wäldern, die sich rechts an die Bahn drängen, hört man die Bäume rauschen.

Es ist Abend geworden und der Zug fährt durchs Kohlenrevier. Schon glühen die ersten Feuer der Hütten durch die Nacht und immer tiefer geht es hinein in das Land der Gruben und Hütten. Früher gab es hier keine dunklen Nächte. Die Perlenschnüre der elektrischen Lampen überzogen das ganze Land und glühend schrieben die Hochöfen ihre Flammenzeichen an den Himmel. Es rauschte und brauste das Getöse der Arbeit und das Land stand mächtig in seinem Reichtum und in seiner Kraft. E. K.

# Helfer der Schlesier

Unmittelbar nach der Vertreibung aus der Heimat hatten die Schlesier einen Teil jener Männer, an denen sie sich in ihrem schweren Schicksal hätten aufrichten können, und deren Stimme bei ihrer auch in der Welt anerkannten moralischen Autorität sich mit Nachdruck an das Weltgewissen hätte wenden können, verloren. Wir nennen nur den 86-jährigen ehrwürdigen Kardinal Fürsterzbischof Dr. Bertram, der seit mehr als 30 Jahren Oberhirt des Erzbistums Breslau war und am 6. Juli 1945 fern der Metropole verstorben ist, dann jenen „Bodenschwingh“ Oberschlesiens, den Generalvikar des oberschlesischen Anteils der Diözese Olmütz, Weihbischof Joseph Nathan, den Schöpfer der Heilanstalten Branitz, der am 23. 12. 1946 innerhalb einer halben Stunde sein Lebenswerk verlassen mußte und am 30. 1. 1947 in Troppau starb, und schließlich jenen Olympier Gerhart Hauptmann, einer der größten Dramatiker und Dichter, die Schlesien hervorgebracht hat und dem das Schicksal der Heimat das Herz brach, das stets so warm für die Armen und Unterdrückten schlug.

Und doch waren die Schlesier, wenn sie auch auseinander gerissen und über die russische, britische und amerikanische Zone verstreut waren, nicht ganz verlassen. Bald hatten sie die Männer wieder gefunden, denen ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit galt und bei denen sie Hilfe und Trost finden konnten. Wir nennen hier zunächst den Weihbischof Joseph Ferche, der den Zusammenbruch der Heimat und die Bitterkeit der Vertreibung miterleben mußte. Am 9. April 1888 zu Pischow, Kreis Rybnik, geboren, wurde er nach langjähriger Seelsorgstätigkeit in Oberschlesien 1931 als Domherr nach Breslau berufen und 1940 zum Weihbischof und Titularbischof von Bina geweiht. Entgegen den Befehlen der Gestapo, die alle katholischen Priester bis auf 35 aus der zur Festung erklärten Stadt Breslau ausweisen wollte, blieb Weihbischof Ferche aus seelsorglichen Gründen in der Stadt, die der erkrankte Kardinal Dr. Bertram am 21. Januar 1945 auf ärztlichen Rat verlassen mußte. Nachdem die Russen den Ring um Breslau in den ersten Geburtagungen 1945 geschlossen hatten, trat Erzellenz Ferche bald zum Troste der in der Stadt verbliebenen etwa 180.000 Zivilisten Breslaus bei den ständig anwachsenden Leiden und Drangsalen der Belagerung führend in Erscheinung. Die zahlreich in der Festung Breslau zurückgebliebenen katholischen Geistlichen, Ordensschwwestern und das gläubige Volk auch anderer Konfessionen empfanden mit tiefer Dankbarkeit, daß ein Bischof die Not der Belagerung mit ihnen teilte. Als diese nach der Zerstörung der Dominsel in den furchtbaren Ostertagen 1945 und der Vernichtung des größeren Teiles der Stadt ihren Höhepunkt erreicht hatte, sprach Weihbischof Ferche mit dem stellvertretenden Generalvikar und zwei führenden evangelischen Geistlichen bei dem Festungskommandanten General Niehoff vor, um die Übergabe der Stadt und damit ein Ende der unvorstellbaren Leiden der Bevölkerung zu erwirken. Unter dem Eindruck dieser Demonstration wurde tatsächlich die Stadt Breslau am 7. Mai, einen Tag vor der allgemeinen deutschen Kapitulation, an die Russen übergeben und somit eine weitere Vernichtung der Stadt verhütet. In ebenso tapferer Weise hat sich Weihbischof Ferche gegenüber den russischen Eroberern und den polnischen Machthabern für die Rechte der deutschen Bevölkerung ununterbrochen auch durch mündliche Vorträge bei den höchsten russischen und polnischen Stellen in Breslau eingesetzt. Bis zu seiner Ausweisung am 15. 9. 46 aus Schlesien reiste Weihbischof Ferche oft auf primitivste Art durch ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, um die deutschen Gläubigen zu trösten und ihnen das Sakrament der hl. Firmung vor ihrer Vertreibung aus der Heimat zu spenden. Obwohl noch ungezählte deutsche Kinder und Gläubige in Schlesien auf die Firmung durch den Bischof warteten, mußte er binnen einem Tage Schlesien in einem Viehtransportwagen verlassen, der nach 2 Tagen und 3 Nächten im Umsiedlungslager Brandenburg an der Havel landete. In der russischen Zone hat der Breslauer

Weißbischof den deutschen Katholiken in der Diaspora, vor allem auch seinen heimatvertriebenen Landsleuten zu ihrem großen Trost weiter beigegeben, bis er von Kardinal Frings als Weißbischof nach Köln berufen wurde. Auch hier setzt er sich weiter für die Linderung des schweren Loses der Ostvertriebenen ein als Berater von Kardinal Dr. Frings, der vom Hl. Vater zum Hofen Protektor der deutschen Heimatvertriebenen ernannt wurde. Es bedeutet eine große Freude und Trost für die Ostvertriebenen, den letzten schlesischen Bischof bei Wallfahrten und Sonderveranstaltungen immer wieder Worte des Trostes und der Zuversicht sprechen zu hören.

Durch den katastrophalen Ausgang des Krieges, unter dem unsere ostdeutsche Heimat zusammengebrochen ist, wurde auch das Erzbistum Breslau aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Nach dem Tode des unergesetzten und um die Diözese hochverdienten Kardinals Dr. Bertram wählte das Domkapitel im Juli 1945 den Domdechanten Prälat Dr. Piontek zum Kapitelsvikar, dem bis zur Neubefugung die Leitung der Erzdiözese übertragen wurde. Dr. Piontek, der in seiner Abwesenheit gewählt worden war, kehrte von Leitmeritz, wo er sich befand, auf beschwerlichem Wege zu Fuß nach Breslau zurück. Er übernahm die Verwaltung der Erzdiözese unter Verhältnissen, wie sie in der fast tausendjährigen Geschichte des Bistums kaum jemals so traurig gewesen sind. Am 12. August 1945 erschien bei ihm der Primas von Polen Kardinal Hlond und erklärte ihm, daß er mit päpstlicher Vollmacht in dem vorläufig von Polen verwalteten Teil der Erzdiözese Apostolische Administratoren ernennen werde. Am 1. September übernahmen die neuernannten polnischen Administratoren ihre Gebiete, und zwar Dr. Kominek Oberschlesien mit dem Sitz in Oppeln, Dr. Mikul Niedererschlesien mit dem Sitz in Breslau und Dr. Nowicki den brandenburgischen Anteil mit dem Sitz in Landsberg a. W. Der Kapitularvikar, der später aus Breslau ausgewiesen wurde, kann daher seine Jurisdiktion, die sich reichlich über die noch immer ungeteilte Erzdiözese erstreckt, tatsächlich nur ausüben in dem Teil des Bistums, der westlich der Oder-Neiße-Linie liegt, dem sogenannten Görlitzer Anteil, der noch immer 11.000 Quadratkilometer mit 54 Seelsorgstellen und etwa 90 Priestern umfaßt und noch immer größer als die kleineren Diözesen wie z. B. Aachen und Passau ist. Es halten sich darin jetzt über 100.000 Katholiken auf. Der Kapitularvikar, der vom Hl. Vater mit den Rechten eines residierenden Bischofs ausgestattet wurde, nahm seinen Sitz in Görlitz, wo sich auch der Rest der Diözesanverwaltung befindet. Seine besondere Sorge galt dem priesterlichen Nachwuchs, doch war er auch sonst mit apostolischem Eifer bemüht, der Schwierigkeiten der Diaspora Herr zu werden. Die Regelung der Nachfolge des verstorbenen Kardinals von Breslau wird vom Hl. Stuhl erst nach Abschluß eines Friedensvertrages vorgenommen werden.

Einer, den die Vertreibung aus der Heimat ebenfalls besonders schwer getroffen hat, ist der jahrzehntelange Vorkämpfer der Rechte Oberschlesiens, Prälat Carl Ulitzka aus Ratibor-Altendorf, den die Nazis seinerzeit als „Polen“ vertrieben hatten, während ihm die Polen nunmehr als „Deutschem“ die Wiederaufnahme der Tätigkeit in der nie aufgegebenen Pfarrei verwehrten. Am 24. 9. 1873 in Zernau, Kreis Leobschütz, geboren, war er der erste Sprecher im obererschlesischen Abstammungskampf und der eigentliche Gründer der Provinz Oberschlesien, der seine ganze Liebe und Fürsorge galt. Wenn auch nicht in amtlicher Funktion, so hat er doch in steter Hilfsbereitschaft nach der Vertreibung so manchem seiner schlesischen Landsleute Trost und Hilfe spenden können. Wie groß seine Beliebtheit und Wertschätzung nicht nur bei den Schlesiern ist, bewies die große Anteilnahme, die die schlichten Feiern aus Anlaß seines Goldenen Priesterjubiläums und seines 75. Geburtstag fanden.

Weit über den Kreis der Schlesiern hinaus reicht der Einsatz des früheren Oberpräsidenten von Oberschlesien Dr. Hans Lukaschek, der das Präsidium in der Gesamtvertretung der Ostvertriebenen in der britischen Zone übernommen hat und dem auch die Leitung des vom Flüchtlingsbischof Dirichs berufenen Katholischen

(Fortsetzung und Schluß auf Seite 173.)

## Lied des Verarmten

Wänden von Büchern war ich verschmoren  
Und sie lasteten als ein Fluch;  
Aber seit ich die Bücher verloren,  
Labt mich wieder ein köstliches Buch.

Hatte die Gaben der Künste erkoren,  
Wolken und Blumen sah ich im Bild;  
Aber seit ich die Bilder verloren,  
Leuchtet mir reicher das meiste Gefühl.

Wurzeln trieb ich, wo ich geboren,  
Haften blieb ich, wo ich stand,  
Aber seit ich die Heimat verloren,  
Lieb ich noch tiefer mein Vaterland.

War in den Dingen nie eingestoren,  
Eingebannt in trüben Kristall;  
Aber seit ich alles verloren,  
Leb ich und leb ich er atmend im All.

Wilhelm Pleyer

# Berufliche Fürsorge für Heimatvertriebene in Bayern

Die nach der Ausweisung aus ihren Heimatländern in das Land Bayern verstreuten Heimatlosen wurden nach dem Gesichtspunkt der wohnlichen Unterbringung eingewiesen. Ohne Überlegung, ohne daran zu denken, daß doch diese Menschen in ihrem Herkunftsland eine bestimmte berufliche Funktion ausübten und diese doch nur entsprechend ihren Kenntnissen oder sonstigen Voraussetzungen wieder in der neuen Heimat vertreiben können, um dadurch einen Verdienst für den Lebensunterhalt der Familie zu bekommen, mußte nun die Grundlage der beruflichen Einschaltung gefunden werden. Es war klar, daß die volkswirtschaftliche Struktur Bayerns anders gelagert ist wie die Volkswirtschaft des Sudetenlandes oder der ostdeutschen Gebiete. Hier vorwiegend agrarischgewerblicher Charakter, dort hoch entwickelte Industrien mit einem blühenden Gewerbe und Handelsstande. Bei der Arbeit der beruflichen Eingliederung der Heimatvertriebenen konnte sich zunächst die Aufgabe nicht darin erschöpfen, Einzelfälle zu erledigen, sondern grundsätzliche Fragen der betreffenden Berufsgruppen zu klären. Nur durch die Schaffung von rechtlichen Grundlagen für den Einbau großer Berufsgruppen konnte dann der Weg für den Einbau des Einzelnen ermöglicht, bzw. so erleichtert werden, daß auch die unteren Verwaltungsbehörden keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr entgegenstellen konnten. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß neben dem guten Willen der verantwortlichen Männer der Bayer. Staatsregierung sehr viel Unverständnis in den unteren Verwaltungsbehörden zu finden war. Aber auch in den Fachverbänden und Fachvereinigungen führte kleinliche Konkurrenzangst dazu, oft wertvolle Ansätze zu verhindern. Nachfolgende Darstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie soll nur einen kleinen Überblick über die geleistete Arbeit geben.

Das Flüchtlingsgesetz vom 19. 2. 1947 mit der ersten Ausführungsverordnung vom 14. 7. 1947 bestimmte die Gleichberechtigung der Flüchtlinge und Ausgewiesenen im Erwerbs- und Wirtschaftsleben. Der Grundsatz der Gleichberechtigung gilt für die Angehörigen der freien Berufe ebenso wie für die Personen aus dem Kreise der selbständigen Unternehmer oder der unselbständig Tätigen. Auch bei der Errichtung landwirtschaftlicher Neusiedlerstellen hat dieser Grundsatz Beachtung zu finden.

In der gewerblichen Wirtschaft konnten durch die Ministerialentschließung vom 18. 4. 47 Nr. W III/11394 Dr. Mü/H des bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft bis heute 12 002 Handwerksbetriebe und 2579 Einzelhandwerksbetriebe errichtet werden. Dazu kommen bis

Jahresende 1947 459 Großhandelsbetriebe, 538 selbständige Handelsvertreter, 1936 Industriebetriebe und rund 700 sonstige Betriebe der Ernährungswirtschaft. Damit sind 17 614 Existenzen geschaffen worden. Nach ganz zuverlässigen Statistiken wurden in 1007 Flüchtlingsbetrieben 60 412 Flüchtlinge beschäftigt. Es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß in den Flüchtlingsbetrieben Bayerns im Durchschnitt 125 000 Menschen Arbeit und Verdienst aus Flüchtlingskreisen gefunden haben. Somit ist erreicht, daß durch die Errichtung eigener Flüchtlingsbetriebe auch neue Existenzen aus Flüchtlingskreisen geschaffen und damit für mindestens 1/2 Million Menschen auch ein Auskommen gegeben wurde.

Die Kreditfrage für die Beschaffung von Produktionsmitteln und Rohstoffen ist zwar nicht endgültig geklärt, doch müssen die Geldanstalten durch die Übernahme der Ausfallbürgschaft des bayerischen Staates in Höhe von 25 Millionen DM noch entsprechend aktiviert werden. Diese müssen allmählich begreifen, daß sie für die Heimatvertriebenen ein Opfer zu bringen haben, das sie nichts kostet, aber den Flüchtlingsunternehmern wie Angestellten und Arbeitern durch die Gewährung von Krediten eine Existenz bietet.

Für die Flüchtlings-schornsteinfeger konnten 58 neue Kreisbezirke geschaffen werden, und 24 überalterte Meister wurden in die Versorgung des Landesverbandes mit einem jährlichen Unterstützungsbeitrag von DM 2000.— übernommen.

Der in den Ausführungsbestimmungen zum Flüchtlingsgesetz vorgesehene Schlüssel von 4:1 in der gewerblichen Wirtschaft ist noch nicht erfüllt. Die Aufgabe muß hier sein, noch weitere Betriebe zu errichten, um Existenzen zu schaffen. Die Frage der beruflichen Umsiedlung wird dabei nicht außer Acht gelassen und muß noch einer Lösung zugeführt werden.

Für die freien Berufe, z. B. Rechtsanwälte und Notare konnte erreicht werden, daß bis Jahresende 1947 bereits 98 Rechtsanwälte die Niederlassungsgenehmigung besaßen und mit 1. 10. 1948 auch die ersten Notare aus Flüchtlingskreisen ihre Notariate zugewiesen bekamen. Über die Eingliederung der Ärzte zeigt nachfolgende Statistik die geleistete Arbeit.

Ärzte:	östl. Oder		Sudeten-		Volks-		%	Summe	%
	und	%	deutsche	%	deutsche	%			
ohne Verdienst sind:	255	40,2	290	49,6	30	44,1	575	44,7	
in Verdienst stehen:	345	54,4	278	47,5	37	54,4	662	51,3	
von der Allgemeinheit zu versorgen	34	5,4	17	2,9	1	1,5	52	4,0	
Summe:	634	100	585	100	68	100	1287	100	

Von den 574 Dentisten konnten die meisten untergebracht werden, wogegen von den rund 515 Zahnärzten bis Ende 1947 erst 212 ihre Niederlassungsgenehmigung erhielten. Herr Staatsminister Dr. Anker Müller

hat in einem Erlaß die Kreisregierungen angewiesen, für die Flüchtlingssapotheker im Lande Bayern 80 Apotheken sicherzustellen. Die Tierärzte sind fast alle untergebracht, wenn auch die endgültige Niederlassungsordnung noch nicht geregelt ist.

### Staatsbeamte und öffentliche Bedienstete.

Hier nur einige statistische Zahlen, um einen Überblick über die Einschleusung der Staatsbeamten und öffentlichen Bediensteten zu geben. In diesen Ziffern ist das Kultusministerium nicht aufgeführt, sodaß die Übersicht nicht vollständig ist:

	Beamte			Angestellte			Gesamt-Prozentfuß d. Dienstes
	insgesamt	Flü.	%	insgesamt	Flü.	%	
im höheren Dienst	2203	160	7,2	3390	1014	29,9	19,2
im mittleren Dienst	20862	1645	7,9	11376	2409	21,1	12,6
im einfacheren Dienst	2270	46	2,0	62247	11968	19,2	18,7
insgesamt	25335	1851	7,3	77013	15391	19,09	17,8

Die Verbeamtung früherer Reichs- oder Länderbeamter ist noch nicht entsprechend erledigt worden. Allgemein aber können wir feststellen, daß allmählich auch die Flüchtlinge in das Beamtenverhältnis übergeführt werden, sodaß die Zahl der öffentlichen Angestellten sich verringern, dagegen die der Beamten sich steigern wird. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß allein in Bayern 7 000 Lehrer im Volksschuldienst tätig sind.

Die schwierigste Frage ist die berufliche Eingliederung der Flüchtlingsbauern. Sie sind zunächst als Knechte untergekommen. Die inzwischen gekommene Währungsreform und der Lastenausgleich werden aber hier auch die Tore für den Einbau der Flüchtlingsbauern öffnen. Im Wege der Pachtung werden sich viele Existenzen aus diesen Kreisen aufbauen können. Bei der Durchführung des Bodenreformgesetzes und der Besiedelung des Landes konnten allerdings bisher erst 384 bäuerliche Familien und 144 Gärtner mit ihren Familien angefaßt werden. Es sind also insgesamt erst 526 Familien auf dem Boden festhaft gemacht worden und konnten diese Familien auch eine richtige bäuerliche Befriedigung finden. Es wurden 4683 ha zur Verfügung gestellt. Die Schwierigkeiten in diesem Sektor sind darin zu suchen, daß der Großgrundbesitz bisher erst 5000 ha Land freiwillig abge-

treten hat, dagegen wurden über 30 000 ha von ihm noch bestritten. Soll das Bodenreformgesetz nicht zu einer Farce werden, ist schnellstens zu handeln und das Land für eine Besiedlung frei zu machen.

Zum Abschluß wäre noch festzuhalten, daß durch die Bayer. Landesiedlung 1015 Siedler eingewiesen wurden. Es handelt sich dabei um Siedlungen auf Vollbauernstellen, Gärtner und Handwerkersiedler, Landarbeiter-Nebenerwerbsiedlungen. Die Landeszuweisung betrug an diese 6567 ha. Außerdem wurde an 6965 Familien aus Flüchtlingskreisen *Gartennpaçhtland* mit einer Fläche von 268 ha zugewiesen. Wenn auch die Anfangsarbeit absolut unbefriedigend ist, so kann gesagt werden, daß mit einer erfolgreichen Weiterführung bei entsprechendem Verständnis der zuständigen Dienststellen des Staates und mehr Entgegenkommen der Herren Großgrundbesitzer gerechnet werden könnte.

Diese Aufstellung soll beweisen, daß allein durch die Selbsthilfearbeit der Flüchtlinge mit Unterstützung des Staates beträchtliche Aufbauarbeit geleistet wurde, die sowohl den Heimatvertriebenen wie auch dem bayerischen Staat nutzen wird.

Edmund Lenkert.

## Gedanken zur Berufswahl

Unsere Buben und Mädchen stehen nach der Schulentlassung mit den gleichen hoffnungsvollen Augen vor den Toren der Zukunft wie andere Kinder. Die Frage, was sie nun werden sollen, beschäftigt nicht nur sie, sondern auch ihre Eltern oder Erziehungsberechtigten. Heute wird diese Frage aber oft von jungen Menschen gestellt, die über das Schulalter schon hinausgewachsen sind. Kriegsgefangenschaft, Ausweisung und Aufenthalt in fremden Zonen haben einen geordneten Schulabschluß verhindert. Nun finden diese Halberwachsenen zur Familie wieder zurück, erwarten dort persönlichen Rückhalt und wirtschaftliche Sicherheit. Sie alle fragen heute, nach dem 20. Juni 1948, dringlicher als zuvor: „Welchen Beruf wähle ich?“

Eigentlich wird diese Frage weniger wichtig gegenüber der andern, die lautet: „Was wird aus mir?“ Merken wir den Unterschied? Wer schon frühzeitig beginnt, seine Kräfte richtig zu entfalten, wer nach geordneten Verhältnissen trachtet, um sich und andern ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten, der ist schon auf dem Wege zum „richtigen“ Beruf. Dann ist es zweitrangig, wie er sich einmal seinen Unterhalt verdient. Wer sich bemüht, ein ganzer, gerader, tapferer Mensch zu werden, der den Anforderungen des Lebens nicht ausweicht, sondern sich ihnen stellt, aus dem „wird etwas“, mag dann sein Broterwerb so oder anders aussehen.

Gewiß ist es dringend nötig, einen bestimmten Beruf zu erlernen, auf einem besonderen Gebiet wirklich zuständig zu werden. Aber zwei Grundwahrheiten muß man vor allem anerkennen:

1. jeder Beruf kann fürs Leben bilden — ob er nun frei gewählt oder aus Notwendigkeit ergriffen wird;
2. jeder Beruf schafft die Grundlage für unser äußeres Dasein, er ist daher in jeder Form wichtig und achtenswert.

Bei der Erwägung des künftigen Berufs unserer Kinder ist daher notwendig, daß Eltern nüchtern und vorurteilslos die Wirklichkeit betrachten. Wir müssen dabei die Gegenwartsnöte Deutschlands, seine Zukunftsaussichten und unsere besondere Lage als Flüchtlinge im Auge behalten.

Die deutsche Gegenwart! Wir sind arm geworden. In den ersten Jahren des Existenzkampfes auf dem Boden unserer neuen Heimat konnten wir in der Regel noch nicht viel Ersparnes auf die Seite legen. Was da war, hat die Währungsreform vernichtet. Ganz Deutschland leidet an Kapitalmangel, der sich in zerstörten Werkstätten und Wohnungen, mangelnden Rohstoffen und vernichteten oder veralteten Maschinen kundtut. Wo kein Geld ist — und den öffentlichen Kassen mangelt das Geld vor allem! — da können keine arbeitenden Menschen bezahlt werden. Der Abbau von Beamten und Angestellten auf dem Gebiete der Verwaltung hat gezeigt, wie nahe der Staat vor dem Bankerott steht. In der neuzubelebenden Wirtschaft haben jene Betriebe die größten Schwierigkeiten, die langfristige Kredite brauchen. Leichter tun sich solche, die sich mehr auf menschliche Arbeitskraft als auf Maschinen stützen. Weil wir arm sind und Gewerbe und Landwirtschaft mit Maschinen schlecht ausgestattet sind, sind wir heute stärker als früher auf Handarbeit angewiesen. — Schlimmer als der Kapitalmangel drückt uns Ausgewiesene aber oft, daß wir in dem ausgepowerten Deutschland kein rechtes Heim gefunden haben. Oft ist es nur eine enge, überfüllte, unsichere Wohnung. Wir möchten aber in buchstäblichem Sinn wieder Boden unter die Füße bekommen. Wir möchten besser wohnen können. Wir möchten uns besser ernähren können. Das alles drängt uns zum Siedeln. Aber das neue eigene Heim wird uns von niemandem geschenkt. Wir müssen es uns weitgehend selbst erarbeiten.

Was läßt sich von der wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands sagen? Angesichts des noch bestehenden Waffenstillstandes und einer Welt, die von schweren Auseinandersetzungen zwischen den großen Mächten zittert, läßt sich nicht viel voraussagen. Das eine aber ist sicher: Deutschlands Wirtschaft wird sich wieder soweit erholen müssen, daß wir im Inland die notwendigsten Verbrauchsgüter erhalten und nach außen hin wieder konkurrenzfähig werden können. Darum müssen wir sparen und viel arbeiten. Man kauft uns erst dann unsere Ware ab, wenn wir billiger produzieren als die andern. Ist das nicht möglich, dann muß wenigstens eine durch höchste Qualität ausgezeichnete Leistung angeboten werden. Dazu ist aber Meisterschaft derer, die das

Spitzenwerk erstellen, nötig. Die künftige Wiederbelebung der Wirtschaft braucht zuerst den tüchtigen Arbeiter, den einfallreichen, wendigen Selbständigen, den Fachmann. Wenn genügend Menschen dieser Art an der Arbeit sind, wird auch der Aufschwung des Handels und Verkehrs nicht ausbleiben. Ist aber die notwendigste primitivste Wiederaufbanarbeit unserer Wirtschaft geleistet worden, dann wird auch eine Erneuerung von Wissenschaft und Kultur nicht auf sich warten lassen. Zunächst freilich hat es in unserm armen neuen Vaterland dazu noch gute Wege. Wir würden uns jedenfalls bitter täuschen, wenn wir dem Lehrer, dem Zeitungsschreiber, dem Musiker eine glänzende nahe Zukunft voraussagen würden.

Auf Einzelheiten können wir uns an dieser Stelle nicht einlassen. Die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes ändern sich häufig, mitunter sehr plötzlich. In jedem Einzelfall sollte die Berufsberatung des Arbeitsamtes zu Hilfe genommen werden. Dabei müssen gerade die besonderen Umstände geprüft werden, welche die Berufswahl des jungen Ausgewiesenen besonders bedeutsam machen. Jeder Start ist für unsere Kinder schwerer als für andere, weil wir kaum über persönliche Beziehungen verfügen, die unter vertrauten Verhältnissen die Ausbildung und Arbeitsaufnahme erleichtern. Man wird die örtlichen Gegebenheiten besonders in Rechnung stellen müssen, etwa ob unsere Wohnung von einem bestimmten Arbeitsplatz weit entfernt ist, ob lange kostspielige Anfahrtswege zur Schule und Lehrstelle zurückzulegen sind. Man wird die gesundheitlichen und finanziellen Verhältnisse gründlich überdenken müssen, um zu wissen, ob eine kurzfristige Ausbildung einzuschlagen ist oder ob man sich eine längere Schulung leisten kann. Dabei wird zuallererst die Billigkeit entscheiden müssen, ob von den Eltern ein großes Finanzopfer erwartet werden kann oder ob man dem jungen Menschen eine Ausbildung unter schweren Entbehrungen zumuten darf. Gesundheit, gute geistige Anlagen, allgemeine Charakterfestigkeit sind gewiß für die Berufswahl entscheidend. Aber nicht minder wichtig ist, daß wir Eltern die jungen Menschen für den Lebenskampf von Heute mit den „modernen Tugenden“ ausgerüstet haben. Sie bestehen in **Arbeitsfreude** — ohne zimperlich zu sein, in **Entschlossenheit**, — ohne dauernd auf bessere Zeiten zu warten; in Unverdroffenheit und Schwung, jenem schönen Vorrecht der Jugend, wo es gilt, Neuland zu erobern.

Martha Krause.

**D**as Geopferte ist unser Reichtum  
und das Entschwundene unser heiliger Überfluß

GERTRUD VON LE FORT

## Aus der kirchlichen Arbeit für die Heimatvertriebenen

Eine Aktionsgruppe von 4 Persönlichkeiten aus den Kreisen der Flüchtlinge und Vertriebenen gründete auf Initiative von Msgr. Büttner zur Selbsthilfe Anfang Oktober 1945 die Kirchliche Hilfsstelle München. Sie schloß sich der Zentrale der Kirchlichen Hilfsstelle in Frankfurt an und unterstellte sich damit dem Auftrag der Fuldaer Bischofskonferenz zur kirchlichen Obsorge für die Süddeutschen einschließlich der Sudetendeutschen und zur wissenschaftlichen und literarischen Vertretung des Flüchtlingsproblems.

Vor dem Staatssekretariat für Flüchtlingswesen und anderen Betreuungsstellen bestand die Kirchliche Hilfsstelle in München. Sie alle knüpfen an ihre Vorarbeiten an und sind in ihrem Aufbau maßgebend von ihr beeinflusst worden. In ihrem Schoße entstanden die ersten Entwürfe für das Flüchtlingsgesetz, das später für alle deutschen Länder richtungsweisend wurde. Ihr Mitarbeiter Hans Schütz, früher der Führer der christlichen Gewerkschaften im Sudetenland, leitet den Hauptausschuß für Flüchtlinge, vertritt die Heimatvertriebenen im Frankfurter Wirtschaftsrat und führt dort den bizonalen Flüchtlingsausschuß. Auf ihn geht die Gründung der Union der Ausgewiesenen zurück. Im Kampf um die politische, soziale, wirtschaftliche und rechtliche Gleichberechtigung der Heimatvertriebenen steht er in der ersten Linie. Ihm geht es vor allem um die Menschenführung. Darum hat er zusammen mit einem anderen Mitarbeiter der Kirchlichen Hilfsstelle, P. Paulus Gladek, die Uckermann-Gemeinde gegründet, die heute 3000 aktive Katholiken aus sudetendeutschen Laien umfaßt. Im Gefolge ihrer Initiative bildete sich auch die schlesische Eichendorff-Gilde mit ähnlichen Zielen und Aufgaben. Beide arbeiten im Rahmen der Katholischen Jungen Mannschaft.

Eine wichtige Aufgabe der Kirchlichen Hilfsstelle war die Obsorge für den Flüchtlingsklerus. In München entstanden die ersten Einrichtungen, die ersten Karteien und Verzeichnisse, die ihn sammelten, hier auch die ersten Vorschläge und Eingaben an den deutschen Episkopat, den Strom zu lenken und zu verteilen. Von hier aus gingen 700 Anforderungen hinaus, auf Grund deren sudetendeutsche Priester die Tschechoslowakei mit einem Teil ihres Hab und Gutes verlassen durften. Diese Aufgaben wurden später vom päpstlichen Sonderbeauftragten Bischof Kaller und dem von ihm eingerichteten Priesterreferat in Königstein übernommen.

Inzwischen war die Kirchliche Hilfsstelle mit neuen Aufgaben betraut worden. Ihr Mitarbeiter Pfarrer Bensch übernahm die gesamtdeutsche Vertretung der 60.000 buchenländischen Katholiken, die als Umsiedler seit

8 Jahren das Schicksal der Heimatlosigkeit trugen. Unter ihrem Dach richteten die Banater, die Ungarndeutschen, die Jugoslawiendeutschen, die Südtiroler ihre Beratungsstellen ein und gaben diesen Volksgruppen Halt und Mitte. So entstand in der Kirchlichen Hilfsstelle ein enges Zusammenwirken aller führenden Männer der in Bayern neu beheimateten Volksgruppen und ein gemeinsames Kämpfen um die Rechte der Heimatvertriebenen auf allen Gebieten.

Aus dieser gemeinsamen Arbeit entwickelte sich schließlich ein Führungsorgan für alle vier Zonen Deutschlands. Es erschien 1946 unter dem Titel „Der Flüchtlingsseelsorger“ in Vervielfältigung und seit 1947 unter dem Titel „Christ unterwegs“ als monatliche Zeitschrift im vergrößerten Umfang. Die Hauptschriftleitung übernahm das Gründungsmitglied Dr. Richard Mai. Die Zeitschrift ist heute das führende kirchliche Blatt für die Heimatvertriebenen. In engem Zusammenhang hiermit steht die Entfaltung eines reichen Schrifttums an Gottesdiensthilfen, die vor allem der Diaspora mit ihren Millionen vertriebenen Katholiken zugute kamen, an Flugblättern, die um Verständnis für die Flüchtlinge und zwischen Flüchtlingen und Einheimischen warben, an Heimatmappen zur Gestaltung von Heimabenden und an Rundbriefen an verschiedene Kreise von Heimatvertriebenen. Rund 5 Millionen Exemplare gingen meist über den Vertriebenenklerus an das Volk der Heimatlosen in allen deutschen Zonen. Allein die russische Zone empfing über 2000 Pakete mit Schrifttum. Zu ihren Missionsaufgaben rechnet die Kirchliche Hilfsstelle gerade die Versorgung der deutschen Ost- und Diasporagebiete mit religiösem Schrifttum.

Die rein caritative Betreuung der Heimatlosen ist Sache des Caritasverbandes. Dagegen hat die Kirchliche Hilfsstelle die Selbsthilfe der Volksgruppen organisiert oder gefördert, innerhalb der Grenzen und im Ausland, wo sie die Verbindung mit den einzelnen landsmannschaftlichen Organisationen hergestellt hat.

Ein weiteres Betätigungsfeld bot die Flüchtlingsseelsorge. Die großen Tagungen des Vertriebenenklerus in den Sommern 1946 und 1947 in Eichstätt und im Sommer 1948 in Ingolstadt, von der Kirchlichen Hilfsstelle München organisiert, sind richtungweisend für alle Zonen geworden. Die ausgegebenen Berichte haben die ganze Pastoral auf diesem Gebiete beeinflusst. Zahlreiche Flüchtlingswallfahrten und Sondergottesdienste sind von München aus gestaltet und angeregt worden.

Zur kulturellen Betreuung der Ausgewiesenen richtete die Kirchliche Hilfsstelle im Benehmen mit dem Kultusministerium und dem Adalbert-Stifter-Verein eine „Arbeitsstelle zur Sammlung des Kulturgutes der Heimatvertriebenen“ ein, an der vor allem die Lehrerschaft beteiligt ist. Das Material wurde in den Heimatmappen verwertet.

Neue Aufgaben drängen heran, mit denen sich die Kirchliche Hilfsstelle befassen muß, Lastenausgleich, Siedlung und Auswanderung. Der erste

Auswandererstrom wird aus den volksdeutschen Volksgruppen ausbrechen. Mit Hilfe ihrer großen Volksgruppenparteien, die auch die Berufe bezeichnen, kann die Kirchliche Hilfsstelle die Auswanderer sachkundig beraten und den Auswanderungsunternehmen die richtigen Menschen für den richtigen Platz vermitteln. Zudem findet die landsmannschaftliche Beratung größeres Vertrauen als die bürokratische. In der Siedlung vertritt die Kirchliche Hilfsstelle den Grundsatz geschlossener Volksgruppensiedlungen, bei der viele Reibungen wegfallen und die Siedler sich mit ihrem alten Brauchgut in der alten Gemeinschaft leichter einwurzeln.

Richard Mai.

## ERNTE

Weht der Wind durchs hohe Gras,  
sanft sich neigen zarte Dolden.  
Ach! Vom frühen Tauge naß,  
ahnen sie, - noch Sonnengolden, -  
ahnen sie des Mähers Schritt?  
Morgen geht der Sichelschnitt!

Frucht, von Saft und Süße schwer,  
Beer' und Apfel, rotgerundet,  
gelben Kornes Wogenmeer,  
Traube, die dem Durste mundet,  
reif und gern schenkt ihr euch hin.  
Dies ist aller Ernte Sinn.

Warum Angst und warum Qual?  
Erntezeit ist Lohn und Segen.  
Zu des Himmels Erntesaal  
wandern wir nach harten Wegen.  
„Guter Herr, o, laß' uns ein!“ -  
Köstlich muß die Ernte sein!

MARGARETE MARTENS

# Zur Säuglingspflege

## ERFAHRUNGEN UND RATSCHLÄGE

Es ist von der Natur so wundervoll eingerichtet, daß der Mutter längere Zeit gegeben ist, sich auf ihr Kindchen, nicht nur seelisch, sondern auch praktisch vorzubereiten. Sie wird alles zurecht machen, was sie für ihr Kind braucht: 4 Hemdchen aus weichem Stoff, ebenso viele Tüchchen, am besten selbstgestrickte, 12—14 Stück Windeln, die auch aus gebrauchter Leintwand hergestellt werden können, 2—8 große Flanelle oder Barchent zum Einwickeln des Kindes und ebenso viele kleine, als Unterlage zum Auffaugen. Auch 3—4 Nabelbinden müssen bereit sein. Dann muß die Mutter ein Bettchen richten mit Strohsack und flachem Kopfkissen, am besten nicht mit Federn gefüllt, damit das Kind nicht schwitzt. Zum Zudecken eine Wolldecke, die ganz überzogen wird, ein Federdeckbett nimmt man nur bei schwachen Kindern und wenn es sehr kalt ist, denn man soll die Kinder nicht verwöhnen. Eine Badewanne ist nötig, aus Blech oder Holz, dazu zwei Badelappen, einen für das Gesicht und einen für den Körper, dann ein Badetuch zum Abtrocknen. Das Steckkissen ist nicht unbedingt nötig, weil die Kinder strampeln wollen und nicht gerne zu fest eingeeengt sind, auch ist es ihnen meist zu warm und kann ihnen schaden, besonders wenn das Steckkissen mit Federn gefüllt ist.

Schon zwei Monate, bevor das Kind erwartet wird, soll alles bereit sein, weil man niemals weiß, ob es nicht zu früh kommt.

Mit einem lauten Schrei zeigt das Kind an, daß es auf der Welt ist. Dieser Schrei ist sein erster Atemzug, ohne den es nicht leben kann, darum wartet jedes Mutter ängstlich auf dieses erste Lebenszeichen ihres Kindes. Zuerst wird das Kind nun durch das Abnabeln von der Mutter getrennt, was mit der größten Sauberkeit erfolgen muß, und zwar mit gründlich gereinigten Händen. Der Nabel wird mit einem ausgekochten Bändchen abgebunden und mit einer ausgekochten Schere durchschnitten. Dann wird das Kind gebadet. Es wird dann aber nicht wieder gebadet, bis sein Nabel abgefallen und völlig verheilt ist.

Die Nabelwunde, die durch das Abtrennen entstanden ist, muß auch weiterhin mit größter Vorsicht behandelt werden, da sonst leicht Schmutzkeime eindringen, die Blutvergiftungen aller Art hervorrufen können; das ist auch die Ursache, warum das Baden unterlassen werden soll. Die Versorgung des Nabels erfolgt in der Weise, daß man den Nabelstumpf ganz mit gelbem Dermatolpulver einstreut, ihn in ein keimfreies, gekocht oder geplättetes Lappchen einpackt und mit der Nabelbinde umwickelt. Jede Veränderung, die sich am Nabel zeigt, Rötung oder Eiterung, muß sofort dem Arzt gezeigt werden, da sonst das Leben des Kindes in Gefahr kommen kann. Der Nabel ist nur solange zu binden, bis er verheilt ist.

Ist das Neugeborene nach dem Bad in vorgewärmte Wäsche gekleidet (später soll die Wäsche nicht mehr vorgewärmt werden), legt man es auf die Seite und läßt es ruhen. Die Hebamme ist verpflichtet, dem Kind in jedes Auge einen Tropfen einer scharfen Lösung zu träufeln, die es vor einer üblen Augenkrankheit schützt. Das Kind braucht die ersten 12 bis 24 Stunden keine Nahrung. Es wird aber einen grünlich schwarzen Stuhl absondern, der Kindspech genannt wird.

Nach einigen Tagen wird der Stuhl gelb und breiig, beim Flaschenkind ist er dunkler, fester und riecht säulig. Nach einigen Tagen kann beim Neugeborenen die Gelbsucht auftreten, die nicht gefährlich ist, wenn sie nicht länger als 8—10 Tage dauert, auch wenn eine Schwellung der Brust auftritt, bedeutet das keine Gefahr für das Kind, außer wenn daran gedrückt wird.

Das Neugeborene hat noch sehr weiche Knochen und keinen Halt, deshalb muß es sehr vorsichtig gehoben werden, man soll es auch nicht mehr als unbedingt nötig aufnehmen, damit es in Ruhe gebeißen kann und nicht verwöhnt wird. Auch wenn es schreit, soll man sich erst überzeugen, weshalb es unzufrieden ist, es trocken legen, oder, wenn seine Zeit ist, es füttern oder bloß auf die andere Seite legen, denn die Kinder gewöhnen sich sehr rasch an das Herumtragen und wollen es dann immer haben.

Zur Pflege des Säuglings gehört unbedingt Sauberkeit, stets Hände waschen, das Kind vor jeder Mahlzeit trockenlegen, immer in reine Windeln, täglich, nachdem der Nabel verheilt ist, baden. Das Bad wird mit reichlich körperl warmem (35 °C) Wasser, aber ohne das Kind in Windeln zu verpacken oder etwas unter den Kopf zu legen, gemacht. Man wäscht dem Kind das Gesicht, ehe man es in das Wasser legt, mit einem Lappen, dann faßt man es unter dem einen Oberarm, so daß es mit dem Kopf auf dem Unterarm liegt, an und legt es in das Wasser, wäscht ihm Kopf und Leib mit Seife, kehrt es vorsichtig auf die andere Seite, wäscht es auch hier, nimmt es heraus, trocknet es ab und zieht es an. Der Mund darf dem Kinde nicht ausgewaschen werden, da sich sonst leicht Wunden und Schwämmchen bilden können. Sein Speichel sorgt für die Reinigung.

Die einzig natürliche Ernährung für den kleinen Säugling ist die Muttermilch, sie enthält all das, was für das Gedeihen des Kindes nötig ist, sie schützt es vor manchen Krankheiten und hilft ihm, im Krankheitsfalle leichter gesund zu werden. Fast jede Frau kann stillen, hat sie wenig Milch, so muß sie mit viel Geduld trachten, die Milchbildung zu steigern; reichlich Milch, Zwiebeln und Suppen essen, sich etwas mehr Ruhe gönnen, nicht zuviel in kaltem Wasser arbeiten und das Kind oft anlegen. Eine lungenkranke Frau darf natürlich nicht stillen, weil sie ihr Kind sonst ansteckt. Bei anderen Krankheiten der Mutter muß erst der Arzt befragt werden, ehe man das Kind abstillt. Hat die Mutter schlechtgeformte Brustwarzen, so daß das Kind nicht trinken kann, muß die Milch abgepumpt und mit der Flasche oder dem Löffel gegeben werden. Bei schmerzhaften Brustwarzen ist es notwendig, die Milch aus der Brust zu entleeren, weil sich sonst die Milch staut und Entzündungen entstehen können. Die wunden Brustwarzen sollen mit reinstem Fett oder Salbe eingeschnitten und vor dem Stillen mit abgekochtem Wasser gewaschen werden.

Die Nahrung der Frau soll während des Stillens normal bleiben, bloß mehr Flüssigkeit enthalten, Alkohol und schwarzer Kaffee darf nicht genossen werden. — Vor dem Anlegen soll die Mutter sich die Hände und die Brust mit Wasser waschen. Trinkt das Kind sehr hastig, so hebt man es nach dem Trinken ein wenig hoch, damit die Luft, die es mitgeschluckt hat, heraufstößt. Für Mutter und Kind ist es am besten, wenn man das Kind zu bestimmten Zeiten füttert, es gewöhnt sich an Ordnung und der Magen hat Zeit zum ausruhen, am besten tagsüber alle drei bis vier Stunden, dann braucht das Kind in der Nacht nicht zu trinken.

Man hat die Erfahrung gemacht, daß Kinder, die nur mit Milch genährt werden, leicht Blutarmut bekommen, deshalb reicht man ihnen einen Zusatz von Ergänzungsnährstoffen (Vitamine), die man im Alter von 2 Monaten in Form von Obstsaft oder Saft von gelben Rüben gibt. Erst sehr wenig, dann bis 4 Kaffeelöffel am Tag. Im vierten Monat kann man Apfel, mit der Glasreibe oder dem Löffel gekräft, geben. Nach 5 Monaten soll das Kind Gemüsebrei bekommen, man gibt ihm zuerst ein wenig, damit es sich gewöhnt und später eine ganze Mahlzeit. Nach einem weiteren Monat gibt man am Abend einen nicht zu dünnen Oriesbrei aus halb Milch, halb Wasser.

Allmählich gewöhnt man das Kind auch an Suppe und Brot, so daß es mit 1½ Jahren die nicht zu fette Kost der Erwachsenen essen kann. Fleisch kann man erst im zweiten Jahr geben.

Ist keine oder nicht genügend Muttermilch da, so muß das Kind Kuhmilch bekommen. Sie ist von der Natur nicht für das Kind geschaffen, darum muß sie verdünnt werden. (Die Zubereitung, Menge und Mischung ist aus den nachfolgenden

Kochvorschriften und der Ernährungstabelle zu ersehen). Die fertig gemischte Milch wird mit dem Löffel oder mit der Flasche gefüttert. Auf die Flasche wird ein Gummisauger gegeben, dieser muß sauber ausgekocht werden und ein kleines Loch haben, das mit einer glühenden, dünnen Nadel gestochen wird. Nach jedem Trinken muß der Sauger ausgewaschen und in einem trockenen zugedeckten Glas aufbewahrt werden. Ein Kind, das keine Muttermilch bekommt, muß erst recht mit zwei Monaten Obstsaft und mit vier Monaten Gemüse bekommen, weil es in der Kuhmilch nicht alle Nährstoffe bekommt, die in der Muttermilch enthalten sind. Gegen Ende des ersten Jahres kann man dem Kind etwas geschabten Speck mit gehackter Zwiebel auf das Brot streichen.

Ist zu wenig Muttermilch vorhanden, muß jedesmal erst die Brust gereicht werden und dann Kuhmilch nachgefüttert werden, niemals eine Brustmahlzeit ausschalten, sonst geht die Milch noch mehr zurück. Die so gefütterten Kinder müssen auch früh Gemüse haben.

Eine oft gefürchtete Zeit ist die des Zahnens. Diese Angst ist aber ganz unberechtigt, denn die Zähne wachsen ohne Krankheitsercheinungen. Freilich sind die Kinder manchmal durch das Abstillen oder durch Nahrungsänderung und Sommerhitze empfindlicher, leiden auch an Fiebererscheinungen, die nach den neuesten Ansichten das Wachstum der Zähne beschleunigen. Auch wenn die Zähne später kommen, aber das Kind dabei ganz gesund ist, braucht man sich keine Sorgen zu machen.

Licht, Luft und Sonne braucht der Säugling unbedingt zum Gedeihen, deshalb soll der Raum, in dem das Kind ist, nach Möglichkeit gegen die Sonne liegen und fleißig gelüftet werden, auch im Winter. Auch soll man das Kind nicht neben dem Ofen liegen lassen, da es ihm sonst zu warm wird und es sehr empfindlich gegen Krankheit werden kann. Das Lüften allein genügt nicht, man muß die Kinder zu jeder Jahreszeit, auch im Winter, wenn kein Wind und Nebel ist, hinaustragen und allmählich an die Luft gewöhnen. Am besten läßt man sie über Mittag draußen schlafen. Im Sommer müssen sie vor der Hitze geschützt werden, die Sonne darf ihnen niemals auf den Kopf scheinen, man bringt sie in den Schatten und, wenn es sehr heiß ist, ins Haus. Man kann auch die ganz kleinen Kinder manchmal im Zimmer frei strampeln lassen, freilich nicht zu lange, sie werden durch das kurze Luftbad viel widerstandsfähiger. Die Kleidung muß sich immer der Jahreszeit anpassen, im Sommer soll sie leicht sein, damit die Kinder nicht schwitzen, und im Winter entsprechend wärmer.

Bei guter Pflege, richtiger Ernährung, zweckmäßiger Kleidung, wird ein Kind, außer wenn es krank ist, immer guter Dinge sein. Man darf es nicht zuviel auf dem Arm herumtragen, oder ihm die Brust unnötig oft geben, sonst wird es verwöhnt und schreit gleich, wenn man nicht sofort Zeit für es hat.

Sehr wichtig in der Säuglingspflege ist das Beobachten des Kindes, ob Appetit, Stuhlgang, Stimmung immer in Ordnung sind. Wenn sich eine Veränderung zeigt, beobachten, ob sie anhält, dann gleich Fieber messen. Bei Fieber, wenn sich kein Ausschlag zeigt, beruhigt man ein Kind mit einem warmen Bad am besten, nur muß man darauf achten, daß es kein Luftzug trifft, besonders bei Erkältungskrankheiten hilft man dem Kind mit einem Bad sehr gut, man kann es sogar zweimal am Tag baden. Schnupfen und Husten bekommen Säuglinge meist durch Ansteckung von Erwachsenen oder anderen Kindern, bei ihnen können diese Krankheiten manchmal sehr übel werden, aus einem Schnupfen kann sich bei einem zarten Säugling leicht eine Lungenentzündung entwickeln, die nicht jeder überstehen kann. Daher muß man nach Möglichkeit alle erkälten Leute von den Kleinen fernhalten, die Mutter, die mit dem Kinde zu tun hat, muß sich, wenn sie krank ist, ein Tuch vor Mund und Nase binden, damit sie das Kind nicht anhaut.

Ist ein Kind wund, so badet man es nicht täglich, bloß jeden zweiten Tag und gibt dem Badewasser eine Abkochung von Weizenkleie bei. Auch nach der Verunreinigung wird das Kind mit Baumöl abgewaschen, weil Wasser auf die Wunde nicht günstig

wirkt. Auch wenn das Kind eine Kruste am Kopf hat, wird mit Öl und Kleiebädern am besten genügt.

Kinder, die nicht viel an die Luft und Sonne gebracht werden, und die kein Obst und Gemüse bekommen, können sehr leicht weiche Knochen bekommen, man fühlt das zuerst am Hinterkopf. Die Kinder sind dann meist schlechter Laune, schwitzen am Kopf, haben keinen guten Appetit. Diesen muß sofort Obst und Gemüse gegeben werden, man zeigt sie einem Arzte, sonst können sie krüppelhaft werden.

Eine sehr verbreitete Krankheit, besonders im Sommer, ist der Durchfall. Brustkinder bekommen ihn nicht so leicht, sie sind dagegen geschützt. Werden sie aber doch davon befallen, läßt man am besten alle andere Nahrung fort und gibt nur Brust. Hat die Mutter keine Brustmilch mehr, so gibt man dem Kinde 24 Stunden nur leichten Tee, damit der Darm ruhen kann; wird es schlechter, dann muß man den Arzt fragen, weil die Kinder bei Durchfall sehr von Kräften kommen, und schwache Kinder ihn nicht leicht überstehen. Vor allen Dingen darf ein Kind mit Durchfall Kuhmilch, Zucker und Fett nicht bekommen, weil die Krankheit davon nur schlechter wird. Darmstörungen kommen meist vor, wenn die Milch verdorben ist oder durch zu große Hitze, besonders wenn das Kind in der Sonne liegt. Der Durchfall ist sehr ansteckend, daher muß man andere Kinder von den Kranken fern halten.

Auch alle anderen ansteckenden Krankheiten treten nur dann in so großer Zahl auf, wenn man nicht genügend sorgt, um eine Uebertragung auf andere Kinder zu verhüten.

### Die Gewichtszunahme des Kindes.

Das neugeborene Kind wiegt durchschnittlich 3200 Gramm. Knaben sind meist schwerer als Mädchen. Es gibt aber viele Familien, in denen alle Kinder ein wesentlich geringeres Geburtsgewicht haben, doch vollkommen gesund sind. In der ersten Woche tritt gewöhnlich ein Gewichtsverlust von 100—300 Gramm auf, der nach 10—14 Tagen wieder ausgeglichen ist.

Gewicht am Ende des Monats	(Durchschnittszahlen)
1. Monat	4000 Gramm
2. Monat	4800 Gramm
3. Monat	5500 Gramm
4. Monat	6200 Gramm
5. Monat	6800 Gramm
6. Monat	7400 Gramm
7. Monat	7900 Gramm
8. Monat	8300 Gramm
9. Monat	8700 Gramm
10. Monat	9100 Gramm
11. Monat	9500 Gramm
12. Monat	9800 Gramm

Es ist weiter zu beachten und kann im allgemeinen gesagt werden: Bei gesunden Kindern ist das Geburtsgewicht nach fünf Monaten verdoppelt, nach einem Jahr verdreifacht, nach sechs Jahren sechsfacht, nach 13—14 Jahren verzehnfacht. Dabei kommen Gewichtsschwankungen und Stillstände vor, besonders im zweiten Halbjahre, ohne daß das Kind krank ist. Ein Kind wächst schneller, das andere langsamer und beide sind vollständig gesund. Man darf daher aus dem Gewichtsunterschied verschiedener Kinder nicht einfach Schlüsse auf die Entwicklung ziehen. Beachtenswert sind natürlich schnelle Gewichtsstürze und dauernde Gewichtsabnahme.

Tabelle für die künstliche Ernährung eines gefundenen Säuglings.

Alter	Zahl u. Größe der Einzel- mahlzeiten in Gramm	Tagesmenge in Gramm	Mischungsverhältnis	
1. Tag	—	—		
2. Tag	6×10	60	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
3. Tag	6×20	120	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
4. Tag	6×30	180	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
5. Tag	6×40	240	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
6. Tag	6×50	300	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
7. Tag	6×60	360	1 Teil Milch	1 Teil Wasser
2. Woche	5×100—120	500—600	1 Teil Milch	1 Teil Haferschl.
3. u. 4.	5×150	750	1 Teil Milch	1 Teil Haferschl.
2. Monat	5×160	800	1 Teil Milch	1 Teil Haferschl.
3. Monat	5×180	900	2 Teile Milch	1 Mehlabkochung
4.—6.	5×180—200	900—1000	2 Teile Milch	1 Mehlabkochung
7.—9.	5×200	1000	2 Teile Milch	1 Mehlabkochung

Zucker wird in Form von Zuckersyrup (siehe die Kochvorschriften) als ein Zehntel der Gesamtmenge zugesetzt. Vom Ende des 2. Monats an wird frischer Obstsaft, vom Ende des 4. Monats an wird mittags Gemüse statt der Flasche, vom 5. Monat an abends Grieß- oder Zwiebackbrei statt der Flasche gegeben. Sobald das Kind Gemüse, Brei und Eingebrocktes (Semmel) gut essen kann, wird Vollmilch gegeben. (8. Monat).

#### Kochvorschriften für das gesunde Kind. Saubere arbeiten! Vor Fliegen schützen.

Milch: Der beste Ersatz für die Muttermilch ist die Kuhmilch, die von gefunden Tieren stammt, sauber gewonnen, gekühlt und möglichst rasch transportiert werden muß. Sie muß nicht immer von der gleichen und trocken gefütterten Kuh stammen. (Die Grünfütterung erhöht den Vitamingehalt). Im Haushalt muß sie sofort kurz aufgekocht und durch Umrühren die Rahmbildung verhindert werden. Nachher wird sie rasch sehr abgekühlt, wobei ebenfalls beachtet werden muß, daß sich oben kein Rahm sammelt, weil die Milch sonst zu fettarm wird. Kühl aufbewahren! Ein dunkler, gut gelüfteter Raum eignet sich dazu am besten. Vor Gebrauch wird sie mit Verdünnungsflüssigkeit gemischt (erleichtert wird dies, wenn man dazu Fläschchen mit Grammeinteilung verwendet), und in warmem Wasser gewärmt.

Zucker: wird in Form von Syrup der Milch zugesetzt (Kristallzucker ist den Kindern am beförmlichsten, weil er den wenigsten Farbstoff enthält) 1 Deziliter Wasser mit 1 Deziliter Zucker gut aufkochen lassen und durch ein reines Tuch seihen.

Haferschleim: 2 schwach gehäufte Eßlöffel Hafersfloren werden mit 1/2 Liter kaltem Wasser und einigen Körnchen Salz angefüllt, weich gekocht und durch ein Haarsieb gegossen.

Mehlabkochung: Kochmehl wird in einem Pfännchen ohne Fett leicht gebräunt, 1 Eßlöffel voll wird davon in 1/2 Liter Wasser langsam eingerührt und mit etwas Salz gut aufgekocht.

Reis Schleim: (dünn) 1 Eßlöffel oder (dick) 2 bis 3 Eßlöffel gewaschener Reis werden mit 1 Liter Wasser auf kleinem Feuer ganz weich gekocht, dann durch ein Sieb durchgetrieben.

Halbmilch: (für Kinder bis zu 2 Monaten) 100 Gramm (1 Deziliter) Halbmilch wird aus 10 Gramm Zuckersyrup, 40 Gramm Hafer- oder Reis Schleim und 50 Gramm (1/2 Deziliter) Milch hergestellt.

Zweidrittelmilch: (für Kinder im Alter von über zwei Monaten) 150 Gramm (1 1/2 Deziliter) Milch und 50 Gramm (1/2 Deziliter) Wasser. Man schmilzt die Butter bei kleinem Feuer und läßt sie so heiß werden, bis die Dämpfe nicht mehr

säuerlich riechen, dann gibt man das Mehl hinein und läßt es hellbraun rösten. Dieses löst man mit dem Wasser auf, fügt den Zucker und, wenn es aufgeköcht ist, die Milch dazu und kocht es nur dann noch einmal, wenn die Milch roh ist. Bei Säuglingen unter 2 Monaten gibt man etwas weniger Butter und Mehl.

Grieß- und Zwiebackbrei: 2 gehäufte Kaffeelöffel Grieß oder gemahlener Zwieback, 2 gestrichene Kaffeelöffel Zucker, 100 Gramm (1 Deziliter) Milch und 120 Gramm Wasser. Milch und Wasser werden zum Kochen gebracht, dann mit dem Zucker und Grieß 10 Minuten gekocht.

Kinderschwamm: 10 Dekagramm Butter, 50 Dekagramm Mehl, 2 Eier, 10 Dekagramm Zucker,  $\frac{1}{4}$  Liter Milch, 1 Päckchen Backpulver. Die Butter wird schaumig gerührt, dann Eier, Zucker, Milch und zuletzt Mehl hineingegeben. In der Zwiebackform backen und nach dem Erkalten in Schnitten schneiden und rösten.

Hefezwieback:  $\frac{1}{2}$  Kilogramm Mehl, 2 Eier,  $\frac{1}{4}$  Liter Milch, 3 Dekagramm Butter, 2 Dekagramm Hefe, 9 Dekagramm Zucker. Daraus wird ein Hefeteig gemacht, der ziemlich fest sein soll. Man läßt ihn 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Stunden in der Zwiebackform gehen und bäckt ihn dann bei mittlerer Hitze. Erkalten in Scheiben schneiden und hellgelb rösten.

Grießbrühe: 1 gehäufte Eßlöffel feiner Grieß wird in  $\frac{1}{4}$  Liter abgeseiftete Fleischbrühe unter stetem Rühren 15 bis 20 Minuten gekocht.

Gemüsebrei: Jede Art frisches Gemüse mit Ausnahme von Kraut kann als Kindergemüse zubereitet werden. Es wird gewaschen, geschnitten und in ein wenig Butter oder Fett vorgedünstet. Dann werden geschälte, gewaschene Kartoffeln und eine entsprechende Menge Wasser zugegeben (man rechnet Kartoffeln und Gemüse zu gleichen Teilen). Das Ganze wird weich gedämpft oder gekocht, ein wenig Einbrenn oder gebräuntes Mehl dazugegeben, schwach gesalzen evtl. gezuckert und samt der Flüssigkeit durch ein Haarsieb getrieben. Es soll fertig ein dickflüssiger Brei sein.

Rohes Obst ist sehr zuträglich, nur muß es in kleinen Mengen in Form von Saft, gerieben (als dünner Brei) gegeben werden.

Möhrensaft ist ein vitaminreicher Zusatz und Ersatz für Obst und frisches Gemüse. Die Möhren werden abgeschabt, auf dem Reibeisen gerieben, der Saft durch ein Tuch gepreßt und entweder löffelweise roh gegeben oder sonstiger Nahrung zugefügt.

Suppen: Größeren Kindern können die landesüblichen Gemüsesuppen mit Einbrenn und Brot abwechselnd mit Gemüsebrei verabfolgt werden.

Obstbrei mit Zwieback und Kekes: Das Obst (Äpfel, Erdbeeren, Pfirsich, Aprikosen, Pflaumen, Trauben, Bananen) wird geschält und hartes Obst auf der Glasreibe zerrieben, weiches Obst mit der Gabel zerdrückt. Dann werden geriebener Zwieback oder Kekes hinzugefügt und, wenn der Brei zu trocken ist, etwas gekochtes Wasser damit vermengt.

Apfelmus: Äpfel werden geschält, mit wenig kochendem Wasser weich gekocht und gesüßt.

Apfelmüsli (nach Bircher Benner): Ein gestrichener Eßlöffel voll Haferflocken wird mit drei Eßlöffel Wasser 12 Stunden aufgeweicht, dazu der Saft einer halben Zitrone und ein Eßlöffel gezuckerte Milch (Vollmilch) gegeben. Hierzu werden zwei kleine oder ein großer geriebener Apfel gut eingemischt (bis zum 2. Lebensjahr ohne Schalen und Kern), zuletzt 1 Eßlöffel geriebene Nüsse aufgestreut. Statt Apfel kann jedes andere Obst, statt Milch Honigwasser (1 Teil Honig, 3 Teile Wasser) verwendet werden.

Rote Grütze: 200 Gramm (2 Deziliter) mit Wasser verdünnten Fruchtsaft läßt man mit Zucker aufkochen, dann fügt man 2 gehäufte Kaffeelöffel Grieß hinzu und läßt dieses unter Rühren 10 Minuten kochen und dann erkalten.

## Für Kleinkinder.

**Rohes Eigelb:** Das Eigelb wird gequirlt und mit einem gestrichenen Kaffeelöffel Zucker verrührt und gefondert gegeben oder einer Breimahlzeit zugesügt.

**Gebratene Leber:** Die gehäutete, in Scheiben geschnittene Kalbsleber wird in Butter auf beiden Seiten zu brauner Farbe kurz gebraten, dann gesalzen, durch die Maschine getrieben, zuletzt durch ein Sieb passiert.

**Speck** wird fein gehackt, mit wenig fein gehackter Zwiebel gemischt und auf Brot gestrichen.

**Kalbshirn:** Das Hirn wird gewässert, bis das Wasser nicht mehr blutig ist, dann wird es zweimal mit kaltem Wasser bis zum Kochen gebracht, kalt gespült und gehäutet. Das Hirn wird dann in Butter leicht gebraten und passiert.

**Schokoladen-Aufstrich:** Für manche Kinder ist Schokolade eine große Freude und bringt auch schlechte Esser zur Nahrungsaufnahme, doch darf sie nicht täglich gegeben werden. Man mischt ein wenig geriebene Schokolade mit Butter und streicht es aufs Brot.

**Nußaufstrich:** Geriebene Nüsse werden mit ein wenig Marmelade gemischt und aufgestrichen.

**Sagouauflauf:**  $\frac{1}{3}$  Liter Milch, 1 gehäufte Eßlöffel Sago, 1 gestrichener Kaffeelöffel Butter, 2 gestrichene Kaffeelöffel Zucker, 1 Ei. In die kochende Milch läßt man den gewaschenen Sago einkochen und auf der Seite des Herdes quellen. Unterdessen rührt man die Butter schaumig, gibt den Zucker hinzu, der noch einige Minuten mitgerührt wird, dann das Eigelb und den Sagobrei, zum Schluß den steifen Schnee.

**Schnee:** Die Masse wird in ein vorgerichtetes, geschmiertes und mit Brösel bestreutes Pfännchen gefüllt und in der Röhre gebacken.

**Zwiebackpudding:** 2 Zwiebackchen, 2 gestrichene Kaffeelöffel Zucker, 1 Ei, ein Achtel Liter Zitronenwasser mit 2 gehäuften Kaffeelöffeln Zucker gesüßt. Die Zwiebacke werden gemahlen, das Eigelb und Zucker schaumig gerührt, Zwieback und zuletzt der Schnee zugegeben. Alles wird in eine mit Butter geschmierte Form gegeben und im Wasserbad,  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  Stunde gekocht. Der Pudding wird gestürzt und mit dem Zitronenwasser übergossen.

**Mondaminpudding mit Ei:**  $\frac{1}{3}$  Liter Milch, 2 gestrichene Kaffeelöffel Zucker, 1 Ei, 3 gestrichene Kaffeelöffel Mondamin. Die Hälfte der Milch wird gekocht, mit der anderen Hälfte das Mondamin angerührt und in die kochende Milch eingerührt, 5 Minuten kochen lassen, dann rasch Eigelb und Zucker, zuletzt den Schnee eingerührt. Die Masse wird in eine mit Wasser beschwenkte und mit Zucker bestreute Form gefüllt und in kaltes Wasser zum Steifwerden gestellt, gestürzt, mit Himbeer- oder einem sonstigen Obstsaft gegeben.

Derselbe Pudding kann ohne Ei, nur mit Zucker gemacht werden.

## Für das kranke Kind.

Nur gegen ärztliche Verordnung.

**Eiweißmilch:** In ein Liter ungekochte Vollmilch werden 3 Gramm Calcium lacticum (aus der Apotheke) eingerührt und langsam (erst am Ofenrand) zum Heißwerden gebracht, wobei die Milch gerinnt. Diese Masse gießt man in ein reines Tuch und läßt die Molke in ein reines Gefäß abrinnen. Die im Tuch gebliebene Käsemasse wird wenigstens 4mal durch ein feines Haarsieb gestrichen und nachher mit  $\frac{1}{2}$  Liter der Molke und  $\frac{1}{2}$  Liter Wasser vermengt, unter ständigem Rühren (um ein erneutes Gerinnen zu verhüten) kurz aufgekocht und unter Weiterrühren zum Abkühlen gebracht. Gesüßt wird diese Milch nach ärztlicher Angabe.

**Malzsuppe:** 100 Gramm (1 Deziliter) Wasser, 50 Gramm ( $\frac{1}{2}$  Deziliter) Milch, 3 gestrichene Kaffeelöffel Malzsuppenextrakt (aus der Apotheke), ein schwach gestrichener Kaffeelöffel Mehl. Das Mehl wird mit einem kleinen Teil des Wassers zu einem Brei gerührt, ebenso wird das Malz mit etwas warmen Wasser verrührt und beides zusammen aufgekocht, dann gibt man die Milch dazu und kocht das Ganze 2 Minuten.

# Ländliche Arbeiten durch's Jahr

## Januar.

**Auf Feld und Wiese.** Das Frostwetter gestattet nur wenig äußere Arbeit. Ist der Boden nicht zu sehr gefroren, kann man die Gräben ausbessern, unter Umständen auch tief ackern; ist die Erde gefroren, empfiehlt es sich, den Dünger auf das Feld hinauszuführen und sofort auszubreiten. Im Winter lassen sich die schwachen Saaten mit zerteiltem, gut ausgereiftem Dünger oder Kunsdünger überdüngen; das ist von besonderer Wichtigkeit auf den Wiesen, die sich namentlich für Kompostdünger und für Asche durch guten Ertrag dankbar erweisen.

**Im Garten.** Bei mildem Wetter graben wir und wenden den Boden; bei trockenem Frost schaffen wir den Dünger herbei. Diesen Monat nützen wir zur Ausbesserung der Gartenwerkzeuge und deren Vorbereitung für den Gebrauch aus. Auch für die Beschaffung der Samereien haben wir jetzt vorzusehen.

**Im Obstgarten.** Das zur Veredelung notwendige Edelreis ist jetzt zu schneiden und im trockenen Sand bis zum Frühjahr aufzuheben. Die trockenen Reiser- und die Raupennester sind fleißig zu reinigen. Die Johannis- und die Stachelbeeren kann man bereits beschneiden. Günstigste Zeit für den Dung der Obstbäume.

**Im Weingarten.** Beste Zeit zur Verrichtung der Erdarbeiten für die Frühlingspflanzungen und das Düngen. Behufs Ersatz der fehlenden Pfähle beschaffen wir die neuen, die wir zurechtspitzen und instandsetzen.

**Im Keller.** Wenn es noch nicht geschehen, muß der junge Wein unbedingt abgezogen und wöchentlich oder alle vierzehn Tage ordentlich aufgefüllt werden. Die leeren Fässer sind zu schwefeln.

**Im Stalle.** Das Vieh arbeitet jetzt wenig, ist aber dennoch wohl zu betreuen; man soll es nicht zu stark füttern, aber auch nicht Hunger leiden lassen. Man Sorge dafür, daß das Stallvieh täglich genügend Bewegung im Freien habe. Die Muttertiere sind gut zu halten, damit sie ihr Neugeborenes entsprechend säugen können.

**Im Bienenhaus.** Bei starker Kälte sind die Bienenstöcke zuzudecken. Die notleidenden Stöcke sind mit Honig oder mit Zucker zu füttern. Die Fluglöcher beschattete man mit Brettern, damit eine stärkere Sonnenstrahlung die Bienen nicht etwa ins Freie locke.

## Februar.

**Auf Feld und Wiese.** Bei günstigem Wetter ist das im Herbst unterbliebene Ackern nachzuholen. In sandigem Boden, in trockener Lage kann man zu Ende des Monats bereits Sommerweizen, Gerste, Erbsen, Hafer, anbauen. Auf den Wiesen sind, sobald das Wetter sich lindert, die Maulwurfshügel und Ameisenhaufen zu glätten; das stärkere Unkraut auszurotten und zu verbrennen.

**Im Garten.** Der Boden ist für den Anbau vorzubereiten. Die wärmer und trockener gelegenen Stellen kann man auch schon mit Petersilie, Karotten, Spinat, besäen. Jetzt ist die Zeit zum Herrichten der Mistbeete.

**Im Obstgarten.** Mit dem Verpflanzen kann man schon beginnen, ebenso mit dem Beschneiden der Steinfruchtbäume. In diesem Monat kann man auch mit der Winterveredelung beginnen.

**Im Weingarten.** Das Düngen und das Sammeln der glatten Reben ist zu vollenden, bei milder Witterung kann zu Monatsende schon die Anpflanzung der Reben

und das Stützen beginnen. An trocken und günstig gelegenen Stellen kann bereits mit dem Aufmachen der Anfang gemacht werden. Bei den Neupflanzungen stecken wir die Pfähle aus. Die zur Veredelung nötigen Reben sind jetzt zu sammeln. Die zum Verkauf bestimmten glatten oder Wurzelreben sind aus dem Keller oder der Grube herauszunehmen und das Verpacken zu beginnen.

**Im Keller.** Die Weine sind unbedingt abzuziehen und ordentlich aufzufüllen.

**Im Stalle.** Das Zugvieh ist für die Frühjahrszeit durch kräftiges Futter gehörig vorzubereiten. In diesem Monat beginnt das Belegen der Stuten. Die an warmen Orten gehaltenen Hennen beginnen bereits zu legen und zu brüten. Ihr frühes Sigen ist möglichst zu fördern, denn die Erstlinge der jungen Hühner bringen das meiste Geld.

**Im Bienenhaus.** Bei schönem, sonnigem Wetter kann man die Bienen zur Reinigung herauslassen. Die schwächeren Familien sind in diesem Monat jedenfalls zu füttern, denn die Bienen beginnen bereits die Vermehrung und wenn sie nicht genügend Nahrung haben, werfen sie die Brut aus den Zellen heraus. Untersuchen wir unsere Imkerwerkzeuge und sorgen wir für den Ersatz etwaiger Mängel.

### M ä r z.

**Auf Feld und Wiese.** Ist das Erdreich entsprechend trocken geworden, muß man mit dem Anbau des Sommergetreides sofort beginnen. Wenn wir unsere Felder im Herbst gepflügt haben, können wir nach kräftigem Eggen ohne neuerliches Ackern die Ausfaat vornehmen. Je früher bauen wir den Klee und auch die Luzerne an, diesen können wir auch zusammen mit dem Sommergetreide aussäen. Die Treibeete für die Tabakpflanzen sind herzurichten und wenn sie sich durchwärmt haben, ist der Tabakfamen anzubauen, um Frühpflanzen zu erlangen. Auf den Wiesen haben wir mangelhafte Stellen durch Neusfaat zu ergänzen und die Wiese, sowie das Luzerne- und das Kleefeld gut zu eggen.

**Im Garten.** Bei Eintritt wärmeren Wetters können die verschiedenen Gemüsesamen gesät werden.

**Im Obstgarten.** Das Beschneiden soll beendet werden, die Veredelung kann erfolgen; die Vertilgung der Raupennester muß beendet werden.

**Im Weingarten.** Die Reben sind auszupflanzen und sobald der Frost nachgelassen hat, sind die Weinstöcke abzudecken; doch darf man nicht zu zeitig beschneiden, denn die Stöcke setzen bald Triebe an, die durch frühen Frost leicht zugrundegehen. Im März hat man nach dem Aufdecken die Weinstöcke zum ersten Male zu behauen. Das Stürzen ist gleichzeitig mit dem Düngen zu beendigen. Die Veredelung der Reben ist fortzusetzen.

**Im Keller.** Das fleißige Nachfüllen und Reinigungsarbeiten sind die einzigen Berrichtungen.

**Im Stalle.** Das Zugvieh ist gut zu füttern, damit es durch die viele und anstrengende Frühjahrsarbeit nicht zu sehr hergenommen wird. Das Herdenvieh kann bei günstiger Witterung schon auf die Hutweide getrieben werden. Die Hennen sind zur Brut zu setzen.

**Im Bienenhaus.** In diesem Monat feimen die Bienen bereits den Honig der ersten Blüten ein. Es empfiehlt sich, den Bienen ein wenig Weizenmehl zu geben, weil sie dies statt Blütenstaub zur Fütterung des Nachwuchses benützen können. Die Stöcke sind zu öffnen, damit die Bienen behufs Reinigung ausfliegen können; ist den Stöcken der Honig ausgegangen, muß man die Bienen künstlich nähren, damit sie bis zur Zeit des Honiggammelns nicht zugrundegehen.

## April.

**Auf Feld und Wiese.** Der Dünger für Mais und Rübe ist, sollten wir dies im Herbst verfaämt haben, jetzt hinauszuschaffen und vor der Ausfaat unterzuackern. Die Erdäpfelknollen sollen vor dem Einlegen in freier Luft einige Tage welken. Das Mißbeet für den Tabak muß fleißig gelüftet werden, damit die Pflänzchen vor dem Auspflanzen entsprechend erstarcken. Wenn die Pflänzchen zu dicht stehen, ziehen wir die stärkeren heraus und stecken sie in gute Gartenerde, damit sie Wurzel fassen und zum Nachpflanzen dienen können. Gegen Ende des Monats kann frühgefäter Futterroggen schon gemäht werden.

**Im Garten.** Jegliche Gartenpflanze, auch Gurke und Kürbis kann ausgefät werden.

**Im Obstgarten.** Mit dem Beschneiden muß man fertig sein, bevor die Triebe ansetzen. Die in Blüte stehenden Aprikosen und Pfirsiche sind bei Frostwinden mit Matten zu bedecken, um vor dem Erfrieren bewahrt zu bleiben.

**Im Weingarten.** Das Aufdecken und Beschneiden, daneben das Anpfählen sind die Hauptarbeiten. Die aus dem Kopf und dem Halse des Weinstockes sprossenden Augen sind sofort mit dem Fingernagel zu entfernen, damit sie die Kraft des Weinstockes nicht berauben. Jetzt ist die beste Zeit zum Auspflanzen der Veredelungen. Gegen die Spätfröste haben wir uns entsprechend zu wehren. Es ist auch die günstigste Zeit für die Frühjahrsbehandlung mit Schwefelkohlenstoff.

**Im Keller.** Die in Nachgärung gekommenen Weine sind mit Gärspünden zu versehen und nach Beendigung der Nachgärung aufzufüllen. Gegen Ende des Monats ist der junge Wein zum zweiten Male abzuziehen.

**Im Stalle.** Das Zugvieh ist gut zu halten. Das Jungvieh ist auf die Weide zu treiben. Doch haben wir mit dem Hinaustreiben auf die Weide vorsichtig zu sein und das Vieh erst dann hinauszulassen, wenn die Weide schon trocken geworden ist; vor dem Hinaustreiben ist dem Vieh ein wenig Trockenfutter zu verabreichen.

**Im Bienenhaus.** Der Umzug aus den Stochkörben in die Bienenstöcke ist jetzt zu bewerkstelligen. Der Bau und die Vermehrung nimmt jetzt rapid zu. Stärkeren Stämmen ist eine künstliche Anlage zu geben. Die Fütterung ist im Bedarfsfalle fortzusetzen. Die Fluglöcher sind, solange das Wetter kühl ist, etwas enger zu halten.

## Mai.

**Auf Feld und Wiese.** Das behufs Erlangung von Grünfutter abgemähte Kornfeld kann man nach neuerlichem Aufbrechen und Düngen mit Mais, Bohnen und Mißchling bebauen, oder mit Tabak bepflanzen. Die Erdäpfel und der Kukuruz sind zu bebauen, die Auspflanzung des Tabaks zu beenden. Luzerne, Rotklee, Eparsette können als Futter gemäht werden.

**Im Garten.** Die Hauptarbeit bildet die Pflege der Anpflanzungen, das Jäten, Behauen, Begießen. Melonen, Kürbis, Gurken können schon ins freie Feld angebaut werden. Die Paradeispflänzlinge sind auszusetzen.

**Im Obstgarten.** Die schädlichen Insekten und Raupen haben wir fleißig auszurotten; die Bastardtriebe sind zu entfernen.

**Im Weingarten.** Die Auswahl der Triebe ist zu beenden, der Weinstock aufzubinden, zum zweiten Male zu bebauen und die erste Besprengung gegen *Peronospora* zu geben. Auch die Grünveredelung kann begonnen werden. Gegen Spätfröste der frühen Morgenstunde wehren wir uns durch Räuchern. In den gepfropften Anlagen müssen wir die Wurzeln, welche aus dem Edelteil entspringen, entfernen, damit der Stoc nicht geschwächt werde. Das erste Binden ist noch vor der Blüte zu vollenden.

Im Keller. Das zweite Abziehen der frischen Weine darf nicht länger aufgehoben werden; die alten Weine sind gleichfalls abzuziehen.

Im Stalle. Den zeitig geworfenen Füllen kann man bereits Hafer und gutes Heu verabreichen. Falls wir Schafe besitzen, welche zweimal geschoren werden, ist die erste Schur jetzt vorzunehmen.

Im Bienenhaus. Den schwächeren Familien kommen wir mit ein bis zwei Bruträhmchen zu Hilfe. Der Brutraum ist zu erweitern, hernach öffnen wir auch den Honigraum. Das Schwärmen nimmt seinen Anfang, der Imker ist jetzt sehr beschäftigt, es heißt fleißig sein, denn die zeitigen Schwärme sind die besten. Falls die Akazien gut blühen, kann auch das erste Honigschleudern vollzogen werden.

## Juni.

Auf Feld und Wiese. Die wichtigste Aufgabe ist das Behauen von Erdäpfeln, Rübe und Kukuruz. Jetzt ist die höchste Zeit für das Aufackern der Brachfelder. Im Tabakfelde ersetzen wir die zugrundegegangenen Tabakpflanzen durch frische. Da nach Peter und Paul die neue Ernte beginnt, sind auch die Erntewerkzeuge ehestens in Ordnung zu bringen. Hirse und Mohar kann man in Frühstoppelfeldern unbesorgt anbauen. Die Heumahd und Heimfuhr ist in diesem Monat gleichfalls zu beenden.

Im Garten. Das Unkraut ist fleißig zu jäten, nach Bedarf muß man behauen und begießen. Die Pflänzlinge für das Winterkraut sind noch in diesem Monat auszusetzen.

Im Obstgarten haben wir die Reinigung zu besorgen. Kirscheln und Weichsel reifen jetzt. Die Vögel schrecken wir mit Papierstücken ab, die wir an Spagat befestigen.

Im Weingarten. Während der Blütezeit darf keinerlei Arbeit vorgenommen werden. Nach Ablauf der Blüte behauen, jäten und binden wir. Gegen Peronospora besprengen wir zum zweiten Male.

Im Keller. Das zweite Abziehen der frischen Weine ist zu beenden. Wenn notwendig, muß der Wein in diesem Monat geklärt werden, denn später ist dies nicht mehr zweckmäßig.

Im Stalle. Unserem gesamten Viehbestand geben wir grünes Futter. Doch haben wir zu sorgen, daß dies nicht jäh erfolge, sondern langsam und stufenweise, damit das Vieh sich an das grüne Futter gewöhne.

Im Bienenhaus. Das Schleudern wird fleißig betrieben. Die ausgebeuteten Waben tauchen wir in reines Wasser und stellen sie in den Bienenstock wieder zurück. Das Schwärmen schränken wir ein, damit die starken Stämme nicht geschwächt werden. Bei regnerischem und windigem Wetter müssen wir den Schwärmen Nahrung zukommen lassen.

## Juli.

Auf Feld und Wiese. Die Hauptarbeit bilden das Ernten und Einbringen des Getreides. Die Stoppelfelder sind sofort zu pflügen. In Gegenden, wo man um diese Zeit auf Regen hoffen kann, bebaut man kräftig das Stoppelfeld mit Mohar und Hirse oder Stoppelrüben, die im Laufe des Herbstes befriedigende zweite Ernte bieten. Die Felder für den Wintereraps, sowie für die Brachfelder sind jetzt zu pflügen. Mit dem Tabakrupfen kann begonnen werden, ebenso wie mit dem Pankulieren des Zigarettentabaks.

Im Garten. Die Zwiebelgewächse können schon ausgehoben werden. Kraut ist sorgfältig zu behauen. Die Raupen sind zu sammeln und auszurotten.

**Im Obſtgarten.** Die Veredelungen ſino zu prüfen, die neuen Triebe auszubinden. Mit dem Trocknen der Apfel kann begonnen werden.

**Im Weingarten.** Das nachträgliche Binden, die Nachtriebe und das Aufrichten geben die Hauptarbeit. Jetzt iſt die Zeit für das dritte Behauen und das zweite Beſprengen gegen Peronospora. In der Reſchule ſorgen wir für das zeitweiſe Aufmachen der Pflöpfung und die BERMÜRBUNG des Bodens.

**Im Keller.** Das ordentliche Auffüllen dürfen wir nicht verſäumen.

**Im Stalle.** Auf das Zugvieh iſt gut zu achten, es iſt gut zu nähren, denn in dieſem Monat hat es mit der Einfuhr und der Vorbereitung des Herbſtanbaues viel zu tun. In der ſtarken Arbeitszeit haben wir dem Vieh außer der Weide auch noch im Stalle kräftiges Futter zu geben.

**Im Bienenhaus.** Bei anhaltender Trockenheit müſſen wir den Bienen fleißig zu eſſen und zu trinken geben, weil ſie ſich ſonſt leicht zum Raub verleiten laſſen. Wo genügend Bindebäume ſtehen, können auch die Julischwärme noch zu Kräfen gelangen. Nach Beendigung des Schwärmens haben wir die Stöcke zu unterſuchen und wo keine Königin iſt, dorthin haben wir eine Reſervekönigin unterzubringen. Die Fluglöcher ſind zu verengern, damit die Bienen ſich leichter gegen Raub wehren können.

## A u g u ſ t.

**Auf Feld und Wieſe.** Das Uckern der Stoppelfelder und der Brache iſt fortzuſetzen. Flachs und Hanf, wenn der Samen reif iſt, müſſen jetzt ausgerauft und die Stengel geröſtet werden. Mohar iſt als Futter zu mähen und daraus Heu zu machen. Erbsen, Fiſolen, Linſen ſind zu ernten und zu dreſchen, Futterroggen, vermengt mit Wicke oder Erbsen, hat man jetzt zwecks Frühjahrsfütterung anzubauen. Weiſer Senf, Spargel, Incarnatkleee können jetzt auch zu grünem Herbſtfutter oder zur Weide angebaut werden. Das Pflücken und Trocknen der Tabakblätter kann beginnen. Aus dem Miſchlingüberſchuß läßt ſich jetzt am beſten für den Winter geſäuertes Futter zubereiten.

**Im Garten.** Die Frühkartoffel ſind herangewachſen. Der Mohn iſt reif; die Köpfe ſind abzuschneiden, zu ſammeln und vor dem Auslöſen zu trocken. Der Same von Winterſalat iſt zur Erzielung von Pflänzlingen auszuſäen.

**Im Obſtgarten.** Die überladenen Fruchtzweige ſind zu ſtüzen. Die Veredelung aufs ſchlafende Auge kann begonnen werden. Die Vermehrung der Erdbeeren kann durch Entfernung der Rankentriebe gefördert werden. Die Himbeerpflöpfung, die ſchon Frucht getragen haben, ſind abzuschneiden, damit die jungen Triebe ſich umſo beſſer entwickeln.

**Im Weingarten.** Nach nachholendem Binden, die Entfernung der Nachtriebe und das Aufrichten iſt zu beenden. Der Weingarten iſt, wenn ſich Unkraut zeigt, nochmals zu behauen und nach Bedarf noch eine Beſprengung gegen Peronospora vorzunehmen. Die zur Weinleſe notwendigen Gefäße und Werkzeuge ſind langſam vorzubereiten. Bei den Deſſerttrauben entfernen wir einige Blätter des allzudichten Laubes, damit ſie raſcher reifen mögen. Die Erſtlinge der Deſſerttrauben können ſchon geſchnitten werden.

**Im Keller** iſt die einzige Verrichtung das ordentliche Nachfüllen der Weine.

**Im Stalle.** Das Zugvieh hat viel Arbeit, muß alſo gut gehalten werden.

**Im Bienenhaus.** Die Bienen hören mit dem Wabenbauen bereits auf. Denken wir gemach an die Einwinterung. Hat irgendeine Familie nur geringen Honigvorrat, müſſen wir ſie füttern. Die Drohnen ſind auszurotten. Der Überſchuß an Honig iſt jetzt auszuschleudern.

## September.

Auf Feld und Wiese. Mitte des Monats kann der Roggenbau bereits in Angriff genommen werden. Die freigewordenen Felder sind sofort aufzuackern. Auf der Wiese ist die Grummetmahd je früher zu beenden. Auch mit dem Abbrechen der Tabakblätter darf nicht mehr gezögert werden, denn sobald die Regenzeit beginnt, trocknet der Tabak nur sehr langsam und schlecht, so daß wir starken Schaden leiden.

Im Garten. Die Peterfilien und die Karotten zu Grünzeugerstlingen sind anzubauen. Frühkraut ist abzuschneiden, Paradeis und Paprika abzupflücken und letztere zum Trocknen aufzuschütten.

Im Obstgarten. Das gereifte Obst ist abzupflücken, zu sortieren und für den Winter aufzuheben; jetzt ist die Zeit für das Trocknen der Pflaumen und für die Leckwarbereitung. Für die anzupflanzenden Bäume sind Gruben zu graben.

Im Weingarten. Die Frühforten reifen jetzt und können für den Transport gepflückt werden. Zur Veredlung empfiehlt sich der Gebrauch von hausindustriell hergestellten Körben. Die Fochung ist gegen Vögel und Diebe zu schützen. In den Parzellen mit gleicher Sorte sind die nicht hingehörigen Stöcke zu bezeichnen, damit sie gelegentlich entfernt und durch geeignete neue Stöcke ersetzt werden können. Die Veredelungen sind von der Erdoberfläche zu befreien.

Im Keller. Die neuen Weine sind zum dritten Male abzuziehen.

Im Stalle. Die Schafe läßt man jetzt bespringen, damit sie im Februar Lämmer bringen. Die Hutweide bietet gewöhnlich um diese Zeit nicht mehr genug Nahrung, deshalb muß man auch Stallfutter verabreichen.

Im Bienenhaus. Das Einwintern darf nicht länger verschoben werden. Jetzt lassen sich die Bienenfamilien am leichtesten vereinigen. Hierbei haben wir darauf zu achten, daß wir der Bienenfamilie stets die schönere und jüngere Königin erhalten.

## Oktober.

Auf Feld und Wiese. Der Anbau des Winterweizens muß bis Ende dieses Monats bewerkstelligt sein. Erdäpfel und alles Rübenzeug muß noch vor Eintritt des Frostwetters aus der Erde genommen werden. Die Felder für die Frühjahrssaat hat man jetzt tief zu ackern. Die fehlerhaften Luzerne- und Kleefelder sind aufzubrechen.

Im Garten. Die Pflänzchen für den Wintersalat sind auszusetzen. Alle Produkte sind einzuheimsen und die Gartenbeete umzugraben. Die Gartenwerkzeuge klauen wir zusammen und heben sie für das nächste Jahr auf.

Im Weingarten. Wir halten jetzt die Weinlese. Wir bezeichnen die zur Vermehrung geeigneten Weinstöcke, um ihnen später die Pflanzreben zu entnehmen.

Im Keller. Das Gären des Mostes nimmt die hauptsächlichsten Sorgen in Anspruch.

Im Stalle. Wenn das Grünfutter und die Weide zu versagen beginnt, gewöhnen wir das Vieh langsam an die trockene Winterfütterung. Die schlechten Zugochsen mußten wir aus; die Mutterschweine müssen belegt werden, um bei Zeiten Ferkel zu gewinnen. Zur Eichelfütterung sind die Schweine jetzt in den Wald zu treiben.

Im Bienenhaus. Die Einwinterung ist unbedingt zu beenden. Auch mit der Notfütterung muß man sich jetzt beeilen. Die Bienenstöcke dürfen wir jetzt nicht aufmachen, wenn nicht ein besonderer Umstand dazu zwingt. Das Flugloch ist derart zu verengen, daß gleichzeitig nur eine einzige Biene Durchlaß findet. Ganz darf man es nicht schließen, damit etwas Luft in den Stock gelange. Die gesunden, leeren Waben, hängen wir an luftigen Stellen auf. Den Überschuß an Waben schmelzen wir ein.

## November.

**Auf Feld und Wiese.** Solange die Witterung es ermöglicht, setzen wir das tiefe Aekern fort, damit wir das Sommergetreide nicht in frischgepflügtes Feld, sondern bloß in stark geeegten Boden zu bauen brauchen und die Frühjahrsfaat rascher beenden können. Bei sehr günstigem Wetter kann man sogar den verspäteten Herbstanbau nachholen, doch das verspricht nur mehr sehr unsicheres Ergebnis. Wenn die Wiesen und die Weiden stark durchnäßt sind, dürfen wir das Vieh nicht darauf lassen. Wenn der getrocknete Labak weich geworden ist, haben wir mit dem Glätten und dem Bündeln zu beginnen.

**Im Garten.** Die Hauptarbeit bilden das Aufgraben und Düngen des Gartens. Im Freien überwinterten Spinat, Petersilie, Kohl, Kohlrübe sind für die Zeit der trockenen Fröste mit Stroh zuzudecken.

**Im Obstgarten.** Johannis- und Stachelbeeren kann man jetzt beschneiden. Die Obsteslinge sind gegen das Nagen der Hasen mit Stacheln zu umbinden. Die Rinde der Bäume reinigen wir mit einer Drahtbürste und bestreichen sie mit einem aus Lehm und Kalk verfertigten Brei. Die Aprikosen und Pfirsichbäume umwinden wir mit Stroh, um deren Augen gegen den Frost zu schützen.

**Im Weingarten.** Die Weinstöcke decken wir zu, die Reben der Laube ziehen wir herab und decken sie gleichfalls zu. Wir beginnen mit dem Wenden des Bodens für die Neupflanzungen. Die geeigneten glatten Reben sammeln wir ein und heben sie im Keller oder in Gruben auf.

**Im Keller.** Die vergorenen neuen Weine sind aufzuschütten.

**Im Stalle.** Nach Beendigung der Herbstarbeit setzen wir das Zugvieh auf schmalere Kost, doch haben wir die trächtigen Liere gut zu halten. Das in den Stall gezwängte Vieh soll man täglich im Freien sich bewegen lassen.

**Im Bienenhaus.** Alle Arbeit mit den Bienen ist vollbracht. Die Stöcke dürfen wir unter keiner Bedingung aufmachen. Einer Fütterung bedarf es nicht mehr. Die Stöcke sind gegen den Wind zu schützen.

## Dezember.

**Auf Feld und Wiese.** Mit Eintritt der kälteren Witterung läßt sich das Hinausführen des Düngers beenden. Das Glätten und Bündeln des Labaks ist zu vollenden, denn mit Ende des Monats beginnt die Einlösung. Auf den Wiesen ist die Düngerezufuhr gleichfalls die einzige Arbeit.

**Im Garten.** Das Wenden des Erdreiches können wir an milden Tagen bewerkstelligen. Die eingemieteten Wurzel- und Knollengewächse untersuchen wir sorgfältig und entfernen die angefaulten, damit sie nicht auch die übrigen anstecken.

**Im Obstgarten.** Das Düngen der Obstbäume ist die einzige Arbeit.

**Im Weingarten.** Die glatten Reben können eingefammelt und frostgeschützt vergraben werden. Das Rigolen, das Grabenziehen für die neuen Frühjahrsanpflanzungen kann man fortsetzen. Jetzt läßt sich am besten Dünger in den Weingarten schaffen. Die beste Zeit zum Herrichten der Pfähle.

**Im Keller.** Die vergorenen Weine füllen wir auf und gegen Ende des Monats, wenn sie sich schon geklärt haben, ziehen wir zum ersten Male ab.

**Im Stalle.** Wir sorgen für gehörige Fütterung des Stallviehs, achten aber auch auf seine Gesundheit, weshalb wir ihm täglich etwas Bewegung verschaffen und den Stall lüften.

**Im Bienenhaus.** Wir sorgen für die Winterruhe der Bienen. Auch das geringste Geräusch ist zu vermeiden, denn es regt die Bienen auf, sie verlassen die wärmende Ansammlung, erkälten sich und gehen leicht zugrunde. Die Fluglöcher sind vor dem trügerischen Sonnenschein zu schützen, damit sich die Bienen nicht hinauslocken lassen und die Ausflügler dann durch den Frost umkommen. Die Bienenkörbe sind auch gegen schädliche Vögel, besonders aber gegen Mäuse zu schützen.

## Trächtigkeits- und Brütkekalender

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Tragzeit bei			
	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen und Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage
zwischen dem	zwischen dem	zwischen dem	zwischen dem	zwischen dem
1.—15. Januar	2.—16. Dezember	8.—22. Oktober	4.—18. Juni	23. April—7. Mai
16.—31. " "	17. Dez.—1. Januar	24. Okt.—7. November	19. Juni—4. Juli	8.—23. Mai
1.—15. Februar	2.—16. Januar	8.—22. November	5.—19. Juli	24. Mai—7. Juni
16.—28. " "	17.—29. Januar	23. Nov.—5. Dezember	20. Juli—1. August	8.—20. Juni
1.—15. März	30. Jan.—13. Februar	6.—18. Dezember	2.—16. August	21. Juni—5. Juli
16.—31. " "	14.—28. Februar	19. Dez.—5. Januar	17. Aug.—1. Sept.	6.—21. Juli
1.—15. April	1.—16. März	6.—20. Januar	2.—16. September	22. Juli—5. August
16.—30. " "	17.—31. März	21. Jan.—4. Februar	17. Sept.—1. Oktober	6.—20. August
1.—15. Mai	1.—15. April	5.—19. Februar	2.—16. Oktober	21. August—4. Sept.
16.—31. " "	16. April—1. Mai	20. Febr.—5. März	17. Okt.—1. November	5.—20. September
1.—15. Juni	2.—14. Mai	6.—20. März	2.—16. November	21. Sept.—5. Oktober
16.—30. " "	15.—31. Mai	21. März—6. April	17. Nov.—1. Dezember	6.—20. Oktober
1.—15. Juli	1.—15. Juni	7.—20. April	2.—16. Dezember	21. Okt.—4. Nov.
16.—31. " "	16. Juni—1. Juli	21. April—7. Mai	17. Dez.—1. Januar	5.—20. November
1.—15. August	2.—16. Juli	7.—22. Mai	2.—16. Januar	21. Nov.—5. Dezember
16.—31. " "	17. Juli—1. August	23. Mai—7. Juni	17. Jan.—1. Februar	6.—21. Dezember
1.—15. September	2.—16. August	8.—22. Juni	2.—16. Februar	22. Dez.—5. Januar
16.—30. " "	17.—31. August	23. Juni—7. Juli	17. Febr.—3. März	6.—20. Januar
1.—15. Oktober	1.—15. September	8.—22. Juli	4.—18. März	21. Jan.—4. Februar
16.—31. " "	16. Sept.—1. Oktober	23. Juli—7. August	19. März—3. April	5.—20. Februar
1.—15. November	2.—16. Oktober	8.—22. August	4.—18. April	21. Febr.—7. März
16.—30. " "	17.—31. Oktober	23. Aug.—6. Sept.	19. April—3. Mai	8.—22. März
1.—15. Dezember	1.—15. November	7.—21. September	4.—19. Mai	23. März—6. April
16.—31. " "	16. Nov.—1. Dezember	22. Sept.—7. Oktober	20. Mai—3. Juni	7. April—22. April

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt ferner bei: Kaninchen: 4 Wochen oder 28—31 Tage. Hündinnen: 9 Wochen oder 63—65 Tage. Katzen: 8 Wochen. Hühner brüten 19—24 Tage, in der Regel 21 Tage. Truthühner (Puten): 26—29 Tage. Gänse: 28—33 Tage. Enten: 28—32 Tage.

# Woo soll unsere Hausapotheke an Heilkräutern enthalten ?

Wir sprechen mit Dankbarkeit von den Heilkräutern. Die Wirkung und Wohlthat ihrer Kräfte wurde seit altersher immer wieder neu erprobt und bestätigt. Man verwendet die Heilkräuter erfahrungsgemäß äußerlich und innerlich; sie werden als Verband aufgelegt oder es werden die ausgezogenen Salze und Heilstoffe als Saft oder Tee getrunken. Wir geben im folgenden eine kleine Sammlung der wichtigsten Heilpflanzen mit kurzen Hinweisen zu deren Anwendung.

**Arnika** (*Arnica montana*), dient als Wundmittel bei Quetschungen und Blutergüssen. Innerlich gegen Katarthe, Magen- und Darmerkrankungen.

**Augentrost**, auch Krampf-Kraut genannt, wird als Heiltrank mit Milch und Kamillentee bei Darmkrämpfen und Koliken genommen.

**Baldrian** (*Valeriana* off.), beruhigendes Mittel bei nervösen Reizzuständen und bei Unterleibsbeschwerden.

**Benediktenkraut** wirkt bei Magenkatarrhen und Skorbut.

**Brennessel** (*Urtica dioica*), die Jungtriebe werden als Gemüse gegessen. Die Brennessel reinigt das Blut, treibt den Harn, löst den Schleim. Brennessel-Spiritus wird zu Kopfwassungen gebraucht.

**Dill** (*Anethum graveolens*) auch Kapper genannt, ist ein beliebtes Gewürz beim Einfäuern.

**Enzian** (*Gentiana lutea*), wirkt anregend auf den Blutumlauf und auf die Herztätigkeit, besonders bei Schwächeanfällen.

**Eiche**, der Absud von der Eichenrinde wird zu Sitzbädern verwendet, der Tee bei Magen- und Darmkatarrh.

**Fenchel** (*Foeniculum vulgare*) findet bei Blähungen Verwendung.

**Flachs** (*Linum usitatissimum*), zerquetschter Samen mit kochendem Wasser zu Brei verrührt, dient zum Erweichen von Geschwüren und Geschwülsten.

**Holunder** (*Sambucus nigra*), Holunderblütentee wirkt schweißtreibend, findet auch bei Nieren- und Blasenleiden Verwendung.

**Husflattich** (*Tussilago farfara*), eine schleimhaltige Heilpflanze, ist gegen Brustverschleimung wirksam, bei Geschwüren oder offenen Wunden legt man die Blätter auf.

**Isländisches Moos** (*Cetraria islandica*) bei Erkrankungen der Luftwege gebräuchlich.

**Kamille** (*Matricaria chamomilla*), schweißtreibendes, schmerz- und krampfstillendes Mittel. Auch als Wundheilmittel und bei Umschlägen zu gebrauchen.

**Lavendel** (*Lavandula Spica*), ein natürlicher Duftspender, als aromatischer Zusatz zu Bädern und Kräutermischungen.

**Linde**, der Blütentee ist ein schweißtreibendes Mittel.

**Löwenzahn** (*Taraxacum* off.), der Blättersalat wirkt blutreinigend. Behebt Magen-, Nieren- und Gallenbeschwerden.

**Majoran** (*Origanum Majorana*), Fleischgewürz, schleimlösendes, schweiß- und harntreibendes Mittel.

**Melisse** (*Melissa* off.), Herz- und magenstärkendes, krampfstillendes Mittel. Gegen Nervosität, Hysterie und Neurasthenie.

**Pfefferminze** (*Mentha piperita*), ein beliebter Tee, Magenmittel und gegen Blähungen.

**Rainfarn** (*Tanacetum vulgare*), ist ein Wurmmittel, gegen Magen- und Blasenleiden. In großen Mengen jedoch giftig.

**Salbei** (*Salvia* off.), findet Anwendung als Mund- und Gurgelwasser, gegen Lungenverschleimung, bei Nachtschweiß, gegen Leber- und Nierenleiden, äußerlich zu Umschlägen als Wundheilmittel.

**Spitzwegerich** (*Plantago lanceolata*), bei Lungenleiden, Unterleibsbeschwerden, Ruhr und Leberleiden gebräuchlich. Frische Blätter zerquetscht, legt man bei Entzündungen auf.

# Rat und Hilfe

## WESTZONEN

Ausschuß für Flüchtlingsfragen beim Wirtschaftsrat des Vereinigten Wirtschaftsgebietes, Frankfurt/Main, Börsenstr. 2, L. 70461

Arbeitsgemeinschaft der deutschen Flüchtlingsverwaltungen (AdDF), Stuttgart, Richard Wagnerstr. 11, L. 92264

Flüchtlingsbeirat bei der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Flüchtlingsverwaltungen, Stuttgart, Richard Wagnerstr. 11, L. 92264

Arbeitsgemeinschaft für katholische Flüchtlingshilfe, Limburg, Ordinariat, Roßmarkt 16, L. 407

Katholischer Flüchtlingsbeirat, Limburg, Ordinariat, Roßmarkt 16, L. 407

Kirchliche Hilfsstelle, Hauptstelle, Frankfurt/Main-Süd, Strefemannallee 36, L. 64670

Referat für heimatvertriebene katholische Priester, Königstein/Launus, Dingweg 3, L. 297

Deutscher Caritas-Verband, Zentrale, Caritas-Flüchtlingshilfe, Freiburg/Br., Wertmannhaus, L. 2811

Ausschuß der Banater Schwaben aus Rumänien, Hauptstelle, bei Kirchliche Hilfsstelle, München 8, Äußere Prinzregentenstr. 12/II, L. 40584

Hilfskomitee der Evangelisch-Lutherischen Kirche aus Bessarabien und Dobrudscha, Hauptstelle Stuttgart, Johannesstr. 23

Hilfskomitee für die evgl. Umsiedler aus der Bukowina, Hauptstelle, München, Himmelreichstraße 3, L. 2627

Hilfskomitee für die evangelischen Deutschen aus Galizien, Hauptstelle, Stuttgart-Cannstatt, Theod. Weielstr. 51

Hilfskomitee für die Evang. Landeskirche aus Jugoslawien, Hauptstelle, Stuttgart, Archivstr. 18, L. 92324

Hilfskomitee für die Evangelisch-Lutherischen Ostumsiedler, Stuttgart, Johannesstraße 23

Hilfskomitee der evang. Siebenbürger Sachsen und evang. Banater Schwaben, Hauptstelle, Stuttgart, Johannesstr. 23

Hilfsstelle für die Evangel.-Luther. Slowakeideutschen, Hauptstelle, Stuttgart, Archivstr. 18, L. 92324

Hilfskomitee für die deutschen Evangelischen aus Ungarn, Hauptstelle, Blaubeuern, Kroutgartenweg 1, L. 254

Suchdienst (Deutscher Caritasverband — Rotes Kreuz — Hilfswerk der evangel. Kirchen — Arbeiterwohlfahrt), Zonenzentrale München, München 13, Infanteriestraße 7a, L. 360566

Suchdienst (Deutscher Caritasverband — Rotes Kreuz — Hilfswerk der evangel. Kirchen — Arbeiterwohlfahrt), Zonenzentrale Hamburg, Hamburg-Altona, Landgericht-Allee 131, L. 421151

Arbeitsgemeinschaft der CDU-CSU, Landesflüchlingsausschuß, Frankfurt/Main, Bettinastr. 64, L. 75924

Arbeits- und Sammelstelle für das Kulturgut der Heimatvertriebenen bei Kirchliche Hilfsstelle, München, Äußere Prinzregentenstr. 12/II, L. 40584

Interessengemeinschaft der ausgesiedelten Deutschen (JDD) Karlsruhe, Karlsstraße 83

## AMERIKANISCHE ZONE

### Bayern

Staatsbeauftragter für das Flüchtlingswesen im Bayerischen Staatsministerium des Innern, München, Holbeinstr. 11, L. 481731

Beirat beim Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Bayern, München, Holbeinstr. 11, L. 481731

Hauptausschuß der Flüchtlinge und Ausgewiesenen in Bayern, München, Zsmaningerstr. 109, L. 481649

Kirchliche Hilfsstelle, Zweigstelle München, mit Beratungsstellen für die kath. Deutschen aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, München 8, Äußere Prinzregentenstr. 12/II, L. 40584

Deutscher Caritasverband, Landesstelle Bayern, Caritasflüchlingshilfe, München, Beethovenstr. 6, L. 70059

Diözesean-Caritasverband Augsburg, E.-Flü.-Hilfe, Augsburg, Volkhartstr. 9, L. 6653

Diözesean-Caritasverband Bamberg, E.-Flü.-Hilfe, Bamberg, Geyerswörthstr. 2, L. 2166

Diözesean-Caritasverband Eichstätt, E.-Flü.-Hilfe, Eichstätt, Leuchtenbergstr. A 30 1/5, L. 333

Diözesean-Caritasverband München, E.-Flü.-Hilfe, München, Hefstr. 24, L. 35034

Diözesean-Caritasverband Passau, E.-Flü.-Hilfe, Passau, Innbrückg. 9, L. 2141

Diözesean-Caritasverband Regensburg, E.-Flü.-Hilfe, Regensburg, von der Lannstraße 7a, L. 3041

Diözesean-Caritasverband Würzburg, E.-Flü.-Hilfe, Würzburg, Koellikerstr. 4, L. 2280

Landesverband der evangel. Inneren Mission, Nürnberg, Untere Lürcheinerstr. 6, L. 25696

Hilfskomitees für evangel. Deutsche aus Bessarabien und der Dobrudscha, aus der Bukowina, aus Jugoslawien, der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, Slowakeideutschen und der Deutschen aus Ungarn, Landesstellen Bayern, München, Himmelreichstr. 3, L. 2627

Flüchtlingsabteilung der Arbeiterwohlfahrt, Landesverband Bayern, München, Lindwurmstr. 88, L. 71153

Union der Ausgewiesenen, München, Paul Hefsestr. 29—31, T. 73173  
Landesflüchtlingsausschuß der SPD Bayerns, München, Goethestr. 64, Tel. 70574  
Hauptausschuß der Neubürger in der FDP, Landesverband Bayern, München, Widenmayerstr. 50, T. 2162  
Flüchtlingsabteilung der WW, München, Nicolaistr. 10, T. 31382  
Adalbert-Stifter-Verein, (136) München 22, Ludwigstr. 14, T. 2565  
Schlesierverband Bayern, München 42, Gugkowsstr. 3  
Neubürgerbund, Passau, Neuburgerstr. 23

## Hessen

Landesamt für Flüchtlinge, Wiesbaden, Adolfsallee 34, T. 24290  
Sekretariat des Landesbeirates für das Flüchtlingswesen in Hessen, Wiesbaden, Adolfsallee 34, T. 24290  
Flüchtlingsausschuß des Hessischen Landtages, Wiesbaden  
Kirchliche Hilfsstelle mit Abteilungen f. d. kathol. Südostdeutschen, Frankfurt/M., Stresemannallee 36, T. 64670  
Diözesean-Caritasverband Fulda, Caritas-Flüchtlingshilfe, Fulda, Wilhelmstr. 2, T. 2505  
Diözesean-Caritasverband Limburg, C.-Flü.-Hilfe, Limburg/Lahn, Werner-Sengerstraße 7, T. 682  
Hilfskomitee für die evgl. Umsiedler aus der Bukowina, Landessekretariat Hessen, Gersfeld/Rhön  
Hilfskomitee der Evangel. Landeskirche aus Jugoslawien, Landesstelle Hessen, Offenbach/Main, Waldstr. 74  
Hilfskomitee der evgl. Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, Landesstelle Hessen, Gersfeld/Rhön  
Hilfskomitee für die deutschen Evangelischen aus Ungarn, Landesstelle Hessen, Frankfurt/Main-Höchst, Kraneng. 7  
Hessischer paritätischer Wohlfahrtsverband, (16) Frankfurt/Main, Hebelstr. 17  
Landessekretariat der CDU für das Flüchtlingswesen in Hessen, Frankfurt/Main, Hans Thomasstr. 24, T. 64244  
Landesflüchtlingsausschuß der SPD Hessens, Frankfurt/Main, Bockenheimer Anlage 3, T. 58954  
Adalbert-Stifter-Vereinigung in Hessen, (16) Kirchbauna 45, Kr. Kassel

## Württemberg-Baden

Staatskommissariat für das Flüchtlingswesen in Württemberg, Stuttgart-C., Heufteigstraße 66  
Beirat beim Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Württemberg-Baden, Stuttgart  
Diözesean-Caritasverband Rottenburg, Caritas-Flüchtlingshilfe, Abteilung für Slowakeideutsche, Abteilung für Ungarndeutsche, Stuttgart, Gablenberger Hauptstr. 66 T. 69642  
Caritasberatungsstelle für Heimatvertriebene, Karlsruhe, Stefaniestr. 88/III  
Hilfskomitee für die evgl. Umsiedler aus der Bukowina, Landesstelle Württemberg, Stuttgart, Johannesstr. 23

Hilfskomitee der evgl. Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, Landesstelle  
Württemberg, Stuttgart, Stälinweg 16

Liga für freie Wohlfahrtspflege, (14a) Stuttgart, Melkerstr. 29

Neubürgerwerk der Arbeiterwohlfahrt für Württemberg-Baden, Stuttgart, Brei-  
theitstr. 20, T. 91265

Landesflüchtlingsausschuß der CDU, Stuttgart D, Archivstr. 18, T. 91840

Landesflüchtlingsausschuß der SPD Württemberg, Stuttgart, Schilcherstr. 1,  
T. 69313

Flüchtlingssekretariat der Demokratischen Volkspartei, Stuttgart-W., Kotebühlstr. 51

Hilfsverband der Neubürger, Arbeitsgemeinschaft der Kreisverbände, Stuttgart N,  
Pragstr. 145

## BRITISCHE ZONE

Flüchtlingsrat für die britische Zone, Sekretariat Hamburg, Esplanade 6, T. 341019

Hauptausschuß der Ostvertriebenen in der britischen Zone, Lippstadt, Erwitterstr. 27,  
T. 2748

Landesflüchtlingsausschuß beim Sozialministerium des Landes Nordrhein-Westfalen,  
Düsseldorf, Landhaus

Diözesan-Caritasverband Aachen, Caritas-Flüchtlingshilfe, Aachen, Bergdriesch 44,  
T. 31183

Diözesan-Caritasverband Hildesheim, C.-Flü.-Hilfe, Hildesheim, Domhof 25 a,  
T. 126

Diözesan-Caritasverband Köln, C.-Flü.-Hilfe, Köln, Georgsplatz 18, T. 78896

Diözesan-Caritasverband Münster/W., C.-Flü.-Hilfe, Münster/W., Breul 23,  
T. 40619

Diözesan-Caritasverband Osnabrück, C.-Flü.-Hilfe, Osnabrück, Schloß, T. 3920

Diözesan-Caritasverband Paderborn, C.-Flü.-Hilfe, Paderborn, Heiersburg, T. 239

Hilfskomitee für die evgl. Umsiedler aus der Bukowina, Wartenstedt Nr. 31 über  
Holle/Hannover

Hilfskomitee der evgl. Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, Hildesheim,  
Saarstr. 165

## FRANZÖSISCHE ZONE

Diözesan-Caritasverband Freiburg, C.-Flü.-Hilfe, Freiburg/Br., Schwarzwaldstr. 78

Diözesan-Caritasverband Mainz, C.-Flü.-Hilfe, Mainz, Am Südbahnhof, T. 4247

Diözesan-Caritasverband Speyer, C.-Flü.-Hilfe, Speyer, Domplatz 2, T. 2140

Diözesan-Caritasverband Trier, C.-Flü.-Hilfe, Trier, Petrusstr. 28, T. 453

Hilfskomitee für die evgl. Umsiedler aus der Bukowina, Eisenberg/Pfalz, Tiefen-  
talstraße 10

(Schluß von Seite 142).

Flüchtlingsrates übertragen wurde. In der Nazizeit als mutiger Verteidiger katholischer Priester und Ordensleute und anderer Angeklagter vor Sondergerichten hervorgetreten, wurde er als Mitglied des Kreisauer Kreises, einer Gruppe der Widerstandsbewegung, im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 von den Nazis ins Konzentrationslager gesperrt und schwer mißhandelt. Nach dem Zusammenbruch wurde er zum Vizepräsidenten beim Obergericht der beiden Zonen in Köln berufen und ist seit längerem besonders darum bemüht, eine gerechte Regelung des Lastenausgleichs vorzubereiten.

Der Zusammenschluß der Heimatvertriebenen in der britischen Zone ist das besondere Bestreben des Geistl. Rats Joseph Goebel, der im Hauptauschuß der Ostvertriebenen eine wirksame Interessenvertretung schuf und der mit seiner Ostvertriebenenkorrespondenz und anderen Publikationen wertvolle Aufklärungsarbeit leistet. Geistl. Rat Goebel, der zuletzt Pfarrer in Rosenthal, Grafschaft Glatz, war, hat sich um die religiös-kulturelle Betreuung der Deutschen in der ehemaligen rumänischen Bukowina besondere Verdienste erworben.

Um die Vertretung der Interessen der Schlesier in Bayern nahm sich besonders Ministerialrat Dr. Walter Rinke, der Gründer des Schlesierverbandes, an. In Kattowitz geboren, war er zunächst Lehrer, dann Leiter der D. S. Provinzialversicherungsanstalten und wurde 1934 entlassen. 1945 ausgewiesen, trat er in die Dienste des bayerischen Staates, zunächst in der Flüchtlingsverwaltung, dann im Sonderministerium und ist Mitbegründer der Union der Ausgewiesenen in der CSU und Vorstandsmitglied des Hauptauschusses der Flüchtlinge und Ausgewiesenen. Zur besseren feelsorglichen Betreuung der katholischen Heimatvertriebenen wurde in den Diözesen Osnabrück und Paderborn das St. Hedwigstwerk gegründet, das sich auch der Pflege der heimatlichen Überlieferung annahm. Die Leitung übernahm der jeweilige Diözesanbischof, Diözesanpräses in Paderborn ist Pfarrer Wilhelm Trenner in Lippstadt, in Osnabrück Prälat Dr. Monse, der letzte Generalvikar des schlesischen Anteils der Diözese Prag, jetzt in Eistrup bei Bingen während die Geschäftsführung Pfarrer Johannes Smaczny in Meppen/Ems übertragen wurde.

Um die karitative Betreuung nahmen sich besonders an in der britischen Zone der ehemalige Generalvikar der Diözese Kattowitz Ordinariatsrat Franz Wosniza in Bochum, in Berlin Caritasdirektor Dr. Rinke, in Württemberg-Baden Landtagsabgeordneter Dr. Konrad Heiß. Die von München ausgehende „Eichendorffgilde“ ist ein Zusammenschluß katholischer Schlesier, die sich in enger Anlehnung an die Katholische Junge Mannschaft zur Aufgabe gestellt hat, das religiös-kulturelle Erbe der Heimat zu retten und weiter zu entwickeln. Die Leitung übernahm Schriftleiter Dr. Rudolf Jokiel in Grafelfing bei München, der von Konsistorialrat Dr. Johannes Kaps tatkräftig unterstützt wurde. Die Eichendorffgilde hat bereits in fast allen Diözesen Fuß gefaßt und ist mit zahlreichen Veranstaltungen und Veröffentlichungen hervorgetreten.

## Die schlesische Reihe

Wertvolles Material für die Erhaltung und Pflege des schlesischen Erbes bietet die „Schlesische Reihe“, Werkhefte der Eichendorffgilde, herausgegeben von Dr. Rudolf Jokiel (Verlag Paul Pattloch, Aschaffenburg). Bisher sind erschienen: 1) Ludwig Böer: Was der Osten dem deutschen Volke gab, 2) Franz Xaver Seppelt: Das Bistum Breslau im Wandel der Jahrhunderte, 3) Anton Stonner: Die hl. Hedwig, Schlesiens Landespatronin, 4) Joseph Gottschalk: Die Missionierung des Ostens und der Schlesier St. Hsazinth, 5) Reinhold Schneider: Eichendorff / Die Sendung des christlichen Ritters.

## Unsere Quellen:

Der vorliegende Schlesierkalender der „Kirchlichen Hilfsstelle“ ist die schlesische Ausgabe der in diesem Jahre erstmalig erscheinenden „Volkskalender für Heimatvertriebene“, deren allgemeiner Teil übernommen wurde. Da der Kalender innerhalb sehr kurzer Frist zusammengestellt werden mußte, konnten noch nicht alle Wünsche, die man an die Ausgestaltung und Ausstattung eines echten Heimatkalenders stellen darf, erfüllt werden. Unser Ziel war es, nicht nur die alte Heimat in einem Teil ihrer besten Vertreter zu uns sprechen zu lassen und einige der wertvollsten Erinnerungen im Bilde festzuhalten, sondern auch die Brücke zur neuen Heimat zu schlagen und Anregungen zu geben, die unerfessbaren Werte und Überlieferungen der Heimat auch in der neuen Umgebung zu pflegen und weiter zu entwickeln. So erhält der Kalender über die flüchtige Bedeutung als Jahrweiser hinaus einen Dauerwert als beliebtes Hausbuch der schlesischen Familie, das immer wieder gern von Groß und Klein, Jung und Alt zur Hand genommen wird. Dieses Ziel hoffen wir in den nächstjährigen Kalendern noch stärker zu erreichen und sind für jede Anregung hierfür aus unserem Leserkreis dankbar.

Die Erzählung „St. Hedwig sucht ihren gefallenen Sohn“ von Liane v. Gengkow ist dem Buch „Kristall“ von Ida Coudenhove, Verlag Herder u. Co. Freiburg i. B. entnommen. Die Erzählung „Capistrano und der Mann im Sarge“ fanden wir in den Breslauer Sagen von Prof. Kühnau. Joseph Wittigs Erzählung „Bartholomäus-Franze“ erschien erstmalig im Guda-Obend-Kalender 1935, Paul Kellers Erzählung „Wie ich ein Dichter wurde“ fanden wir im „Fränkischen Tag“. Herrmann Stehrs „Die Beichte des Nathanael Maeschler“ wurde dem letzten Kapitel des Romans „Nathanael Maeschler“, Verlag der Deutschen Hausbücherei Hamburg, mit dem sich der Dichter am stärksten dem Glauben seiner Kindheit näherte, entnommen. Ernst Königers „Schrotholzkirchen als Baudenkmäler“ bildet einen Ausschnitt aus dessen Beitrag zur „Landeskunde des NS Industriegebietes“, die Alfons Perlick herausgab. Friedrich Bischoffs „Die guten Gaben“ findet sich in seiner Sammlung „Das Füllhorn“, Gerhart Hauptmanns Gedicht „Das Riesengebirge“ in den „Neuen Gedichten“ (Aufbau-Verlag), Herrmann Brauchs „Schläsche Fressante“ in „Heemteklänge“, Verlag Heege, Schweidnitz. Das Bild Eichendorffs ist eine Verkleinerung eines Holzschnittes von Stratil, das im Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, erschien. Die Zeichnung „St. Hedwig“ von L. v. Moltke ist der Biographie „St. Hedwig, Schlesiens Landespatronin“ von Anton Stonner, in „Schlesische Reihe“, Werkhefte der Eichendorffgilde, Verlag Paul Pattloch, Aschaffenburg, entnommen. Die Holzschnitte „Nathaus in Breslau“, „Blick auf die Sandkirche in Breslau“, „Schindelmachers Haus in der Grafschaft Glatz“ und „Aus dem Glatzer Bergland (Seitendorf)“, sämtlich von Bodo Zimmermann, stellte uns der Bärenreiterverlag Kassel zur Verfügung.

## Wichtige Adressen für Schlesier:

### Heimatkarfeien des Caritasverbandes:

Für Groß-Breslau: (13 a) Cham Obpf., Caritasstelle

Für Grafschaft Glatz: (21 a) Paderborn, Dr. Karl Sonnenscheinhaus

Für Niederschlesien: (13 a) Bamberg, Obere Königsstr. 4.

Für Oberschlesien: (13 b) Passau, Innbrücke 9

### St. Hedwigswerk:

Diözese Paderborn: Diözesanpräses Pfarrer Wilh. Trennet, (21) Lippstadt, Josephstr.

Diözese Osnabrück: Geschäftsführung Pfarrer Joh. Smaczny, (23) Meppen/Embs Eichendorffgilde: Zentralkstelle München 5, Mathildenstr. 3.

Schlesierverband für Bayern: Dr. Rinke, München 42, Guggenw. 3.

# Maße und Gewichte

Metrische Maße nach dem Dezimalsystem:

## a) Längenmaße:

Kilometer (km)	1000 m
Meter (m)	
Dezimeter (dm)	0,1 m
Zentimeter (cm)	0,01 m
Millimeter (mm)	0,001 m

## b) Flächenmaße:

Quadratkilometer (qkm, km <sup>2</sup> )	100 ha
Hektar (ha)	100 a
Ar (a)	100 qm
Quadratmeter (qm, m <sup>2</sup> )	
Quadratdezimeter (qdm, dm <sup>2</sup> )	0,01 qm
Quadratcentimeter (qcm, cm <sup>2</sup> )	0,01 qdm
Quadratmillimeter (qmm, mm <sup>2</sup> )	0,01 qcm

## c) Hohlmaße:

Kubikmeter (cbm, m <sup>3</sup> )	1000 l
Hektoliter (hl)	100 l
Liter (l), Kubikdezimeter (cdm, dm <sup>3</sup> )	
Deziliter (dl)	0,1 l
Zentiliter (cl)	0,01 l
Milliliter (ml)	
Kubikzentimeter (ccm, cm <sup>3</sup> )	0,001 l
Kubikmillimeter (cmm, mm <sup>3</sup> )	

## d) Gewicht:

Tonne (t)	1000 kg
Doppelzentner (dz, q)	100 kg
Kilogramm (kg)	1000 g
Gramm (g)	
1 Karat	0,205 g

## Ältere Maße:

### Deutsche Längenmaße:

1 geogr. Meile = 7.420,4 m, 1 Seemeile = 1852 m.

Bayern: 1 Meile	7.420,4 m
1 Rute	2,918 m
1 Elle	83,30 cm
1 Fuß	29,19 cm

Hessen: 1 Meile	7500 m
1 Klafter	2 m
1 Elle	60 cm
1 Fuß	25 cm

Württemberg: 1 Meile	7448,7 m
1 Rute	2,865 m
1 Elle	61,42 cm
1 Fuß	28,65 cm

Österreich: 1 Postmeile = 4000 Klafter = 7586 m	
1 Klafter zu 6 Fuß zu 12 Zoll zu 12 Linien; = 1,896 m	
1 Elle = 0,778 m.	

### Flächenmaße:

1 Bayr. Tagwerk = 3407 qm
1 Österr. Joch = 5754 qm oder Katastraljoch = 1600 Quadratklaffer
1 Preuß. Morgen = 2553 qm

### Hohlmaße:

Bayern: 1 Scheffel zu 6 Metzen = 222,38 l
Hessen: 1 Maß zu 4 Schoppen = 2,06 l
Württemberg: 1 Schenkmaß zu 4 Schoppen = 1,67 l
Österreich: 1 Metze (Wien) = 61,49 l
1 Elmer zu 40 Maß = 56,59 l

### Gewichte:

Bayern: 1 Zentner zu 100 Pfund = 50 kg
Hessen: 1 Zentner zu 100 Pfund = 50 kg
Württemberg: 1 Zentner zu 104 Pfund = 48,64 kg
Österreich: 1 Zentner zu 100 Pfund zu 32 Loth = 56,06 kg.

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort . . . . .	3	Rechtfertigung (Gedicht) . . . . .	103
Kalendarium . . . . .	4	Das Transeamus . . . . .	104
Die Heimatlosen . . . . .	29	Der Handwerkskasten . . . . .	106
Heimat unterm Kreuz . . . . .	30	Erinnerung (Gedicht) . . . . .	109
Wir haben das Gesicht Deutsch- lands geändert . . . . .	32	Schlesisches Weihnachtslied . . . . .	110
Freunde und Sprecher der Hei- matvertriebenen . . . . .	39	Wie ich ein Dichter wurde . . . . .	111
St. Severin, Patron der Flücht- linge . . . . .	48	Der Grenzstreit . . . . .	114
Der Pilger. Erinnerung. Spruch (Gedichte) . . . . .	55	Schrotholzkröchen als Baudenk- mäler . . . . .	115
Der hohe Dom von Breslau als Ruine . . . . .	57	Allerheiligen — Allerseelen . . . . .	117
Die Religiosität des Schlesiens St. Hedwig sucht ihren gefallenen Sohn . . . . .	60	Ländliche Vision . . . . .	120
Der Kreuzträger in den Straßen Breslaus . . . . .	67	Die guten Gaben (Gedicht) . . . . .	121
Vom Schweigen in den Tod . . . . .	70	Bergmannsballade . . . . .	122
Maria Schnee am Spitzigen Berg (Gedicht) . . . . .	75	Eine kostbare Mitgift der Heimat . . . . .	124
Capistrano und der Mann in Sarge . . . . .	79	Das Landstreicherlein . . . . .	125
St. Annaberg . . . . .	81	Die Schlesier unter den Sudeten- deutschen . . . . .	128
Vertrauen (Gedicht) . . . . .	84	Der Kurfürscher . . . . .	129
Rotgewand, Rotgewand . . . . .	85	Schlesische Heimat (Gedicht) . . . . .	135
Heimatwind . . . . .	88	Schläsische Frassante (Gedicht) . . . . .	136
Die Beichte des Nath. Maechler . . . . .	89	Schlesien heute . . . . .	137
Das Riesengebirge (Gedicht) . . . . .	91	Helfer der Schlesier . . . . .	141
Die fernern Heimathöhen (Gedicht) . . . . .	92	Lied der Verarmten (Gedicht) . . . . .	143
Der Dichter der Vertriebenen . . . . .	93	Berufliche Fürsorge für Heimat- vertriebene in Bayern . . . . .	144
Die verpafste Konstellation der Sterne . . . . .	96	Gedanken zur Berufswahl . . . . .	147
Die Heimat (Gedicht) . . . . .	97	Aus der kirchlichen Arbeit . . . . .	150
Der Wartock Franze . . . . .	98	Ernte (Gedicht) . . . . .	152
		Zur Säuglingspflege . . . . .	153
		Ländliche Arbeiten durch's Jahr . . . . .	160
		Trächtigkeit- und Brütetkalender . . . . .	167
		Hausapotheke an Heilkräutern . . . . .	168
		Rat und Hilfe . . . . .	169
		Die schlesische Reihe . . . . .	173
		Unsere Quellen . . . . .	174
		Adressen für Schlesier . . . . .	174
		Mäße und Gewichte . . . . .	175

Der Kalender ist zu beziehen über die kirchliche Hilfsstelle, München 8,  
Unsere Prinzregentenstraße 12/II



# Leset den **„Christ unterwegs“**

die kirchliche Zeitschrift der Heimatvertriebenen.

# **„Christ unterwegs“**

Ist das einzige kirchliche Blatt, das die Flüchtlingsfrage, Auswanderung und Informationen aus dem Ausland laufend bringt und behandelt.

# **„Christ unterwegs“**

vertritt die Sache der Flüchtlinge und Ausgewiesenen in allen Zonen und setzt sich mit allen Fragen der Heimatvertriebenen auseinander. Dieses Blatt stellt alle Probleme in das Licht der Religion und sucht nach Lösungen aus ihren Grundsätzen.

War erfreut, zu hören, daß der „Christ unterwegs“ auch über die Währungsreform weitergeführt wird. Diese Zeitschrift wäre die letzte, die ich abbestellen würde.  
Pf. L. M. in M.

Durch die Vielseitigkeit in der Erörterung der Fragen und auch der Berichte aus der früheren Heimat der Heimatvertriebenen werden durch „Christ unterwegs“ den in der Fremde weilenden Heimatlosen manche Tränen getrocknet im ermutigenden Gedanken, daß vor allem auch von der Kirche, dem Reich der weltumspannenden Liebe für sorgliche Aufmerksamkeit und Beihilfe zur Linderung der Nöte der Bedrängten gewidmet wird.  
Pf. H. in N. D. G.

Zu beziehen über die Kirchliche Hilfsstelle, München 8, Äußere Prinzregentenstraße 12/II. Das Jahresabonnement im Voraus beträgt 15.— DM. Das Vierteljahresabonnement im Voraus beträgt 4.— DM; das Einzelheft kostet 1.50 DM.

Die Kirchliche Hilfsstelle hat folgende Schriften vorrätig und liefert auf Wunsch sofort:

Lobet den Herrn (Gottesdienstbüchlein) . . . . .	— .25 DM
Familiengebet am Sonntagmorgen . . . . .	— .20 DM
Das Gastmahl der Liebe (Kindermesse) . . . . .	— .20 DM
Gebete des kath. Christen . . . . .	— .08 DM
Heimatlieder . . . . .	— .07 DM
Am Sonntag ohne hl. Messe . . . . .	— .02 DM
Papstbilder . . . . .	— .01 DM
Orgelstimmen zu den Messliedern: „Hier liegt vor Deiner Majestät“ und „Wohin soll ich mich wenden“ . . . . .	2.50 DM
Heimatmappe der Südostdeutschen . . . . .	1.— DM
Heimatmappe der Sudetendeutschen . . . . .	1.— DM
Johannes von Pomuk von Domkapitular Prof. Dr. Joseph Weißkopf . . . . .	2.80 DM

Wir sind in der Lage, religiöse und profane Schnitzereien aus dem weltbekanntesten Passions- und Schnitzerdorf Oberammergau zu ermäßigten Preisen zu vermitteln und zu liefern.

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030000795124



II 140404/1949

Pracownia Śląska

